

DE GRUYTER

Natalia Filatkina, Franziska Bergmann (Hrsg.)

ANGSTKONSTRUKTIONEN

KULTURWISSENSCHAFTLICHE ANNÄHERUNGEN
AN EINE ZEITDIAGNOSE

SPRACHE UND WISSEN

DE
G

Angstkonstruktionen

Sprache und Wissen

Herausgegeben von
Ekkehard Felder

Wissenschaftlicher Beirat

Markus Hundt, Wolf-Andreas Liebert,
Thomas Spranz-Fogasy, Berbeli Wanning,
Ingo H. Warnke und Martin Wengeler

Band 49

Angst- konstruktionen



Kulturwissenschaftliche Annäherungen
an eine Zeitdiagnose

Herausgegeben von
Natalia Filatkina und Franziska Bergmann

DE GRUYTER

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde durch 39 wissenschaftliche Bibliotheken ermöglicht, die die Open-Access-Transformation in der Germanistischen Linguistik fördern.

ISBN 978-3-11-073126-2

e-ISBN (PDF) 978-3-11-072960-3

e-ISBN (EPUB) 978-3-11-072976-4

ISSN 1864-2284

DOI <https://doi.org/10.1515/9783110729603>



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 International Lizenz.
Weitere Informationen finden Sie unter <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>.

Library of Congress Control Number: 2021937223

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2021 Natalia Filatkina & Franziska Bergmann, publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Dieses Buch ist als Open-Access-Publikation verfügbar über www.degruyter.com.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Open-Access-Transformation in der Linguistik

Open Access für exzellente Publikationen aus der Germanistischen Linguistik: Dank der Unterstützung von 39 wissenschaftlichen Bibliotheken können 2021 insgesamt neun sprachwissenschaftliche Neuerscheinungen transformiert und unmittelbar im Open Access veröffentlicht werden, ohne dass für Autorinnen und Autoren Publikationskosten entstehen.

Folgende Einrichtungen haben durch ihren Beitrag die Open-Access-Veröffentlichung dieses Titels ermöglicht:

Universitätsbibliothek Augsburg
Universitätsbibliothek Bayreuth
University of California, Berkeley Library
Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz
Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin
Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin
Universitätsbibliothek Bielefeld
Universitäts- und Landesbibliothek Bonn
Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
Universitätsbibliothek der Technischen Universität Chemnitz
Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt
Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
Universitätsbibliothek Duisburg-Essen
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf
Universitätsbibliothek Eichstätt-Ingolstadt
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt a. M.
Bibliothek der Pädagogischen Hochschule Freiburg
Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Universitätsbibliothek Greifswald
Universitätsbibliothek der FernUniversität in Hagen
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt, Halle (Saale)
Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky
Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek – Niedersächsische Landesbibliothek, Hannover
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol, Innsbruck
Universitätsbibliothek Kassel – Landesbibliothek und Murhardsche Bibliothek der Stadt Kassel
Universitätsbibliothek der Universität Koblenz-Landau
Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
Bibliothek des Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache, Mannheim
Universitätsbibliothek Marburg
Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München
Universitäts- und Landesbibliothek Münster
Bibliotheks- und Informationssystem der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
Universitätsbibliothek Osnabrück
Universitätsbibliothek Vechta
Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel
Universitätsbibliothek Wuppertal
ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Hochschulbibliothek
Zentralbibliothek Zürich

Vorwort und Danksagung

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis eines interdisziplinären Austauschs über ein aktuelles, zwar nicht unbedingt neues, aber geistes- und kulturwissenschaftlich kaum ausdiskutiertes Thema – die Angst. Der Band geht im Wesentlichen auf den Workshop „Interdisziplinäre Perspektiven auf Angst“ zurück, den die Herausgeberinnen im Rahmen ihrer Seminare „Die Sprache der Angst. Linguistische Perspektiven“ (Natalia Filatkina) und „Die Sprache der Angst. Zur Verhandlung eines intensiven Gefühls in Literatur und Kultur“ (Franziska Bergmann) im Sommersemester 2018 an der Universität Trier veranstaltet haben. Unseren Studierenden danken wir für konstruktive Beiträge in den Seminaren und während des Workshops, für das große Interesse für dieses Thema sowie für die Nominierung der beiden Seminare für den Lehrpreis der Universität Trier. Unseren Kolleginnen und Kollegen an der Universität Trier aus den Fächern Psychologie und Medienwissenschaft danken wir für die anregenden Vorträge. Für den Druck wurde der Band um weitere Beiträge und weitere Fächer ergänzt, wofür allen Beitragenden unser herzliches Dankeschön gebührt. Bei den Beitragenden möchten wir uns außerdem herzlich für die reibungslose und angenehme Zusammenarbeit bedanken. Neben den unterschiedlichen Fächern führt der Band nun auch etablierte Wissenschaftler:innen mit (Post-)Doktorand:innen und Student:innen zusammen, die sich an den oben genannten Seminaren beteiligt haben.

Für die Möglichkeit, den Band in der Reihe „Sprache und Wissen“ zu veröffentlichen, danken wir ihrem Herausgeber, Prof. Dr. Ekkehard Felder. Dass der Band in dieser Form erscheinen kann, verdanken wir dem engagierten Einsatz von Winnie Dronske, die in ihrer freien Zeit nach den anstrengenden Arbeitstagen unzählige Stunden in die Fertigstellung der Druckvorlage investiert hat, sowie Carolin Eckardt, Albina Töws und Elisabeth Stanciu vom De Gruyter Verlag für die unkomplizierte verlegerische Betreuung. In unterschiedlichen Stadien der Arbeit an diesem Band wurden wir ferner von Maja Freitag, Joshua Schütz und Maïke Hassani unterstützt, wofür wir ihnen ebenfalls herzlich danken. Diese Unterstützung wäre ohne die finanzielle Hilfe, die uns im Rahmen des Professorinnenprogramms II (2015–2019) von der damaligen Zentralen Gleichstellungsbeauftragten der Universität Trier, Frau Dorothee Adam-Jäger zur Verfügung gestellt wurde, nicht möglich. Dafür danken wir Frau Adam-Jäger ebenfalls von Herzen.

Luxemburg und Trondheim, im April 2021

Natalia Filatkina und Franziska Bergmann

Inhalt

Natalia Filatkina und Franziska Bergmann

Angstkonstruktion: Interdisziplinäre Annäherungen an eine Zeitdiagnose und ein Versuch ihrer linguistischen und literaturwissenschaftlichen Präzisierung. Anstelle einer Einleitung — 1

Anja Berninger

Philosophische Reflexion zu den Spielarten kollektiver Furcht — 31

Rita Voltmer

Jean Delumeau (1923–2020) und die Entdeckung des „pays de la peur“ — 49

Nikolas Immer

Verbotene Räume. Zur Poetik tabuisierter Orte von Blaubarts *Kammer* bis Häfströms *Zimmer 1408* — 89

Maren Lickhardt

A Matter of Perspective. Frames and Discourses of Fear in the Netflix series *Jessica Jones*, *Stranger Things*, *Dark* and *The Rain* — 107

Anita Sauckel

„Sie werden nun ziemlich furchtsam sein“. Zukunftsangst in der mittelalterlich-isländischen Sagaliteratur — 129

Leonie Klein

Die Darstellung und Funktion von Angst im Märchen *Schneewittchen*. Die Gebrüder Grimm und Walt Disney im Vergleich — 149

Juliane Schröter

Angst in der Ratgeberliteratur. Eine kulturanalytische linguistische Studie — 179

Christopher Georgi

Angstkonstruktionen zwischen „sinnvoller Vorsicht und sinnloser Panik“. Eine korpuspragmatische Studie zu Sprachgebrauchsmustern im Umfeld des Lexems *Angst* in Online-Zeitungen — 219

Milena Belošević

**Das böse Wort mit C. Sprachliche Strategien des Umgangs
mit Angst im Corona-Diskurs — 265**

Milena Belošević

**Die Stimmung kippt (nicht von allein). Sprachliche
Angstkonstruktion im Flüchtlingsdiskurs — 291**

Angelika Braun und Louise Probst

Fear as an Affective Trait — 319

Autorenverzeichnis — 345

Index — 347

Natalia Filatkina und Franziska Bergmann

Angstkonstruktion: Interdisziplinäre Annäherungen an eine Zeitdiagnose und ein Versuch ihrer linguistischen und literaturwissenschaftlichen Präzisierung

Anstelle einer Einleitung

Angst als Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung ist an sich nicht neu. Als Grundemotion des Menschen war sie seit Beginn ihrer Erforschung auch in einem interdisziplinären (die aktuellsten Überblicke darüber bieten Koch 2013 und Frank-Job/Michael 2020¹) und einem interlingualen Kontext (Bresson/Dobrovol'skij 1988; Wierzbicka 1999) verankert. Parallel zur neurowissenschaftlichen, psychologischen und biologischen Emotionsforschung konnte die Kulturwissenschaft die Untersuchungen von Angstmanifestationen und Angstkonstruktionen in Literatur, Kunst und Film, und somit von Angst als kulturellem und sozialem Phänomen, als Analysegegenstand auch für sich beanspruchen. Beide Forschungsrichtungen – kulturwissenschaftliche und interlinguale – haben gezeigt, wie sehr die sprachliche Benennung einer Emotion kulturell und historisch variieren kann (grundlegend Böhme 2013; Bourke 2005; Dinzelsbacher 1993; 1996; Haubrachs 2005; Reddy 2001; Scott/Kosso 2002; speziell für das Deutsche vgl. exemplarisch Bergenholtz 1980; Bergenholtz/Faets 1988; Endres 1984; 1985; 1987; Filatkina 2016; Gerok-Reiter 2007; 2008; 2010; Gerok-Reiter/Obermaier 2007; Michel 1988; Resch 2011; Obermaier 2007).

Dennoch ist *Angst* gerade in der kulturwissenschaftlichen Forschung insofern kein vollständig ausdiskutiertes Thema, als nicht einmal die Semantiken der sprachlichen Ausdrucksmittel, die Vielfalt der Manifestations- und Konstruktionsformen und die funktionale Tiefe der Wort- und Begriffsverwendung genügend geklärt sind. Zusätzlich kommt hinzu, dass in der jüngeren Zeitgeschichte die sprachliche Konstruktion von Ängsten (in Massenmedien, sozialen Medien, Literatur, Film, Computerspiel u. a.) wieder an Konjunktur gewinnt (vgl. z. B. Wodak 2016). Die sozialwissenschaftliche Forschung betrachtet dieses

1 Vgl. auch den interdisziplinären Verbund „Kultivierte Angst/Anxiety Culture“, der seit 2015 an der Universität Kiel und dem Teachers College der Columbia University New York läuft: <https://www.uni-kiel.de/de/forschung/detailansicht/news/202-angstkultur#> und <https://anxiety-culture.net/> (letzter Zugriff für beide Webseiten: 21.07.2020).

Phänomen als ein Charakteristikum, gar ein Existenzial, eine *conditio humana* oder die emotionale Grundausstattung aller Risikogesellschaften (Beck 1986; 2007) bzw. der *liquid modernity* (Bauman 1988 [2000]; 2006). Gerade mit Blick auf die der Gegenwart zugewiesenen Attribute „unruhige Zeiten“, „Gesellschaften der Angst“, „Kultur des Verdrusses“ (Bude 2014) ist es hochrelevant zu eruieren, welche Medien und welche Diskursakteure Ängste jeweils mit welchen sprachlichen Mitteln und Funktionen erzeugen, verstärken oder sie aufgrund ihrer Interessen als angemessene oder gültige Perspektive auf die soziale Wirklichkeit durchzusetzen versuchen.

Als Grundemotion des Menschen und als Produkt der medialen/sprachlichen Konstruktion kann Angst aber nicht auf die jüngste Zeitgeschichte reduziert werden; für diverse historische Kommunikationssituationen, nach den neusten Erkenntnissen auch für die christliche Vormoderne (Bär 2013; 2019: 158), war sie ebenso relevant (Delumeau 1985 und Voltmers Kritik daran, in diesem Band). Eine systematische (sprach- und literatur-)historische Analyse des Angstwortschatzes sowie der historischen Dynamiken der sprachlichen Mittel zur Erzeugung von Ängsten erfolgte in diesen Paradigmen allerdings nur in Ansätzen.

Geleitet von der Überzeugung, dass sich wissenschaftliche Zugänge zu diesem Thema am fruchtbarsten im Dialog der Disziplinen erschließen, möchte der vorliegende Band auf die gesellschaftliche Relevanz von *Angst* reagieren und die sprach-, literatur- und kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen (vgl. die Beiträge Schröter, Georgi, Belošević und Klein in diesem Band) durch die Perspektive der Fächer Philosophie (Beitrag Berninger), Geschichte (Beitrag Voltmer), Phonetik (Beitrag Braun/Probst) und Medienwissenschaft (die Beiträge Immer und Lickhardt) bereichern und diachron im Austausch mit der Altnordistik/Icelandic Comparative Studies (Beitrag Sauckel) vertiefen. Der Band geht im Wesentlichen auf den Workshop „Interdisziplinäre Perspektiven auf Angst“ zurück, den die Herausgeberinnen im Rahmen ihrer Seminare „Die Sprache der Angst. Linguistische Perspektiven“ (Natalia Filatkina) und „Die Sprache der Angst. Zur Verhandlung eines intensiven Gefühls in Literatur und Kultur“ (Franziska Bergmann) im Sommersemester 2018 an der Universität Trier veranstaltet haben. Für den Druck wurde der Band um weitere Beiträge ergänzt. Neben den unterschiedlichen Fächern führt der Band ferner auch etablierte Wissenschaftler*innen mit (Post-)Doktorand*innen und Student*innen zusammen, die sich an den oben genannten Seminaren beteiligt haben.

1 Zur gesellschaftlichen Relevanz des Themas

Migrationsbewegungen und Finanzkrisen, Naturkatastrophen und Auswirkungen des Klimawandels, Künstliche Intelligenz und technischer Fortschritt, Pandemien, Viren und Seuchen, Digitalisierung, Überwachung und eingeschränkte persönliche Sicherheit, Diktaturen und Gewaltherrschaft, Terroranschläge, Kriege und unberechenbare Politik. Die Liste der inneren wie äußeren Bedrohungsszenarien und Gefahren ließe sich fortsetzen. Anthropologisch, menschenheits-, mentalitäts- und kulturgeschichtlich ist Angst eine Universalie, weist aber seit dem Alten Testament und den Schriften der griechisch-römischen Antike neben Konstanten auch Inkonstanten und Veränderungen auf, die außerdem individuell und kollektiv in unterschiedlichen historischen Epochen mit sehr unterschiedlichen Graden der Transparenz, Komplexität und Betroffenheit gefühlt, erlebt, gedacht bzw. konstruiert oder auch instrumentalisiert werden. Seit 28 Jahren führt in Deutschland die R&V Versicherungsgesellschaft jedes Jahr die Umfrage „Die Ängste der Deutschen“ durch.² Das erklärte Ziel auf der Webseite der Studie sei die Wiederlegung des Mythos von der „German Angst“ und die Ermittlung konkreter Gründe für Ängste. Dass die Angstgefühle seit 28 Jahren stabil sind, veranschaulicht die Versicherung mit diversen Übersichten. In der letzten online zugänglichen Studie, die sich auf das Jahr 2019 rückwärts bezieht, werden das Höchstniveau der Ängste im Jahr 2016 und ihr erneuter Anstieg für 2018, insbesondere bei solchen Ursachen wie Migrationsbewegung, festgestellt. Die mit der Migration verbundenen Ängste gehören auch im Jahr 2019 zu den sieben größten Ängsten. Eine gesonderte Umfrage widmet die Versicherung den Ängsten in der so genannten Coronakrise, die sich im Vergleich zu Sommer 2019 in Bezug auf die schlechte Wirtschaftslage in Deutschland und die potenzielle Gefahr einer schweren Erkrankung vergrößert haben sollen³ (vgl. dazu die Beiträge Belošević und Georgi, in diesem Band).

Diese und ähnliche Studien werden in Massenmedien auffällig oft zitiert, mit Behauptungen, Angst sei ein typisch deutsches, gar nationales Gefühl bzw. „Die Leitkultur der Deutschen“. Drei prototypische Beispiele (1–3) sollen dies exemplarisch veranschaulichen:

² <https://www.ruv.de/presse/aengste-der-deutschen> (letzter Zugriff: 07.07.2020).

³ Zur Sonderbefragung vgl. <https://www.ruv.de/presse/aengste-der-deutschen/20200407-angste-der-deutschen-corona-sonderbefragung> (letzter Zugriff: 02.07.2020).

- (1) Studie: Bei den Deutschen geht die Angst um.
Berlin (dpa) – Die Deutschen haben wieder mehr Angst vor der Zukunft. Am meisten fürchten sich die Menschen vor einer schlechteren Wirtschaftslage, vor Naturkatastrophen und davor, als Pflegefall zu enden.
(Zeit online, 09.09.2010)

- (2) Gehalt, Sprachen, Shoppen – wie die Deutschen wirklich ticken.
Zukunftsangst? Die „German Angst“ ist sprichwörtlich, hat sich international einen Namen gemacht. Als eine Art indifferente Skepsis und Sorge gegenüber der Zukunft, ein Gemütszustand. Doch es geht auch konkreter. Der Blick in die Zukunft? Ist deutsch-verhangen. 26 Prozent der Befragten gaben an, es würde ihnen in 10 Jahren schlechter gehen. 44 Prozent setzen darauf, dass es ihnen ebenso ginge wie jetzt. Und nur 18 Prozent blicken optimistisch 10 Jahre voraus. Es werde ihnen besser gehen, sind sie sicher.
(Spiegel online, 15.09.2016)

- (3) Ausblick auf 2017: Europas Schicksalsjahr
Die EU steht vor einem turbulenten Jahr: Die Briten treten aus, in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden wird gewählt. [...] 2016 war für die EU schon schlimm genug: Terror in Brüssel, Austrittsvotum der Briten, Gezerre um das Handelsabkommen Ceta, Rücktritt von Italiens Regierungschef Renzi, der Wahlsieg Donald Trumps in den USA. Doch selbst nach einem solchen Annus horribilis gilt: Schlimmer geht's immer. 2017 könnte es für Europa noch dicker kommen.
(Spiegel online, 29.12.2016)

Die Existenz dieser Leitkultur wird mit Lexemen bzw. Syntagmen wie *Angst vor der Zukunft*, *Zukunftsangst*, *German Angst*, *eine Art indifferente Skepsis und Sorge gegenüber der Zukunft*, *ein Gemütszustand* u. a. verschlagwortet. Besonders beliebt scheint dieses Thema jeweils um die Jahreswende als Rückblick auf ein vergangenes bzw. Ausblick auf ein kommendes Jahr zu sein. In (3) ist eine Zukunftsprognose für das Jahr 2017 angeführt, die sich aber im massenmedialen Diskurs⁴ in einer sprachlich sehr ähnlichen Form auch Ende 2014 oder 2015 findet. Konkrete schlimme Ereignisse in der Gegenwart werden im Textauschnitt aufgezählt und in ihrer Gültigkeit in die Zukunft projiziert, mit der abschließenden Prophezeiung, dass es schlimmer immer geht und dass es 2017 für

⁴ Bzw. in dem dieser Einleitung zugrundeliegenden Korpus massenmedialer Texte, s. dazu unten Abschnitt 3.

Europa noch dicker kommen könnte. Vielleicht mit Ausnahme von *Annus horribilis* kommen hier aber im Gegensatz zu den Beispielen (1–2) kaum Lexeme vor, die man im linguistischen Sinn dem semantischen Feld des Angstwortschatzes zuordnen könnte.

Mit einer als spezifisch deutsch wahrgenommenen Angst befasst sich bereits in den späten 1970er Jahren Hans Magnus Enzensberger in seinen „Zwei Randbemerkungen zum Weltuntergang“ (1978), indem er gegen eine vermeintliche Apokalypse-Fixierung der Deutschen anschreibt und den Ängsten insbesondere vor ökologischen Katastrophenszenarien mit einer anderen Form des Schreibens, einer „Real-Poesie“ zu begegnen sucht (vgl. Koch 2013: 246). Enzensberger wünscht sich

ein bisschen mehr Klarheit über die eigene Konfusion, ein bisschen weniger Angst vor der eigenen Angst, ein bisschen mehr Aufmerksamkeit, Respekt und Bescheidenheit vor dem Unbekannten. Dann werden wir weiter sehen. (Enzensberger 1978, zit. n. Koch 2013, 246).

Dass die reflexive künstlerische Auseinandersetzung mit Angstkonstruktionen weiterhin über eine ungebrochene Konjunktur im deutschsprachigen, aber auch im internationalen Raum verfügt, zeigt zudem die Vielfalt von seit der Jahrtausendwende entstandenen Texten und anderen Kulturprodukten wie etwa dem Film. Dabei handelt es sich um Arbeiten, die im Anschluss an 9/11 neue Formen „sicherheitspolitischer Paranoia“ (Koch 2013: 247) beleuchten – genannt seien hier exemplarisch Kathrin Röggla „die alarmbereiten“ (2010) oder Marlene Streeruwitz’ „Die Schmerzmacherin“ (2011).

Aktuell lassen sich vor dem Hintergrund der Coronakrise und damit verbundenen Ängsten ebenfalls neue Entwicklungen im ästhetischen Feld beobachten. Zum einen erfahren Klassiker der Pestliteratur (z. B. Giovanni Boccaccios „Decameron“ (1353), Daniel Defoes „A Journal of the Plague Year“ (1722), Mary Shelleys „The Last Man“ (1826) oder Albert Camus’ „La peste“ (1947) sowie populäre Pandemiefilme große Aufmerksamkeit. Zum anderen lobt man neuere Produktionen wie etwa die 2019 gedrehte deutsch-dänische Serie „Sløborn“ als geradezu prophetisch, weil sie Covid-19 vorausgesehen hätten.⁵ Laut der Züricher Amerikanistin Elisabeth Bronfen bedienen rezente kulturelle Imaginationen von Pandemien aber im Gegensatz zu den von vielen klassischen Pestromanen evozierten apokalyptischen Szenarien vor allem Kriegsnarrative oder Horrorvisionen. Dass sich Trump zum „Kriegspräsidenten oder Kriegshelden“ stilisiert, dass es scheint, als herrsche in den USA eine „Art Bürgerkrieg:

5 <https://www.theguardian.com/world/2020/jul/27/tv-drama-goes-viral-the-german-danish-series-that-foresaw-covid-19> (letzter Zugriff: 31.07.2020).

Die Amerikaner gegen die Viren, und die Viren sind einheimisch“, dass vor New York ein „riesige[s] Armee-Spitalschiff“ liegt, „die USNS Comfort, ein Schiff namens Trost“ und dass im Central Park Feldlager aufgeschlagen sind: All das fügt sich Bronfen zufolge „ganz klar in eine kriegerische Bildsprache mit Lazaretten, Krankenschwestern, Verletzten auf Bahren“ und passt „nicht zu einem Roman wie dem von Mary Shelley, wo der Held Konstantinopel erreicht und nur noch verrottende Körper und bröselnde Gebäude antrifft“ (Bronfen 2020). Zugleich leben die Angstkonstruktionen um Covid-19 von Horrorgenres, weil die Viren in assoziative Nähe gerückt werden zu Zombies. Die Viren sind, so Bronfen,

eine Art selbstgemachter Krieg. Aus uns heraus entsteht der innere Feind [sic!] gegen den man sich wehren muss. Ich denke [sic!] das sind die Fiktionen, auf die wir, wenn wir denn einmal aus einer gewissen Distanz über Corona nachzudenken beginnen, zurückgreifen werden. Kriege und Zombies. Viren sind ja tatsächlich Zombies. Etwas zwischen Leben und Tod, das uns auffrisst. Sie brauchen uns als Wirt. Zombies als literarische Figuren sind selbst eine Kriegsgeburt. Sie entstanden aus dem mexikanisch-amerikanischen Krieg (1846–1848) heraus als Metaphern für eine Invasion von aussen. (Bronfen 2020)

Ob auf weitere Angstnarrative um Covid-19 rekurriert wird und welche Ästhetiken sich im kulturellen Feld im Zuge der Auseinandersetzung mit dieser Pandemie herausbilden, lässt sich in naher Zukunft noch eingehender untersuchen.

2 Stand der Forschung: Linguistische und literaturwissenschaftliche Perspektive

In der geisteswissenschaftlichen Forschung ist die Auseinandersetzung mit Angst ein Untersuchungsgegenstand mit langer Tradition. Seit den Schriften von Kierkegaard (1984), Freud (1909 [1924]) und Heidegger (1927 [2006]) ist Angst ein etabliertes Thema in der Philosophie, Theologie, Rhetorik, Psychologie, Soziologie, Geschichte, Politik-, Rechts-, Literatur-, Kultur- und Medienwissenschaft genauso wie im wissenschaftlichen Journalismus (vgl. Koch 2003; Kappelhoff/Backels/Lehmann/Schmitt 2019, hier insbesondere Bär 2019; Ebert/Gruber/Meisnitzer/Rettinger 2011; Bude 2014; Furedi 2005; Sustein 2005; Akremi 2015⁶). Soziologische Theorien postulieren seit langem Zusammenhänge zwischen sozialer Ungleichheit und dem Empfinden von Emotionen; Rackow/

⁶ Insgesamt für die Kulturgeschichte der Emotionen und ihren Wandel vgl. Frevert (2014).

Schupp/von Scheve (2012) belegen dies für Angst und Ärger empirisch. Beleuchtet wurde dieses Thema sowohl unter synchronen als auch unter diachronen Aspekten, aus der Perspektive der geschlechtlichen und biologischen Manifestationen sowie aus der Perspektive der interkulturell unterschiedlichen phonetischen En- und Dekodierungen, etwa in synchronisierten Filmszenen (Braun/Heilmann 2012).

Die literaturwissenschaftliche und literaturhistorische Emotionsforschung (Benthien/Fleig/Kasten 2000; Kasten/Stedman/Zimmermann 2002; Schnell 2004; 2015; Reddy 2001; Haubrichs 2005; Jäger/Kasten 2003; vgl. den aktuellen Überblick in Filatkina 2016 und Bär 2019) hat bereits mehrmals überzeugend gezeigt, dass die mittelalterliche und frühneuzeitliche Codierung von Emotionen anders ausgesehen hat. Auf das Deutsche bezogen bedeutet das z. B., dass ahd. und mhd. *angust/angest* und *for(a)hta/vorhte* bei aller lautlichen Ähnlichkeit weder mit ihren nhd. Äquivalenten *Angst* und *Furcht* semantisch gleichzusetzen sind noch war *Furcht* ein weniger geläufiges Lexem. Interessant sind in dieser Hinsicht die quantitativen Angaben zur Vorkommensfrequenz von *angest* und *vorhte* im Mhd. in Tabelle 1: Einerseits deuten sowohl die Daten des „Korpus der Mittelhochdeutschen Grammatik“ (MiGraKo) als auch die des „Referenzkorpus Mittelhochdeutsch (1050–1350)“ (ReM) auf die größere Verbreitung von *vorhte* gegenüber *angest* hin; andererseits lässt sich zumindest in Bezug auf das ReM kein signifikanter Unterschied mehr ermitteln.

Tab. 1: *angest* und *vorhte* im MiGraKo und ReM

	‚angest‘	‚vorhte‘
ReM	103	122
MiGraKo	137	231

Welchen Aussagewert dieser Befund nun qualitativ hat, muss noch anhand einzelner Texte untersucht werden. Für nur einen frühneuhochdeutschen Text, Luthers Bibelübersetzung, hat dies Filatkina (2016) im Rahmen einer Studie zu den Lexemen *Furcht* und *Angst* versucht. Den Ausgangspunkt bildete die in der Forschungsliteratur verbreitete Behauptung, dass Martin Luther einen Wendepunkt in der Entwicklung der Lexeme *Angst* und *Furcht* darstellt. Die Entwicklung bestehe in der Frequenzzunahme von *Angst* gegenüber *Furcht* und der Verschiebung der Bedeutung von *Angst* in Richtung der von *Furcht*: In Luthers Sprachgebrauch habe das Lexem *Angst* allmählich seine ursprüngliche Bedeutung ‚körperliche Enge, Bedrängnis, Not‘ aufgegeben, die Seme des Lexems

Furcht angenommen und dank der hohen Frequenz bei Luther dieses schließlich verdrängt (Wandruszka 1950: 19 und 35; Wierzbicka 1999: 146 und 150–151). Filatkina (2016) zeigt aber, dass *Angst* in der Bibelübersetzung von 1545 genauso wie schon im Alt- und Mittelhochdeutschen weniger frequent und in der Mehrheit der Belege (64 Kontexte) noch ‚körperlich‘ ist, insbesondere als Bestandteil der Paarformel *nôt und(e) angst*. Die Ausgangsbedeutung ist also bei Luther gut greifbar. *Angst* zeigt aber auch die Ausweitung der physischen Enge, Not und Bedrängnis auf seelische Qualen und Schmerzen. Am deutlichsten zeugen davon die Belegstellen in den auf Zukunft bezogenen Kontexten des Todes und der Höllenangst, die als wichtige Übergangskontexte für semantische Veränderungen zu sein scheinen. Sie zeigen zumindest aus der heutigen Sicht den schwankenden Gebrauch von frnhd. *angst* und lassen keine eindeutige Zuschreibung entweder der ursprünglichen Bedeutung oder der jüngeren Bedeutungen zu. Dies ist allerdings eine Entwicklung, die vor Luther einsetzt, die er mitträgt, aber nicht initiiert. Allgemein ist das Lexem *Angst* flexibler in seiner Semantik als das Lexem *Furcht*, das bei Luther wie auch schon vor ihm zwar unterschiedliche Bedeutungen aufweist, diese sind jedoch der Verwendung im Sinne von ‚Ehrfurcht, Gottesfurcht‘ (*timor Dei*) mit 132 Belegen quantitativ untergeordnet. Die Belege, in denen diese dominante Bedeutung fehlt, stehen 20 Mal im religiösen Kontext, im dem es um Furcht als die von Gott verhängte Strafe geht. Frnhd. *angst* entspricht außerdem ganz unterschiedlichen Lexemen im Lateinischen, wohingegen *furcht* fast ausschließlich lat. *timor* gegenübersteht. *Furcht* muss somit trotz zahlreicher Konnotationen zumindest in der Bibelübersetzung semantisch festgelegter gewesen sein und war in dieser Bedeutung frequent.

Wenn oben von historischer Emotionsforschung und Codierungen von Emotionen die Rede war, dann ist das insofern zu präzisieren, als der Gegenstand der (überwiegend literaturhistorischen) Untersuchungen weniger die sprachlichen Realisierungen der Gefühle waren, sondern eher ihre medial vermittelten Repräsentationen in der Literatur und Kunst. Dies soll nicht so verstanden werden, dass es keine Untersuchungen zu semantischen, pragmatischen und syntaktischen Dynamiken des Gefühlswortschatzes gäbe. Im Gegenteil: Im Paradigma der historischen Semantik reicht die Tradition bis in die Anfänge des 20. Jahrhunderts zurück, erstreckt sich auf unterschiedliche Sprachen, bleibt jedoch auf einige Emotionen kondensiert (z. B. Liebe, Zorn, Mut, Trauer). Innerhalb der historischen Emotionsforschung nehmen sie allerdings keinen zentralen Platz ein und stehen etwas isoliert da. Die Zahl der Studien⁷ beeindruckt auch nur bei der ersten Begegnung und eher in ihrer Summe.

7 Schnell (2004) bietet einen detaillierten Überblick.

Im Einzelnen und bezogen auf einzelne Sprachen greifen solche Studien zu meist punktuell, sodass die Sprachgeschichte des Gefühlswortschatzes, so auch des Angstwortschatzes, noch zu schreiben wäre.

Im Jahr 1988 schrieb der Schweizer Linguist Alexander Schwarz einen Aufsatz mit dem Titel „Keine Angst in der Sprachwissenschaft“. Dabei bezog sich das Statement im Titel nicht auf den Forschungsstand, denn in der Gesprächslinguistik, der linguistischen Emotionsforschung, Interkulturellen Germanistik oder auch in der Fremdsprachendidaktik gibt es durchaus unterschiedlich gelagerte und unterschiedlich profunde Untersuchungen zu Angst, obwohl das Thema insgesamt, wie oben angemerkt, noch offen ist (vgl. die Beiträge in Frank-Job/Michael 2020; Georgi 2018; außerdem Schwarz-Friesel 2013; Günthner 2006). Vielmehr verwies das Statement auf die grundsätzliche Frage, wie solch eine linguistische Untersuchung aussehen kann.⁸ Der vorliegende Band möchte genau dazu einen Beitrag leisten und geht von den folgenden Annahmen aus:

1. Erstens soll das Konzept bzw. Phänomen ANGST anhand von kulturellen Artefakten (Texten, Filmen, Bildern) nicht als eine reale Basisemotion oder anthropologische Konstante, sondern als eine Konstruktion beschrieben werden, also als eine Anordnung von Wissen, Vorstellungen oder Konzeptualisierungen durch Äußerungen (Felder 2013; Felder/Gardt 2018). Das Hauptziel des Bandes besteht darin, diese These anhand literarischer, populärwissenschaftlicher und massenmedialer Texte im weiten Sinn (also auch Filmen und Bildern) nachzuweisen, um nach Möglichkeit die pauschalen Zeitdiagnosen zu differenzieren, zu präzisieren oder diesen entgegenzuwirken.
2. Zweitens muss eine linguistische und literaturwissenschaftliche Analyse der Angstkonstruktionen zwischen explizit benannter und implizit mitkommunizierter Angst unterscheiden, denn diese ist eben nicht nur wortbezogen, sondern, ein „flächiges“ Phänomen, das zwischen den Wörtern, Aussagen und Texten, durch die Art und Weise ihrer Kombination zum Ausdruck kommt.⁹
3. Drittens erfolgt die Konstruktion von Angst in massenmedialen und literarischen Quellen multimodal. Damit meinen wir, dass an der Konstruktion

⁸ Vgl. ähnlich auch Fiehler (2011).

⁹ Vgl. ähnlich in Bezug auf Emotionen insgesamt Kalwa/Röhmer (2016), zuletzt mit direktem Bezug auf die Versprachlichung von Angst Frank-Job/Michel (2020: 4): „Sie [NF/FB: Angst] erweist sich darin, dass sie dazu tendiert, nicht benannt zu werden und Schweigen herzustellen. Sie kann dennoch in der linguistischen Analyse an Formulierungsschwierigkeiten, Umschreibungen, Abbrüchen und Auslassungen aufgedeckt werden.“

nicht nur verbale Sprache beteiligt ist, sondern auch andere Medien bzw. nonverbale Sprache, d.h. die graphischen Mittel des Layouts, die Typographie, die Textstruktur, die Visualisierungen sowie die körperlich-stimmlichen Ressourcen usw. Darin sehen die Bandherausgeberinnen das große Potential der sprach- und literaturwissenschaftlichen Herangehensweisen, die bei der Erforschung von Angst bis jetzt nur eine marginale Rolle gespielt haben.

4. Viertens variiert die Konstruktion diachron sowie in unterschiedlichen Sprachen und Kulturen.

3 System- und medienlinguistische Mechanismen der Angstkonstruktion

Die oben geäußerten Annahmen gelten in unseren Augen erst recht für die system- und medienlinguistische Analyse der Angstkonstruktion in massenmedialen Texten, die wir in diesem Abschnitt in Ergänzung zum in Abschnitt 2 skizzierten Forschungsstand und als Beispiel für eine mögliche linguistische Vorgehensweise anführen möchten. Wir stützen uns hier auf die in Filatkina (2015) dargelegte Auswertung von sechs als Leitmedien anzusehenden Tages- und Wochenzeitungen Deutschlands aus der Zeitspanne 1970 (seit dem Ende der Nachkriegszeit) bis einschließlich September 2017. Das Gesamtkorpus umfasst DEN SPIEGEL, DIE FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG, DIE SÜDDEUTSCHE ZEITUNG, DIE ZEIT, DIE TAGESZEITUNG (Taz) und die BILD-Zeitung in gedruckter und digitaler Fassung. Das Gesamtkorpus wurde auf zwei unterschiedliche Art und Weisen befragt. Für die Analyse der lexikalisch-semantischen und morphosyntaktischen Mittel der Angstkonstruktion (s. unten die Abschnitte 3.1 und 3.2) wurde die gesamte Zeitspanne in den Blick genommen. Filatkina (2015) ist wortbezogen vorgegangen und hat ein Teilkorpus für das Lexem *Zukunftsangst* zusammengetragen, vor allem weil dieses Lexem semantische Auffälligkeiten aufweist und genau kaum in andere Sprachen übersetzt werden kann. Dieses Teilkorpus enthält 4.308 Belege.

Das dritte Einstiegsbeispiel hat aber vor Augen geführt, dass Angst auch ohne die explizite Verwendung des Angstwortschatzes konstruiert werden kann. Deshalb wurde für die Frage nach den textuellen und diskursiven Mitteln der Angstkonstruktion (s. Abschnitt 3.3) ein anderes, nicht wortbezogenes Vorgehen gewählt. Das zweite Teilkorpus wurde ausgehend von einem Diskurs, nämlich vom letzten Migrationsdiskurs, erstellt. Dieses Teilkorpus ist auf die

Jahre 2013 bis einschließlich September 2017 fokussiert, in denen der Diskurs in den Massenmedien besonders virulent war.¹⁰ Bei der Analyse wurden exemplarisch die Artikel aus der TAZ und dem SPIEGEL-ONLINE Archiv berücksichtigt.

3.1 Lexikalisch-semantische Mechanismen

Zur ersten Gruppe der lexikalisch-semantischen Mittel gehören die offensichtlichsten Fälle der sprachlichen Angstkonstitution, nämlich die Wörter, die im linguistischen Sinn den Angstwortschatz ausmachen. Sie benennen die Emotion und stellen sie dadurch dar. Die Antwort auf die Frage, welche Lexeme denn zum Angstwortschatz gehören, ist aber nicht so offensichtlich und zwischen-sprachlich unterschiedlich. Natürlich liefern onomasiologische Wörterbücher oder korpusgenerierte Ontologien wie etwa *GermaNet* erste Informationen, aber sie suggerieren eine statische Besetzung der semantischen Felder, die dem tatsächlichen Sprachgebrauch in der Synchronie nicht entspricht und diachrone Sprachwandeldynamiken nicht abbildet.

Die Ontologien enthalten ferner viele Lexeme nicht, die zwar in Korpora nicht signifikant oft vorkommen, aber in Diskursen argumentative Funktionen übernehmen. Keine einzige der von uns konsultierten Ontologien führt z. B. die Kollokation *German Angst* auf, die in den Einstiegsbeispielen am Anfang der vorliegenden Einleitung vorkam. Die Kollokation ist aus sprachvergleichender Perspektive aussagekräftig: *Angst* existiert als deutsches Fremdwort im Englischen, dort allerdings ohne das adjektivische Attribut *German*. Wie Stubbs (2005: 187–188) nachweist, entwickelt *angst* im britischen Englisch eine ironisierende, stark kritisierende Bedeutung und fungiert als Bezeichnung für Personen mit trivialen unbegründet übertriebenen Sorgen. In englischsprachigen Textkorpora ist es kaum belegt, und wenn, dann nur in Kommentaren für literarische Werke, Filme oder Musik. Diese evaluative Bedeutung hat im Deutschen die Kollokation *German Angst* nicht. Im Gegenteil bildet sie die Grundlage für Modifikationen wie *German Mut*, die seit 2015 im Selbstdarstellungsdiskurs der FDP keine rein okkasionellen Bildungen, sondern Wahlkampfprogramm sind. Kuck (2018) weist nach, dass die *#GermanMut*-Kampagne ein zentrales Element des multimedialen Narrativs darstellte, mit dem der FDP-Vorsitzende Christian Lindner seine Partei als ‚neue‘ Partei wieder in den Bundestag führen wollte. *German Angst* wurde in dieser Kampagne nicht als eine Konstruktion der Medien dargeboten, sondern als ein reales, für die Deutschen typisches Phänomen.

¹⁰ Zu Angstkonstruktion im Migrationsdiskurs vgl. auch Becker (2016).

Das zweite in den Einstiegsbeispielen am Anfang erwähnte Lexem *Zukunftsangst* findet sich ebenfalls nicht in den gängigen Ontologien des Deutschen. Filatkina (2015) zeigt aber, dass es im massenmedialen Diskurs seit ca. 1970 systematisch in steigender Frequenz greifbar ist, allerdings nicht in absoluter Verwendung, sondern nur in bestimmten Diskursen, in anderen kommt es wider Erwarten nicht vor. Abbildung 1 veranschaulicht die Verteilung im SPIEGEL ONLINE-Archiv:

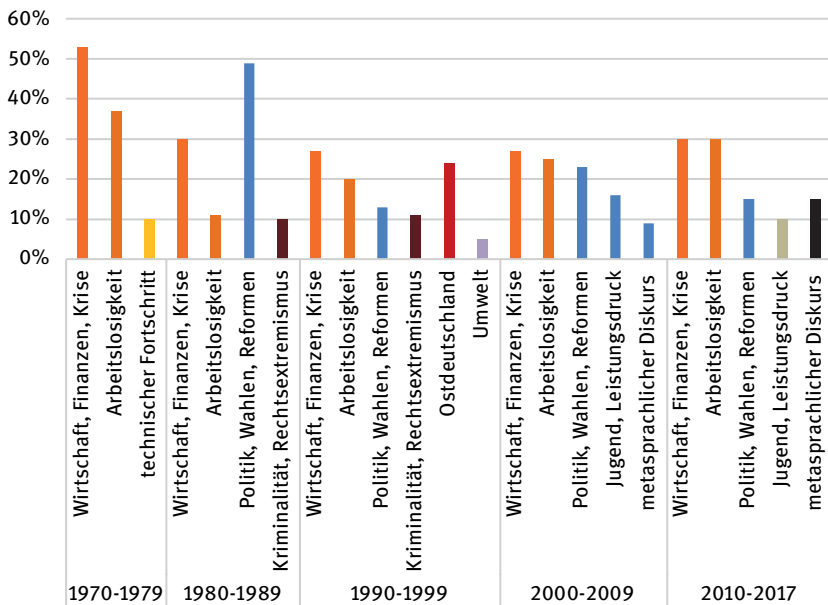


Abb. 1: Thematische Kontexte des Lexems *Zukunftsangst* im *Spiegel*-Archiv

Die Abbildung legt vor allem nahe, dass das Lexem semantisch gar nicht so diffus ist, wie es in Massenmedien gelegentlich behauptet wird, denn es kommt typischerweise im Zusammenhang der finanziellen Krisen (Dollarsturz, Finanzkrise, Weltwirtschaftskrise) und/oder der schlechten bzw. fehlenden beruflichen Perspektiven, der Arbeitslosigkeit und Armut bzw. des finanziellen Abstiegs vor. Hingegen liefert unser Korpus keine signifikanten Nachweise für das Vorkommen des Lexems in solchen angstbeladenen und medial ausgiebig diskutierten Zusammenhängen wie die Aufrüstung, ökologische Katastrophen (Tschernobyl, Waldsterben) oder AIDS. Auch im Kontext der aktuellen Migrati-

on ist es mit weniger als 10 Belegen unterrepräsentiert, zumindest im SPIEGEL und in der TAZ.

3.2 Morphosyntaktische Mechanismen

Ein Blick auf die KWIC-Liste („key-word-in-context“) kann diese themen- und domänenspezifische Analyse des Lexems *Zukunftsangst* weiter präzisieren und einen Einblick in die morphosyntaktischen Mittel der Angstkonstruktion gewähren. Die Analyse der Korpusdaten legt nahe, dass das Lexem auffällig oft in Verbalphrasen mit atelischen durativen Handlungsverben vorkommt, d. h. mit Verben, die dynamische Vorgänge beschreiben und keinen Kulminations- oder Endpunkt voraussetzen (*treiben, herrschen, sich ausbreiten, grassieren, plagen, peinigen*) bzw. graduelle Änderungen versprachlichen (*wachsen, zunehmen*). *Zukunftsangst* ist dabei ein aktives Agens; sie wird personifiziert und als unkontrollierbare Krankheit konzipiert. In der letzten Korpusdekade nach 2000 kommen Handlungsverben dazu, die eine verbale bzw. kognitive Handlung zum Ausdruck bringen: *klagen, verstehen, sprechen, schildern*. Nur in diesem letzten Korpusausschnitt entsteht ein metasprachlicher Diskurs über das Phänomen Zukunftsangst. Hingegen enthält das Korpus keine Belege für Kombinationen mit Verben, die physiologische Zustände ausdrücken, z. B. *zittern, beben, erblassen, erstarren, erleichen, versteinern* usw. Laut GermaNet sind aber genau diese Verben die häufigsten Begleiter des Simplex *Angst*. Physiologische Effekte und körperliche Reaktionen liegen auch den konzeptuellen Metaphern und Metonymien um *Angst* zu Grunde,¹¹ aber nicht um *Zukunftsangst*.

Aufschlussreich sind zudem die Verbindungsprofile mit Genitivattributen, vgl. Tabelle 2:

¹¹ Vgl. etwa FEAR IS PHYSICAL AGITATION, INCREASE IN HEART RATE, DROP IN BODY TEMPERATURE, INABILITY TO MOVE u. a. (Kövecses 1990: 70–74). Vgl. auch Dobrovolskij (1995; 1996) und Dobrovolskij/Piirainen (2005: 145–159) zu Angst-Idiomen und ihren kognitiven/konzeptuellen Grundlagen. Interessanterweise werden solche Konzeptualisierung auch durch die Etymologie des Lexems *Angst* gestützt: Es leitet sich wie die meisten Lexeme des Wortfeldes ‚Angst‘ (z. B. *Bangigkeit, Horror, Schrecken* (lat. *terror*) und *Entsetzen* (lat. *horror*)) aus körperlichen Erfahrungen mit Bedrängnis und Enge ab (ig. **ang^hu-* ‚eng, bedrängt‘; lat. *angustia*; EWB 2002: 45). Dazu Filatkina (2016: 72–73).

Tab. 2: Verbindungsprofile des Lexems *Zukunftsangst* (ZA) im Untersuchungskorpus

	1970–1979	1980–1989	1990–1999	2000–2009	2010–2017
ZA + Attr_{Gen}	19%	16%	0%	7%	5%
ZA + X_{Subst/NP}	24%	33%	43%	37%	45%
ZA in Überschriften	9%	13%	11%	23%	30%

Die Zahl dieser Attribute sinkt im diachronen Schnitt. Im ersten Untersuchungsrahmen (in den 70er Jahren) sind die Genitivattribute ebenfalls klar definiert: Das sind Bezeichnungen von beruflich zusammengehörigen Gruppen von Personen (*Zukunftsangst der US-Konsumenten*, *Zukunftsangst ihrer Geschäftspartner*). In den 1980er Jahren kommen eher Nominalphrasen mit geographischen Namen vor (*Pretorias Zukunftsängste*, *die Zukunftsängste Hongkongs*), die sich natürlich metonymisch auf Menschen beziehen, dadurch aber nicht konkreter werden, insofern als es nicht klar ist, wer genau gemeint ist. In dieser Zeit sind auch zum ersten Mal Präpositionalphrasen wie *bei den Grünen geht Zukunftsangst um* und Relativsätze des Typs *jene Wähler der Mittelklasse, die Zukunftsangst peinigt* belegt. Sie lassen zwar auf die Träger*innen schließen, bleiben dennoch vage. Dieser Trend setzt sich in den beiden letzten Zeitschnitten fort. Stattdessen wächst die Produktivität des Verbindungsprofils *Zukunftsangst + X_{Subst/NP}*. Damit sind Aufzählungen schlimmer Ereignisse gemeint, die die Dramatisierung und Übertreibung verstärken sollen, vgl. exemplarisch *Von Zukunftsangst, drohenden Wirtschaftskrisen, Kriegen oder Umweltkatastrophen, wachsende Zukunftsängste, zunehmende Vereinsamung und Mangel an menschlicher Wärme*. Meistens stehen solche Aufzählungen in Überschriften, nicht im Haupttext der Artikel und sind eigentlich auch kein inhaltlicher Gegenstand der Artikel. An solchen Stellen sieht man, wie die Makrostruktur der Texte und typographische Mittel in die Angstkonstruktion mit einbezogen werden. Auch das ist beim Simplex *Angst* anders: Schaut man sich im DWDS-Korpus signifikante rechte Nachbarn an, so stellt man fest, dass es zwar keine Genitivattribute sind, aber doch die Kombination Präposition *vor + Dativobjekt*, das kein Abstraktum ist.¹² Solche Kombinationen sagen natürlich nichts über die Träger*innen der Angst aus, konkretisieren aber dieses Lexem wenigstens in Bezug auf das Objekt.

¹² Vgl. *vor* (108,530), *davor* (10,260), *vor einem* (10,207), [NF/FB: *Komma*] (8,481), *um* (5,938), *vorm* (3,893).

Diese empirischen sprachgebrauchsbasierten Befunde widerlegen ferner die in der Philosophie und Psychologie gängige und auf Kierkegaard (1984) zurückgehende Meinung, Angst sei im Gegensatz etwa zu Furcht ein gegenstandsloses, frei flottierendes Gefühl. Auch wenn dieser Unterscheidung mittlerweile ein eher heuristischer Wert zugesprochen wird, besteht z. B. das „Historische Wörterbuch der Philosophie“ (1971, I, 310) darauf und hält die „existentiell oft tief verwurzelte unbestimmte A[ngst]“ und „eine bestimmte, existentiell eher periphere A[ngst], die dann gewöhnlich ‚Furcht‘ genannt wird“ auseinander (vgl. anders Demmerling 2013).

Auffällig ist außerdem die hohe Frequenz der Adversativ- und Konzessivsätze mit den Konjunktionen *wenn*, *obwohl* und *trotz*, z. B. *Trotz dieser durchweg positiven Zahlen [...], obwohl es ihnen so gut geht wie nie zuvor [...]*. Der durch die Konjunktion eingeleitete Teil bestätigt zunächst die positive Jetzt-Situation, um diese dann im zweiten Teil zu widerlegen, vgl. Beispiel 4:

- (4) Auch wenn Manager wie Siemens-Chef Karlheinz Kaske „keinen Anlaß zur Dramatisierung“ sehen; wenn ein Manager wie der Veba-Chef Rudolf von Bennigsen-Foerder empfiehlt, „den uns eigenen Hang zur Schwarzmalerei zu durchbrechen“ – der Schock des Börsen- und Dollar-Crashes wirkt nach, und er wird Folgen haben für die reale Wirtschaft.
(Spiegel, 16.11.1987)

Ebenso oft begegnet die parataktische Aneinanderreihung kurzer Sätze, Nominlphrasen oder Einzellexeme, als eine syntaktische Kondensierungsform, eine Ressource zur Porträtierung rasch aufeinander folgender Ereignisse und eines dynamischen Handlungsablaufs. Sie kann von Konstruktionen so schlimm wie nie zuvor bzw. schlimmer als je begleitet werden. Beispiel (5) steht prototypisch für diese Gruppe von Belegen:

- (5) Wir haben Angst vor der Zukunft. [...] Jetzt schreckt die Zukunft eher ab. Es ist soviel passiert. Der Terrorismus, Putin in einer neuen Qualität, der Krieg in Syrien, der Krieg in der Ukraine, der Maidan, die Flüchtlinge. Keiner konnte das voraussagen. Es ist ein neuer Kalter Krieg. Die Wissenschaften haben ihre Vollmachten abgelegt, sie sind hilflos.
(Die Zeit, 19./20.03.2016)

Schließlich gehören u. E. die so genannten „diskursgebundenen Neubildungen“ zu der Gruppe der morphosyntaktischen Mittel der Angstkonstruktion. Damit meinen wir Wortbildungen wie *Lethargokratie*, *Untergangshysterie*, *Ökochondrie*

oder *Chemophobia*, die sich der regulären Wortbildungsmuster bedienen, außerhalb der Diskurse über negative (und so auch angstbesetzte) Zukunftshorizonte jedoch kaum vorkommen.

Es ist natürlich schwer, ausgehend von diesen Beispielen von einer Grammatik der Angst zu sprechen. Die erwähnten Mittel sind nicht angstspezifisch, sie können immer wieder als rekurrente Sprachgebrauchsmuster in massenmedialen Diskursen über negativ besetzte Zukunftsentwürfe aufgefunden werden. Aber sie unterscheiden sich etwa von den kommunikativen Mitteln der Darstellung der Extremerfahrungen (darunter auch Angst) in informellen Gesprächssituationen. Die letzteren wurden etwa in Günthner (2006) und Gülich (2020) gesprächslinguistisch und in Capps/Ochs (1995) psycholinguistisch untersucht. In der Gruppe der morphosyntaktischen Mittel wurden hier vor allem die Produktivität der Verbspitzenstellung, der subjektlosen Infinitkonstruktionen (*angehalten – Tür aufgemacht – ausgestiegen*) und der sog. „minimalen Satzungen“ (*superherzrasen und und kopfschmerzen*) betont. In unserem Untersuchungskorpus der massenmedialen Texte kommt das alles nicht vor.

3.3 Textuelle und diskursive Mechanismen

Bei der Analyse der letzten Gruppe der textuellen und diskursiven Mittel der Angstkonstruktion beschränken wir uns, wie am Anfang des vorliegenden Beitrags angekündigt, auf den letzten Migrationsdiskurs. Zu den Mitteln der Angstkonstruktion auf dieser Ebene gehören vor allem die sog. Argumentationstopoi, Metaphern und metaphorische Szenarien. In Anlehnung an Römer/Wengeler (2013: 270) und Wengeler/Ziem (2014: 67) definieren wir Argumentationstopoi als

argumentative Muster, die bei der öffentlichen Konstruktion des „Wissens“ gehäuft, seriell vorkommen [...], die nicht immer in gleicher Weise sprachlich materialisiert werden müssen, die aber in vielen Texten als immer wieder ähnlich vorkommende, auf Plausibilität zielende Herstellung von Sachverhaltszusammenhängen erscheinen.

Argumentationstopoi sind somit inhaltliche (nicht sprachliche) Fixierungen über einzelne Texte hinweg, die auf der sprachlichen Oberfläche mit Hilfe unterschiedlichster Mittel zum Ausdruck gebracht werden können. Angst ist dabei nicht das eigentliche Ziel der Konstruktion, sondern mit Fritz Hermanns (1995 [2003]) gesprochen eine wesentliche emotive Bedeutungskomponente. Dies sei exemplarisch am Beispiel des *Topos der düsteren Gegenwartsdiagnose* (vgl. zuletzt Römer (2017: 235–242 u. a.) anhand der Krisendiskurse) veranschaulicht.

Der Topos lässt sich aus Kontexten ableiten, in denen die augenblickliche Lage in Deutschland vor allem wegen der hohen Zahl der Flüchtlinge als dramatisch und schlimm prädiert wird. Die düsteren, durch Zahlen angeblich bekräftigten Gegenwartsdiagnosen gehen durch Verweise auf Gefahren oder schlechte Zeiten in düstere Zukunftsprognosen über. Die Bezeichnung *Flüchtlingskrise* fällt explizit, Migration wird als Krise konstruiert. Man steht dieser Krise ohnmächtig gegenüber, u. a. auch weil die Krise gleichzeitig (wie alle anderen Krisen und/oder frühere Migrationsbewegungen) auch als eine Naturkatastrophe dargestellt wird. Die konzeptuelle Metapher *Flüchtlingskrise ist Naturkatastrophe* bildet somit einen Teil des Topos der düsteren Gegenwart. Flüchtlinge sind Wasser- und Schneemassen. Eine *Flüchtlingswelle* hat uns 2015 *überrollt*, kann kaum *bewältigt*, muss *gestoppt* werden. Berichtet wird vom *Flüchtlingsandrang*, *Zustrom von Migranten* oder einer *Lawine*. Eine *Flüchtlingsflut* oder die *Flüchtlingsströme* werden nur langsam *abebben*. Konstruiert wird dieser Topos u. a. auch mit Hilfe der historisierenden und dramatisierenden Behauptungen, das sei *die größte Flüchtlingswelle in der Geschichte Deutschlands / seit dem 2. Weltkrieg* oder *sie sei so groß wie nie zuvor*. Flüchtende sind keine Opfer, sondern eine entpersonalisierte Bedrohung. Opfer der Situation sind Deutschland und Europa – ihnen droht, überflutet zu werden. Im Gegensatz zu Flüchtlingen sind Länder und Staaten personalisiert: Sie sind *besorgt*, *müssen die Anreise steuern*, *Migranten abwehren* bzw. neutral formuliert *handeln*.

Artikel, die diese Wortwahl als „verkehrte Sprache“ verurteilen, gibt es auch. Nichtsdestotrotz ist es auffällig, dass die Metapher *Flüchtlingskrise als Naturkatastrophe* nicht nur sprachlich, sondern auch bildlich realisiert wird und eben nicht auf die aktuelle Migration beschränkt ist (vgl. stellvertretend Böke 1996; 1997; Wengeler 2003: 419–423¹³; 2005). Die exemplarisch ausgewählten Titelblattseiten des SPIEGEL in Abbildung 1 veranschaulichen, dass unabhängig davon, welche Migration man untersucht – die türkische, italienische, die russland-deutsche oder die aktuelle – die Darstellungen und die darin transportierten Botschaften erstaunlich ähnlich sind. Das zentrale Motiv sind unkontrollierbare und unaufhaltbare Mengen von Menschen, die zu den Grenzen Deutschlands strömen, die als hohe Wände, Schranken oder Türen visualisiert und mit Andrang und Gewalt gestürmt werden. Dadurch bringen sie das Deutschland- oder Europa-Schiff zum Sinken und die Politik zum Versagen.

¹³ Diese Metapher wird in Wengeler (2003: 419–423) als ein Teil des Gefahren-Topos im massenmedialen Diskurs der ersten Hälfte der 1970er Jahre behandelt.



Abb. 2: Titelblattseiten des SPIEGEL

Über den Topos der düsteren Gegenwartsdiagnose und seine konzeptuellen Metaphern wird von Anfang des Migrationsdiskurses an ein dringlicher Handlungsbedarf seitens der Politik konstruiert. Die Diskussionen werden auf eine sehr verwobene und dynamische Art und Weise zwischen zwei Randpositionen ausgetragen: dem „Wir schaffen das!“-Topos im Sinne der positiven Zukunftsentwürfe auf der einen Seite und seiner fast zeitgleich entstehenden skeptischen bzw. kritischen Modifikation, dem „(Wie) Können wir das schaffen?“-Topos auf der anderen.

Überrepräsentierte Kollokationen, die u. a. auch auf Angst schließen lassen, sind *die europäische Abschottungs- und Abriegelungspolitik*. Die EU und Deutschland werden als geschlossene Räume konzipiert, über deren *Grenzen Kontrolle gewonnen* werden muss. Die Diskussionen um die *Obergrenze* und die *Zuwanderungsquoten* fragen, über wie viel Raum ein Land oder eine Staatengemeinschaft *höchstens* verfügt, und zwar mit Hinblick auf das nationale Eigeninteresse (Schlagwort hier: *Unsere Möglichkeiten sind endlich!*).

Raum steht dabei metaphorisch für Geld und Ressourcen wie Bildung, Gesundheit, Wohnraum und Arbeit. Die größte Flüchtlingswelle seit dem 2. Weltkrieg wird der *größten Finanzierungslücke* gegenübergestellt.

Selbst die auf den ersten Blick als positiv besetzt erscheinenden Ausdrücke wie *sichere Herkunftsländer* werden negativ als *abschreckende Signalwirkungen* transportiert und versprachlichen den Willen, die Lösung der Probleme im Sinne eines Verlagerungs-Topos (Wengeler 2003: 431–433) nach außen außerhalb Deutschlands und der EU zu verlegen. Auf der einen Seite sollen die so genannten *nützlichen Ausländer* aufgrund ihres jungen Alters, ihrer Männlichkeit und der physischen und psychischen Stärke, die sie durch die Überwindung der Mittelmeer- oder Balkanroute bewiesen haben, das zweite deutsche Wirtschaftswunder vorantreiben, den demographischen Niedergang verhindern und als zusätzliche begehrte Kunden den Konsum verbessern. Auf der anderen Seite wird der Topos durch die Vermischung des Migrationsdiskurses mit dem Terror- und Kriminalitätsdiskurs negativ und angstbesetzt. Das zeigen Kontexte wie in (6) deutlich, in denen unter Berufung auf das Bundesministerium die Realität der Gleichsetzung ‚Migration ist Kriminalität‘ bekräftigt werden soll:

(6) Flüchtlingskrise: Ein Pass vom „Islamischen Staat“

IS-Anhänger sind angeblich mit gefälschten syrischen Pässen nach Deutschland gereist. Bayerns Innenminister Herrmann spricht von einem „Anfangsverdacht“.

[...] Der Bericht schürt eine alte Sorge: Terroristen könnten die Flüchtlingsbewegung nutzen, um nach Europa zu gelangen. [...] Die Miliz ist also in der Lage, Attentäter mit Papieren auszustatten, die auf den ersten Blick harmlos erscheinen. [...] Im Bundesinnenministerium heißt es, die Sicherheitsbehörden seien „bereits seit Längerem sensibilisiert, dass im Rahmen der aktuellen Zuwanderungsbewegungen auch verfälschte oder gefälschte Dokumente zum Einsatz kommen könnten“. Es sei nicht auszuschließen, dass sich unter den zahllosen Flüchtlingen auch „Mitglieder militanter Gruppen bzw. terroristischer Organisationen“ befänden.

(Spiegel, 22.12.2015)

Es wird die reale Existenz solch einer Sorge behauptet und als alt proklamiert. Die Berichterstattung erfolgt zwar teilweise im Konjunktiv, der allerdings durch Formulierungen wie *Die Miliz ist in der Lage, das Bundesministerium sei seit Langem sensibilisiert* und *es sei nicht auszuschließen* konterkariert wird. Solche Äußerungen lassen die drohende abstrakte Gefahr als konkret vorstellbar erscheinen.

Nach den Silvesterübergriffen in Köln entfacht der Topos der düsteren Gegenwartsdiaagnose in Text und Bild das Narrativ ‚schwarzer Mann vergewaltigt weiße Frau‘. Die Täter gelten vereinfacht kaum noch als Einzelpersonen, son-

dem sind eine diffuse Masse triebgesteuerter Ausländer, die mit Tierwortschatz beschrieben werden. Relativ bald wurde diese Berichterstattung als „ein Tiefpunkt des Journalismus“ (SPIEGEL ONLINE, 10.01.2016) verurteilt. Aber die Debatte war damit nicht ausgeschöpft; sie wird genderneutral, also auch bezogen auf Frauen mit Migrationshintergrund, im Kontext des ins Rutschen geratenen Zusammenlebens und des *Integrationszwangs* weitergeführt und mündet im Sinne des Kultur- und Vorurteiltopos (Wengeler 2003: 370–373; 435–436 u. a.) in die Diskussion um die deutsche Leitkultur und die „*Wir sind nicht Burka*“-These. Diese führte zu kontroversen Diskussionen, hat aber auch Äußerungen hervor gebracht, dass das Zusammenleben ins Rutschen geraten sei „nicht nur, aber eben vor allem durch Migranten, die nie angekommen sind, und durch so viele Flüchtlinge und Asylbewerber aus Kulturkreisen, in denen Gewalt, Rückständigkeit und archaische Werte herrschen“ (Die Welt, 01.05.2017).

4 Beiträge in diesem Band

Die Ausführungen in Abschnitt 3 sind ein Beispiel für eine mögliche linguistische Analyse der Angstkonstruktion in Massenmedien, die in unserem Verständnis nur dann erfolgreich sein kann, wenn sie mehrschichtig, multimodal und integrativ angelegt ist. Mehrschichtig bedeutet dabei die Inklusion möglichst vieler sprachlicher Ebenen (Lexik, Grammatik, Text, Diskurs), multimodal – die Berücksichtigung nicht nur der sprachlichen Oberfläche, sondern auch der graphischen Mittel des Layouts, der Typographie, der Textstruktur, der Visualisierungen sowie der körperlich-stimmlichen Ressourcen. Integrativ bezieht sich auf den Dialog zwischen den unterschiedlichen Fächern, die wir mit dem vorliegenden Band fortsetzen möchten.

Die Untersuchung der Beziehungen zwischen Angst und Sprache (verbal oder nonverbal) ist für alle Beiträge konstitutiv, weil es primär, aber freilich aus der Perspektive unterschiedlicher Fächer um Konstruktions- und Ausdrucksformen der Angst geht. Anja Berninger eröffnet den Band mit einem philosophischen Beitrag. Den aktuellen, u. a. auch in Massenmedien transportierten Angst-Zeitdiagnosen attestiert sie begriffliche Ungenauigkeiten und ganz unterschiedliche, teilweise auch divergierende Deutungen. Sie unternimmt deshalb den Versuch, diese Diagnosen durch die Erarbeitung von drei verschiedenen Spielarten kollektiver Ängste (*kollektive Furcht* in ihrer Terminologie) zu präzisieren, nämlich zum einen durch die Abgrenzung von Furcht als Werturteil und Furcht als einen phänomenalen, an bestimmte physiologische Symptome gebundenen Zustand und zum anderen durch die Analyse des Verhältnisses von Individuum

und Gruppe, die Furcht als Zustand (und nicht als Werturteil) erleben sowie durch die detaillierte Beschreibung der produktiven Funktionen der kollektiven Furcht und ihres destruktiven Potentials. Leitend ist die Annahme, dass jede der besprochenen Spielarten kollektiver Furcht ein etwas anders zu charakterisierendes destruktives Potential in sich birgt, das stark vom Verhältnis zwischen einem Individuum und einer Gruppe abhängt, und zur Beobachtung führt, dass die Rede von *einer* kollektiven Furcht/Angst nur eine pauschale Zuschreibung ist.

Rita Voltmer vertieft die modernen Zeitdiagnosen in Bezug auf kollektive Ängste aus historischer Perspektive der vergangenen Gefühlswelten, indem sie Delumeaus „Angst im Abendland“, das voluminöse in der kontinentaleuropäischen Mentalitäts- und Religionsgeschichte stark rezipierte, lange Zeit als Standard für jegliche kulturwissenschaftlichen Abhandlungen zu Angst geltende und mittlerweile kontrovers diskutierte Werk, einerseits würdigt und andererseits in Bezug auf seine Genese, die dort präsentierten Quellen und deren methodische Erschließung kritisch beleuchtet. Die Hauptkritik richtet sich genauso wie in Anja Berningers Beitrag gegen die Pauschalität und Einseitigkeit der Angstzuschreibungen allen Bevölkerungsschichten im Mittelalter und der Frühen Neuzeit, die Delumeau mehrfach, in Voltmers Augen aber unbegründet, nicht nachweisbar und nicht überprüfbar vornimmt. Für das Thema „Sprache und Angst“ sind Voltmers geschichtshistorischen Schlussfolgerungen insofern relevant, als die Autorin Delumeaus Ansatz den Vorschlag entgegensetzt, Angst und Furcht nicht als anthropologische Konstanten jenseits der Texte (im Sinne von Sprache und Bildern) anzunehmen, sondern diese als soziale und diskursive Konstruktionen aufzufassen, die unterschiedlich kontextualisiert, auch instrumentalisiert werden können und dennoch keine quantitativ validen empirischen Befunde über das dahinterliegende Phänomen individueller oder kollektiver Ängste liefern: „Die Angst‘ im Abendland hat es mithin nicht gegeben. Das ‚pay de la peur‘ blieb ebenso wie das ‚pay de la Cocagne‘ lediglich ein Ort auf der entgrenzten Landkarte menschlicher Imagination“ (Voltmer, in diesem Band).

Auf die beiden theoretischen Beiträge folgt eine Reihe von Untersuchungen, die die Konstruktion von Angst primär aus literaturwissenschaftlicher Perspektive beleuchten. So befasst sich Nikolas Immers Beitrag unter Rückgriff auf psychoanalytische und raumtheoretische Ansätze am Beispiel von E.T.A. Hoffmanns Erzählung „Das öde Haus“, Arthur Schnitzlers „Traumnovelle“ und Mikael Håfströms Mystery-Thriller „Zimmer 1408“ mit literarischen und filmischen Repräsentationen von verbotenen Räumen; Räumen also, von denen Außenstehende weder wissen, warum der Zutritt zu ihnen eingeschränkt ist,

noch Kenntnis darüber herrscht, was die verbotenen Räume verbergen. Immer beobachtet, dass verbotene Räume ambivalent besetzt sind und die Figuren beim illegitimen Betreten dieser Räume eine Mischung aus Angst und Lust, d. h. das in Literaturwissenschaft und Psychoanalyse vieldiskutierte Phänomen der sogenannten Angstlust verspüren. Es ist immer zufolge just jene ästhetisch erzeugte Konstruktion von Angstlust, die sich als impulsgebendes Spannungsmoment erweist, insofern sie nicht nur die Empfindungen der Figuren auf diegetischer Ebene (i. e. auf der Ebene der in den Texten oder im Film dargestellten Welt) betrifft, sondern sich zugleich auf die Rezipierenden übertragen kann, weil diese als Lesende oder Zuschauende verfolgen, wie versucht wird, den jeweiligen Geheimnissen der verbotenen Räume auf den Grund zu gehen.

Der medienwissenschaftlich ausgerichtete Beitrag von Maren Lickhardt untersucht die vier von Netflix produzierten Serien „Jessica Jones“, „Stranger Things“, „Dark“ und „The Rain“. Wie Lickhardt zeigt, operieren die Serien nicht nur mit der angsterzeugenden Strategie des Suspense – einem insbesondere seit Alfred Hitchcock häufig von der Filmindustrie eingesetzten Verfahren. Vielmehr zeichnen sich die Serien auch dadurch aus, dass sie sowohl in der Diegese als auch im Hinblick auf die Rezeption asymmetrische und dadurch hochgradig angstbesetzte Beobachterperspektiven und Wissensstände installieren. Damit zielen die Serien laut Lickhardt darauf ab, Machtstrukturen der Gegenwart kritisch zu thematisieren, seien es Formen der gouvernementalen Überwachung, die Kontrolle von Mediennetzwerken oder die Macht der Atomlobby und der Pharmaindustrie.

Eine historische Perspektive verfolgt indessen Anita Sauckel. Sauckel nimmt insofern eine Neuausrichtung der mediävistischen Skandinavistik vor, als sie vor dem Hintergrund jüngerer Ansätze der mediävistisch-skandinavistischen Emotionsforschung das Phänomen der Zukunftsangst analysiert. Entgegen der Annahme, Zukunftsangst lasse sich als typisches Merkmal der Moderne konzeptualisieren, zeigt Sauckel, dass bereits die bekannteste mittelalterliche Isländersaga (die „Brennu-Njáls saga“, dt.: „Die Saga vom verbrannten Njáll“) Formen von auf die Zukunft bezogenen Ängsten verhandelt. Sauckels Ziel ist es, mithilfe ihrer ersten tentativen Bestandsaufnahme weitere Untersuchungen im Bereich der mediävistisch-skandinavistischen Angstforschung anzuregen.

Leonie Kleins Artikel wendet sich literarischen Angstkonstruktionen in den Märchen der Gebrüder Grimm zu. Es ist Klein zufolge gerade die umfangreiche Auseinandersetzung mit Ängsten, die den Kinder- und Hausmärchen ihren pädagogisch-didaktischen Gestus verleiht. Einsamkeit, schlechtes Elternhaus, Altern und Tod: Dies sind typische Angstmotive, mit denen die Grimm'sche

Märchensammlung aufwartet. Wie Klein beobachtet, findet sich eine Vielzahl von körperbezogenen Metonymien und Metaphern (etwa der Hinweis auf Erbleichen oder Herzrasen), mittels derer die Angstreaktionen der Figuren angedeutet werden. Zeitgenössische Filmadaptionen durch (Disneys „Snow White“) indessen schränken die didaktisierende Ausrichtung der Grimm'schen Märchen und damit die große Anzahl der ursprünglich die Texte prägenden Angstmotive deutlich ein.

Die folgenden Beiträge von Juliane Schröter, Christopher Georgi und Milena Belošević widmen sich primär den verbalen Mitteln der Konstruktion von Angst. Juliane Schröter strebt eine kulturanalytische und diachrone Studie von deutschsprachigen Ratgebern gegen Angst aus der Zeit 1985 bis 2017 an. Im Unterschied zu den im Band vorangehenden literaturwissenschaftlichen Beiträgen wird Angst in den Ratgebern nicht aktiv konstruiert, sondern als ein real existierendes, ausschließlich individuell erlebtes Phänomen präsupponiert. Das Ziel der Ratgeber ist eher die Destabilisierung bzw. die Infragestellung oder die Bewältigung von Angst. Dabei wird sie dort aber selbstverständlich thematisiert, sogar definiert und somit als „Antizipation von Nachteiligem“ in gewisser Hinsicht auch konstruiert. Die Kommunikation *über* Angst ist an sich ein Mittel ihrer Konstruktion: „[...] als appellative, instruktive Textsorte setzen und verfestigen sie [NF/FB: die Ratgeber] auch automatisch emotionale Standards“ (Schröter, in diesem Band). Im Einklang mit der im vorliegenden Band vertretenen These über die Multimodalität der Angstkonstruktion sind auch für Schröter die Mikro- und Makrostruktur der Ratgeber, das heißt entsprechend ihr Aufbau und die Themenauswahl, zentrale nonverbale Elemente der Angstkonstruktion. Der Beitrag zeigt, dass Letztere auf allen Ebenen und Realisierungen (verbal wie nonverbal) musterhaft aufgebaut sind. Dies gilt erst recht für die sprachliche Oberfläche der Ratgeber, die ganz andere Muster enthält als sie sich z. B. in massenmedialen Texten finden lassen.

Diese massenmedialen Texte und die darin konstruierten Ängste – diesmal handelt es sich um ihre kollektiven Ausprägungen – stehen im Fokus des Beitrags von Christopher Georgi. Der Verfasser strebt eine korpuspragmatische und datengeleitete Untersuchung der Angstkonstruktion an und stützt die Hauptthese des vorliegenden Bandes dahingehend, dass er Angst grundsätzlich als eine kulturgeprägte Emotion (in seiner Terminologie *Angstkultur*) versteht. Den untersuchten Massenmedien attestiert Georgi ein regelrechtes Angstmanagement, das zwischen der Angstmehrung und Angstminderung oszilliert. Georgi geht davon aus, dass die kulturelle Geprägtheit durch die Analyse von rekurrenten sprachlichen Mustern analytisch greifbar wird. Der Autor wendet diverse statistische Verfahren bei der Arbeit mit einem umfangreichen Korpus mit den

Datensätzen aus dem SPIEGEL und der ZEIT an, die ihm erlauben, lexikalisch-semanticke, morphosyntaktische und textuelle/diskursive Muster auszuarbeiten und somit die Frage zu beantworten, welche sprachlichen Mittel am massenmedialen Angstmanagement konkret beteiligt sind.

Der erste Beitrag von Milena Belošević fokussiert sehr ähnliche Fragestellungen, bezieht sie aber auf den aktuellen Coronavirus-Diskurs. Der Beitrag zeigt, dass Angstgefühle neben der Verwendung von expliziten lexikalischen Mitteln auch dann geschürt werden können, wenn bestimmte direkte Nennungen vermieden bzw. nur angedeutet werden. Dafür analysiert Belošević Wortbildungen mit der Komponente *C* als einen Typ der Modifikation der Virusbezeichnung *Corona* bzw. *Coronavirus*. Solche Wortbildungen sind im Kontext des Schürens von Coronaängsten, der Angstverharmlosung und der Angstbewältigung quantitativ und funktional auffällig. Selbst die Gründe für den Verzicht auf die Vollform *Corona* sind in angstkonstruierenden Kontexten unterschiedlich.

Der zweite Beitrag von Milena Belošević rückt den letzten Migrationsdiskurs ins Zentrum diskurslinguistischer Analysen und behandelt die so genannten formelhaften Wendungen als konstitutive Elemente der für die Angstkonstruktion eingesetzten Argumentationsmuster (Topoi). Laut Belošević kommt ihnen abhängig vom Kontext zum einen eine angstschürende, zum anderen eine kritisch-distanzierende Funktion zu. Die Mittel der Panikmechanik werden in diesem Beitrag durch drei ineinandergreifende Aspekte präzisiert: Die Funktion, die formelhafte Wendungen in Bezug auf die Frage annehmen, welche Migrationsängste konstruiert werden, die diskursive Funktion im Hinblick auf die Art und Weise der Angstkonstruktion und die Funktion der formelhaften Wendungen als sprachliche Realisierungsmittel der Argumentationsmuster.

Der abschließende Beitrag von Angelika Braun und Louise Probst ergänzt die bisherigen Perspektiven auf Angst insofern um neue Einblicke, als er Angst als eine akut empfundene Emotion und nicht als eine allgemeine Stimmungslage versteht und phonetisch-experimentell nachweist, dass unterschiedlich starke Ausprägungen dieser Emotion durch unterschiedliche stimmliche Faktoren kodiert werden, die allerdings nicht linear (z. B. schwach ausgeprägte Angst/langsames Sprechen vs. mittelstarke Angst/beschleunigtes Sprechen) sind, sondern komplexere und verwobene Zusammenhänge zeigen. Außerdem setzt der Beitrag die am Anfang der vorliegenden Einleitung erwähnte interlinguale Auseinandersetzung mit Angst fort: Als Antwort auf die Frage, inwieweit Hörer*innen in der Lage sind, angstbehaftete Äußerungen aus unvertrauten Sprachen und Kulturen (als Materialien dienen amerikanisch-englische, deutsche und japanische Stimuli) allein anhand stimmlicher Merkmale dekodieren zu

können, stellt sich heraus, dass insbesondere die schwach ausgeprägte Angst („low intensity of fear“) kultur- und sprachenübergreifend konsequent mit Traurigkeit gleichgesetzt wird. Die grundsätzliche kulturelle Gebundenheit und die kulturspezifische Natur der Angst, die in der bisherigen Forschung zwar mehrfach behauptet, aber nicht immer nachgewiesen waren, werden experimentell bestätigt. Ferner liefert auch dieser Beitrag anhand der Untersuchung der Rolle der visuellen Informationen einen weiteren Nachweis für die Multimodalität der Angstkodierungen und Angstwahrnehmungen.

Literatur

- Akreml, Leila (2015): *Kommunikative Konstruktion von Zukunftsängsten: Imaginationen zukünftiger Identitäten im dystopischen Spielfilm*. Stuttgart: Springer VS.
- Bähr, Andreas (2013): *Furcht und Furchtlosigkeit. Göttliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert*. Göttingen: V&R Unipress.
- Bähr, Andreas (2019): Zu den kulturellen Funktionen von Furcht und Angst. In: Hermann Kappelhoff, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann & Christina Schmitt (Hrsg.), *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 155–159. Stuttgart: Springer VS.
- Bauman, Zygmunt (1988 [2000]): *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity.
- Bauman, Zygmunt (2006): *Liquid Fear*. Cambridge: Polity.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2007): *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Becker, Maria (2016): Die Flüchtlingsdebatte in den Medien Deutschlands: eine korpus- und diskurslinguistische Untersuchung der Konzeptualisierung von Angst. *Sprachreport* 32, 1–11.
- Benthien, Claudia, Anne Fleig & Ingrid Kasten (Hrsg.) (2000): *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Bergenholtz, Henning (1980): *Das Wortfeld ‚Angst‘. Eine lexikographische Untersuchung mit Vorschlägen für ein großes interdisziplinäres Wörterbuch der deutschen Sprache*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bergenholtz, Henning & Ann-Theres Faets (1988): *angst, Angst, vorhte, Furcht*: Vorschläge für ein historisches Wörterbuch des Gefühlswortschatzes. In: Ludwig Jäger (Hrsg.), *Zur historischen Semantik des deutschen Gefühlswortschatzes. Aspekte, Probleme und Beispiele seiner lexikographischen Erfassung*, 56–94. Aachen: Alano-Rader.
- Böke, Karin (1996): Überlegungen zu einer Metaphernanalyse im Dienste einer „parzellierten“ Sprachgeschichtsschreibung. In: Karin Böke, Matthias Jung & Martin Wengeler (Hrsg.), *Öffentlicher Sprachgebrauch. Praktische, theoretische und historische Perspektiven. Georg Stötzel zum 60. Geburtstag gewidmet*, 431–452. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

- Böke, Karin (1997): Die Invasion aus den „Armenhäusern Europas“. Metaphern im Einwanderungsdiskurs. In: Matthias Jung, Martin Wengeler & Karin Böke (Hrsg.), *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*, 164–193. Opladen: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Böhme, Hartmut (2013): Einleitung: Zur Kulturgeschichte der Angst seit 1800. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 275–282. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Bourke, Joanna (2005): *Fear. A Cultural History*. London: Virago.
- Braun, Angelika & Christa M. Heilmann (2012): *SynchronEmotion*. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Bresson, Daniel & Dmitrij Dobrovol'skij (1998): Semantik und Syntax der „Angst“-Ausdrücke. Versuch einer integrativen mehrsprachigen Analyse. In: Daniel Bresson & Jacqueline Kubczak (Hrsg.), *Abstrakte Nomina. Vorarbeiten zu ihrer Erfassung in einem zweisprachigen syntagmatischen Wörterbuch*, 163–186. Tübingen: Narr.
- Bronfen, Elisabeth (2020): Interview „Viren sind Zombies“, sagt die Zürcher Professorin Elisabeth Bronfen [https://www.watson.ch/leben/interview/87968821-corona-viren-sind-zombies-sagt-zuercher-professorin-elisabeth-bronfen, letzter Zugriff: 31.07.2020].
- Bude, Heinz (2014): *Gesellschaft der Angst*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Capps, Lisa & Elinor Ochs (1995): *Constructing panic: the discourse of agoraphobia*. Cambridge/MA.: Harvard University Press.
- Delumeau, Jean (1985): *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts*. 2 Bände. Reinbeck bei Hamburg (übersetzt von Monika Hübner; franz. Original Delumeau, Jean (1978): *La Peur en Occident (XIVe -XVIIIe siècles)*. Une cite assiégée. Paris).
- Demmerling, Christoph (2013): Philosophie der Angst. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 31–41. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Dinzelbacher, Peter (1993): Ängste und Hoffnungen/Mittelalter. In: Peter Dinzelbacher (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte*, 315–345. Stuttgart: Kröner.
- Dinzelbacher, Peter (1996): *Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gotteserfahrung: Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*. Paderborn: Schöningh.
- Dobrovol'skij, Dimitrij (1995): Schiss und Espenlaub: Idiome der Angst. *Folia linguistica* 29/3–4, 317–346.
- Dobrovol'skij, Dimitrij (1996): Idioms of „fear“: a cognitive approach. In: Marcel Thelen & Barbara Lewandowska-Tomaszczyk (Hrsg.), *Translation and meaning*. Part III, 13–26. Maastricht: Peter Lang.
- Dobrovol'skij, Dimitrij & Elisabeth Piirainen (2005): *Figurative Language: Cross-cultural and cross-linguistic perspectives*, 145–159. Amsterdam/Philadelphia: Elsevier.
- Ebert, Lisanne, Carola Gruber, Benjamin Meisnitzer & Sabine Rettinger (Hrsg.) (2011): *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Endres, Rolf (1984): Zur Bedeutung von „angust“ und „Angst“. In: Hans-Werner Eroms, Bernhard Gaje & Herbert Kolb (Hrsg.), *Studia linguistica et philologica. Festschrift für Klaus Matzel zum sechzigsten Geburtstag*. Überreicht von Schülern, Freunden und Kollegen, 137–144. Heidelberg: Winter.
- Endres, Rolf (1985): Zum Wortinhalt von *angest* im „Rolandslied“ des Pfaffen Konrad. In: Jürgen Kühnel et al. (Hrsg.), *Psychologie in der Mediävistik*, 79–105. Göppingen: Kümmerle.
- Endres, Rolf (1987): Vorbemerkungen zu einer Untersuchung des Feldes der „Angst“-Ausdrücke in Otfrieds Evangelienbuch. In: Rolf Bergmann et al. (Hrsg.), *Althochdeutsch 2, 1000–1011*. Heidelberg: Winter.

- EWB = Kluge, Friedrich & Elmar Seebold (2002): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*, 24. Auflage, Berlin: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard (Hrsg.) (2013): *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Felder, Ekkehard & Andreas Gardt (Hrsg.) (2018): *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Fiehler, Reinhard (2011): Wie kann man über Gefühle sprechen? Sprachliche Mittel zur Thematisierung von Erleben und Emotionen. In: Lianne Ebert, Carola Gruber, Benjamin Meisnitzer & Sabine Rettinger (Hrsg.), *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*, 17–33. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Filatkina, Natalia (2015): Diskurshistorische Analysen des Begriffs *Zukunftsangst* anhand des Spiegel-online-Archivs. *Sprachwissenschaft* 40/1, 73–126.
- Filatkina, Natalia (2016): *Darumb kam eine seer grosse furcht vnd schrecken in das Volck*. angst vs. vorhte – Martin Luther als Wendepunkt? In: Nina Bartsch & Simone Schultz-Balluff (Hrsg.), *PerspektivWechsel oder: Die Wiederentdeckung der Philologie*. Band 2: *Grenzgänge und Grenzüberschreitungen. Zusammenspiele von Sprache und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit. Festschrift für Klaus Peter Wegera*, 67–89. Berlin: Erich Schmidt.
- Frank-Job, Barbara & Joachim Michael (Hrsg.) (2020): *Angstsprachen. Interdisziplinäre Zugänge zur kommunikativen Auseinandersetzung mit Angst*. Stuttgart: Springer VS.
- Frevert, Ute (2014): Defining emotions: Concepts and debates over three centuries. In: Ute Frevert et al. (Hrsg.): *Emotional Lexicons. Continuity and Change in the Vocabulary of Feeling 1700–2000*, 1–31. Oxford: Oxford University Press.
- Freud, Sigmund (1909 [1924]): *Über Psychoanalyse*. Fünf Vorlesungen gehalten zur 20-jährigen Gründungsfeier der Clark University in Worcester Mass. September 1909. 7., unveränderte Auflage. Leipzig/Wien: ohne Verlag.
- Furedi, Frank (2005): *The Politics of Fear. Beyond Left and Right*. New York/London: Continuum.
- Georgi, Christopher (2018): Zur sprachlichen Thematisierung der Angst in Folge von Terrorismus. Eine datengeleitete Studie. In: Fabian Klinker, Joachim Scharloth & Joanna Szczek (Hrsg.), *Sprachliche Gewalt. Formen und Effekte von Pejorisierung, verbaler Aggression und Hassrede*, 109–134. Stuttgart: Metzler.
- Gerok-Reiter, Annette (2007): Die Angst des Helden und die Angst des Hörers. Stationen einer Umbewertung in mittelhochdeutscher Epik. *Das Mittelalter* 12/1, 127–143 [Themenheft *Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter und Sabine Obermaier unter Mitarbeit von Claudia Lauer].
- Gerok-Reiter, Annette (2008): Die Rationalität der Angst: Neuansätze im ‚Fortunatus‘. *Wolframstudien* XX, 273–298.
- Gerok-Reiter, Annette (2010): *angest/vorhte* – literarisch. Möglichkeiten und Grenzen der Emotionsforschung zwischen Text und Kontext. *Emotionen. Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2, 15–22.
- Gerok-Reiter, Annette & Sabine Obermaier (2007): Angst und Schrecken als kulturelle Matrix. *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 12/1, 3–6.
- Gülich, Elisabeth (2020): Wie Angst zur Sprache kommt. Ein linguistischer Beitrag zur Diagnostik von Angsterkrankungen. In: Barbara Frank-Job & Joachim Michael (Hrsg.), *Angstsprachen. Interdisziplinäre Zugänge zur kommunikativen Auseinandersetzung mit Angst*, 49–74. Stuttgart: Springer VS.

- Günthner, Susanne (2006): Rhetorische Verfahren bei der Vermittlung von Panikattacken. Zur Kommunikation von Angst in informellen Gesprächskontexten. *Gesprächsforschung – Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 7, 124–151.
- Haubrichs, Wolfgang (2005) (Hrsg.): *Emotionen. Zeitschrift für Literatur und Linguistik* 35/138.
- Heidegger, Martin (1927 [2006]): *Sein und Zeit*. 19. Auflage, Tübingen: Niemeyer.
- Hermanns, Fritz (1995 [2003]): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Andreas Gardt, Klaus Mattheier & Oskar Reichmann (Hrsg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, 69–102. Tübingen: Niemeyer.
- Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Völlig neubearbeitete Ausgabe des „Wörterbuchs der philosophischen Begriffe“ von Rudolf Eisler, Hrsg. v. Joachim Ritter, Karlfried Gründer, Gottfried Gabriel. 13 Bände und auf CD-ROM, Basel 1971–2007: Schwabe, hier Bd. 1, Sp. 310–314.
- Jaeger, C. Stephen & Ingrid Kasten (2003) (Hrsg.): *Codierungen von Emotionen im Mittelalter. Emotions and sensibilities in the middle ages*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Kalwa, Nina & David Römer (2016): Emotion, sprachliches Handeln und Mentalität. In: Christian Kreuz & Robert Mroczynski (Hrsg.), *Sprache, Kultur, Mentalität. Sprach- und kulturwissenschaftliche Beiträge zur Analyse von Mentalitäten*, 67–85. Berlin: Erich Schmidt.
- Kappelhoff, Hermann, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann & Christina Schmitt (2019) (Hrsg.): *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Kasten, Ingrid, Gesa Stedman & Margarete Zimmermann (2002) (Hrsg.): *Kulturen der Gefühle in Mittelalter und Früher Neuzeit*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Kierkegaard, Søren (1984): *Der Begriff der Angst*. Ins Deutsche übersetzt von Gisela Perlet. Ditzingen: Reclam.
- Koch, Lars (2013) (Hrsg.): *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Kövecses, Zoltán (1990): *Emotion concepts*. New York u. a.: Springer.
- Kuck, Kristin (2018): *Krisenszenarien: Metaphern in wirtschafts- und sozialpolitischen Diskursen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Michel, Paul (1988): Gestaltungsformen der Angst in der mittelalterlichen deutschen Literatur. In: Hans-Jürg Braun & Alexander Schwarz (Hrsg.), *Angst*, 121–135. Zürich: Verlag der Fachvereine.
- Obermaier, Sabine (2007): Höllenangst, Kriegerangst, Liebesangst - Narrative Räume für Angst im ‚Eneasroman‘ Heinrichs von Veldeke. *Das Mittelalter* 12/1, 144–160 [Themenheft *Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter und Sabine Obermaier unter Mitarbeit von Claudia Lauer].
- Rackow, Katja, Jürgen Schupp & Christian von Scheve (2012): Angst und Ärger: Zur Relevanz emotionaler Dimensionen sozialer Ungleichheit/Anxiety and Anger. On the Emotional Dimensions of Social Inequality. *Zeitschrift für Soziologie* 41/5, 392–409.
- Reddy, William M. (2001): *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*. New York: Cambridge University Press.
- Resch, Claudia (2011): Angst im Angesicht des Todes? – „ferlich und nichts nutz“! Vom Umgang mit Seelennöten in den Sterbebüchlein des 16. Jahrhunderts. In: Lisanne Ebert, Carola Gruber, Benjamin Meisnitzer & Sabine Rettinger (Hrsg.), *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*, 289–305. Würzburg: Königshausen u. Neumann.
- Römer, David (2017): *Wirtschaftskrisen eine linguistische Diskursgeschichte*. Berlin/Boston: De Gruyter.

- Römer, David & Martin Wengeler (2013): „Wirtschaftskrisen“ begründen/mit „Wirtschaftskrisen“ legitimieren. Ein diskurshistorischer Vergleich. In: Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hrsg.), *Sprachliche Konstruktionen von „Krisen“*. *Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*, 269–288. Bremen: Hempen.
- Schnell, Rüdiger (2004): Historische Emotionsforschung. Eine mediävistische Standortbestimmung. *Frühmittelalterliche Studien* 38, 173–276.
- Schnell, Rüdiger (2015): *Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer "history of emotions"*. Teil 1. Göttingen: V&R unipress. [Kap. IV Sozialer Konstruktivismus und die geschichtswissenschaftliche Emotionsforschung, 197–200].
- Schwarz, Alexander (1988): Keine Angst in der Sprachwissenschaft. In: Hans-Jürg Braun & Alexander Schwarz (Hrsg.), *Angst*, 83–92. Zürich: Verlag der Fachvereine.
- Schwarz-Friesel, Monika (2013): *Sprache und Emotion*. 2., überarbeitete Auflage. Tübingen/Basel: UTB.
- Scott, Anne & Cynthia Kosso (2002) (Hrsg.): *Fear and Its Representations in the Middle Ages and Renaissance*. Turnhout: Brepols.
- Stubbs, Michael (2005): *Words and Phrases: Corpus Studies of Lexical Semantics*. Oxford: Oxford University Press.
- Sunstein, Cass R. (2005): *Laws of Fear: Beyond the Precautionary Principle*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wandruszka, Mario (1950): *Angst und Mut*. Stuttgart: Klett.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: De Gruyter.
- Wengeler, Martin (2005): Assimilation, Ansturm der Armen und die Grenze der Aufnahmefähigkeit: Bausteine einer linguistisch „integrativen“ Diskursgeschichtsschreibung. In: Claudia Fraas & Michael Klemm (Hrsg.), *Mediendiskurse. Bestandsaufnahme und Perspektiven*, 39–57. Frankfurt a. M.: Peter Lang.
- Wengeler, Martin & Alexander Ziem (2014): Wie über Krisen geredet wird. Einige Ergebnisse eines diskursgeschichtlichen Forschungsprojekts. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 173, 52–75.
- Wierzbicka, Anna (1999): *Emotions across languages and cultures. Diversity and universals*, 123–167. Cambridge: Cambridge University Press.
- Wodak, Ruth (2016): *Politik mit der Angst: Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse*. Wien: Konturen.

Anja Berninger

Philosophische Reflexion zu den Spielarten kollektiver Furcht

Abstract: Im Rahmen des Artikels wird der aktuell in zahlreichen Gesellschaftsanalysen bemühte Begriff der kollektiven Furcht einer genaueren Betrachtung unterzogen. Dabei erfahren drei Aspekte besondere Berücksichtigung: erstens das Verhältnis zwischen Individuum und Gruppe, zweitens die Funktion, die kollektive Furcht erfüllt, und drittens ihr destruktives Potential. Die genauere Analyse dieser Aspekte zeigt, dass wir mindestens drei verschiedene Formen von kollektiver Furcht unterscheiden sollten, die sich hinsichtlich dieser drei Dimensionen deutlich voneinander unterscheiden: ich-bezogene Furcht, Furcht aufgrund geteilter Anliegen und Furcht aufgrund von Identifikation mit der Gruppe. Wir haben es folglich hier nicht mit einem einheitlichen Phänomen zu tun, sondern vielmehr mit einer ganzen Reihe von zum Teil recht unterschiedlichen Erscheinungen.

The aim of this paper is to provide a thorough discussion of the term “collective fear“ that is frequently used in current-day social analysis. Three aspects will be in focus: the relationship between the individual and the collective, the function of collective fear and its destructive potential. An analysis of these aspects shows that we should differentiate between at least three types of collective fear: I-focussed fear, fear based on shared concerns and fear based on identification with the group. Consequently, we should assume that we are not dealing with a single phenomenon here, but rather with a group of phenomena, each of which displays different structural features.

1 Einleitung

Kaum ein Begriff wird in aktuellen Gesellschaftsanalysen so häufig bemüht wie der der „kollektiven Furcht“. So spricht etwa der Soziologe Heinz Bude davon, dass wir in einer „Gesellschaft der Angst“ leben würden (Bude 2016), die Philosophin Martha Nussbaum warnt in ihrem jüngsten Werk davor, dass die Vereinigten Staaten zu einem „Königreich der Angst“ (Monarchy of Fear) zu werden drohen (Nussbaum 2019), der Historiker Frank Biess rekonstruiert in seinem Werk „Die Republik der Angst“ die bundesdeutsche Geschichte als die einer steten Abfolge unterschiedlicher kollektiver Furchtzustände (Biess 2019) und

der Sozialwissenschaftler Oliver Nachtwey erklärt, dass wir es derzeit mit einer gesellschaftlichen Formation zu tun hätten, in der „die kollektive Angst vor dem sozialen Abstieg allgegenwärtig erscheint“ (Nachtwey 2017: 7).¹

Ohne Zweifel helfen uns viele dieser Analysen, aktuelle Umbrüche und gesellschaftliche Herausforderungen besser zu begreifen. Allerdings bringt die Flut von Veröffentlichungen, die sich oberflächlich betrachtet eines sehr ähnlichen Begriffsvokabulars bedienen, auch gewisse Gefahren mit sich. Zu schnell verliert man, trotz aller begrifflicher Differenzierungen seitens der genannten Autoren, aus den Augen, dass wir es bei kollektiver Furcht nicht unbedingt mit nur einem einzigen Phänomen zu tun haben. Vielmehr könnte der Begriff durchaus auch verschiedene Phänomene bezeichnen, die sich möglicherweise in ihren gesellschaftlichen Auswirkungen deutlich voneinander unterscheiden.

Ausgehend von dieser Beobachtung möchte ich im Rahmen dieses Artikels drei verschiedene Spielarten kollektiver Furcht voneinander abgrenzen. Mir geht es dabei insbesondere um folgende Aspekte: Erstens soll das Verhältnis von Individuum und Gruppe in den Blick genommen werden. Hier ergeben sich eklatante Unterschiede zwischen den verschiedenen analysierten Formen kollektiver Furcht. Das heißt, die betrachteten Spielarten des kollektiven Fühlens sind tatsächlich jeweils in einem etwas anderen Sinne „kollektiv“.

Zweitens möchte ich die Funktion, die kollektiver Furcht jeweils zugeschrieben werden kann, etwas genauer betrachten. Dabei soll vor allem diskutiert werden, welche Rolle diese Emotion für den Aufbau und Erhalt von Gruppen spielt. Wie wir sehen werden, kommt zwar einigen Formen kollektiver Furcht eine stabilisierende Rolle zu. Das ist aber nicht bei allen hier besprochenen Typen der Fall.

Drittens scheint es mir auch wegen der bereits erwähnten zentralen Rolle, die kollektiver Furcht innerhalb der aktuellen Gesellschaftsanalyse zukommt,

¹ In der philosophischen Debatte wird oft entweder im Rückgriff auf die Alltagssprache oder auch auf die existenzphilosophische Tradition zwischen Angst und Furcht unterschieden. Der Ausdruck ‚Angst‘ soll dabei in der Regel eine ungerichtete Stimmung bezeichnen, während ‚Furcht‘ eine Emotion bezeichnet, die sich auf ein konkretes Objekt (vor dem man sich fürchtet) richtet. Ich werde im Rahmen meines Artikels diese Unterscheidung beiseitelassen und die beiden Ausdrücke weitgehend synonym verwenden. Diese Verwendung scheint mir einerseits legitim, weil ich mich hier ausschließlich mit Fällen beschäftigen werde, in denen konkrete Objekte eine Rolle spielen. Es besteht deshalb nicht die Gefahr, zwei strukturell verschiedene Phänomene miteinander zu verwechseln. Zweitens zeigt die aktuelle Forschungsliteratur, dass die gängige Unterscheidung zwischen Furcht und Angst nicht so gut begründet ist, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte. Für eine ausführliche Diskussion des Verhältnisses vgl. Tietjen (2019).

geboten, dem destruktiven Potential dieser Emotion besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Ausgangspunkt ist die These Martha Nussbaums, dass Furcht zwar evolutionär gesprochen eine sehr wertvolle Emotion ist, dass sie aber im Bereich der Politik schnell zu problematischen Konsequenzen führen kann (Nussbaum 2019). Diese Analyse ist im Kern sicherlich richtig, aber sie bedarf aus meiner Sicht der weiteren Differenzierung. So werde ich im Rahmen des Artikels auch aufzeigen, dass jede der besprochenen Spielarten kollektiver Furcht ein jeweils etwas anders zu charakterisierendes destruktives Potential in sich birgt. Erst wenn wir uns über die Unterschiede zwischen diesen verschiedenen Spielarten im Klaren sind, können wir also die Gefahren genauer fassen und erkennen, die (neben allen potentiellen positiven Effekten) von kollektiven Furchtzuständen ausgehen.

2 Furcht und Werturteile

Bevor ich auf die unterschiedlichen Spielarten kollektiver Furcht eingehe, möchte ich zunächst eine weitere wichtige Abgrenzung vornehmen. Geht man von unserer Alltagssprache aus, dann fällt auf, dass gerade im medialen Bereich häufig großen Kollektiven Furcht zugeschrieben wird. So titelte beispielsweise unlängst der Spiegel „Britische Universitäten fürchten den unregulierten Brexit“ (Klovert 2019).

Solche Furchtzuschreibungen sind nicht ungewöhnlich. Trotzdem muss man genau untersuchen, ob es sich bei den zugeschriebenen Zuständen wirklich um Furcht in einem vollwertigen Sinne handelt. Häufig scheinen die jeweiligen Autoren nämlich einen rein kognitiven Zustand beschreiben zu wollen. So ist vermutlich die Autorin des Spiegel-Artikels nicht der Ansicht, dass die britischen Universitäten (bzw. die Leitung dieser Universitäten) angesichts des Brexits in starke Furchtzustände versetzt worden sind. Plausibler scheint, dass hier der Umstand beschrieben werden soll, dass diese Personengruppe einen unregulierten Brexit für möglich hält und weiterhin der Ansicht ist, dass dieser äußerst negative Konsequenzen hätte. Es handelt sich also zunächst um eine in einer bestimmten Gruppe breit geteilte Einschätzung der Situation. Man könnte auch sagen, dass in diesem Fall ein bestimmtes Urteil von den Vertretern der Gruppe getroffen wird. Dieses ließe sich beispielsweise wie folgt ausdrücken: „Es ist nicht ausgeschlossen, dass der unregulierte Brexit eintritt, und dieser wäre für die Finanzierungslage britischer Hochschulen bedrohlich.“

Nun stellt sich die Frage, ob eine solche Einschätzung bzw. ein solches Urteil bereits als Emotion zu werten ist. Tatsächlich mag es auf den ersten Blick so

scheinen, als würde eine solche Ansicht in der aktuellen Emotionstheorie tatsächlich vertreten. So haben sowohl Martha Nussbaum wie auch Robert Solomon dafür argumentiert, Emotionen als eine spezifische Form von Werturteilen aufzufassen (Nussbaum 2001; Solomon 1993). Furcht besteht diesen Autoren zufolge wesentlich darin, ein Objekt als bedrohlich oder gefährlich zu beurteilen. Allerdings ist auch unter Voraussetzung dieser Emotionstheorien fraglich, ob wir bei dem Beispiel von einer Emotion im vollwertigen Sinne sprechen können. Schließlich würden auch diese Autoren nicht behaupten wollen, dass jede Form von Werturteil schon mit einer Emotion gleichzusetzen ist. Vielmehr nehmen diese Philosophen an, dass Emotionen affektive Werturteile darstellen. Was aber zeichnet solche affektiven Urteile gegenüber nicht-affektiven aus?

Eine mögliche Antwort bestünde hier darin, auf die Erlebnisqualitäten zu verweisen, die gemeinhin mit Emotionen einhergehen. Es fühlt sich schließlich auf bestimmte Art und Weise an, Furcht zu empfinden, während dies bei rein kognitiven Urteilen auf den ersten Blick nicht der Fall zu sein scheint.²

Das bedeutet, dass die Frage, ob wir es bei dem zugeschriebenen Zustand mit Furcht im engeren Sinne zu tun haben, davon abhängt, ob die Gruppe (bzw. die Individuen, die sie konstituieren) in einem Zustand mit der für Furcht typischen Erlebnisqualität sind. Sind also die fraglichen Personen in einem Zustand der Erregung, haben sie beispielsweise einen beschleunigten Puls oder das Gefühl, dass ihre Gedanken hin und her rasen? Oder fühlen sie, wie ihre Muskeln sich anspannen? Bei dem hier angeführten Beispiel ist das wahrscheinlich kaum der Fall. Vermutlich möchte die Autorin des Artikels den Vertretern britischer Universitäten einen solchen affektiven Zustand gar nicht zuschreiben. Plausibler ist, dass sie den Ausdruck „Furcht“ in einem sehr weiten Sinne verwendet. Bezeichnet werden sollen vermutlich die entsprechenden Werturteile, aber nicht die furchttypischen phänomenalen Qualitäten.³

² Auch wenn Nussbaum und Solomon durchaus bestimmte phänomenale Komponenten von Emotionen integrieren wollen, so ist doch umstritten ob ihr theoretischen Ansatz dies überhaupt erlaubt. Kritische Positionen sind diesbezüglich unter anderem von Robinson und Roberts vertreten worden: Vgl. Robinson (2005); Roberts (2003).

³ Mit meiner Betonung der Bedeutung von phänomenalen Qualitäten für Emotionen geht zudem auch eine ontologische Festlegung einher. Wenn es entscheidend für die Zuschreibung von Emotionen ist, dass wir die entsprechenden Empfindungsqualitäten aufweisen, dann können wir strikt genommen nur Individuen Emotionen zuschreiben. Damit schließe ich für den Rahmen dieses Artikels Konzeptionen von Gruppenemotionen aus, die ein sehr starkes, ontologisches Verständnis von Kollektivität zugrunde legen. Vertreter solcher Theorien gehen davon aus, dass nur diejenigen Emotionen wirklich als „kollektiv“ zu bezeichnen sind, die auf Gruppenebene vorliegen. So hat Bryce Huebner etwa die Behauptung aufgestellt, wir könnten

Die Fälle, in denen es nur um Furcht in diesem sehr weit gefassten Sinne geht, möchte ich im Folgenden ausklammern. Mich interessieren im Weiteren also ausschließlich Fälle kollektiver Furcht, bei denen auch die phänomenale Komponente vorliegt und wir es folglich nicht (nur) mit einem bestimmten Werturteil zu tun haben.

3 Ich-bezogene Furcht und Gruppen als Zweckgemeinschaften

Betrachten wir nun also die Rolle, die Furcht in diesem engeren Sinne innerhalb von Gruppen spielen kann. Dass Furcht in diesem Sinne überhaupt irgendeine positive Relevanz für Gruppen haben kann, ist alles andere als selbstverständlich. Furcht ist kein genuin sozialer Affekt. So kann sie auch bei Subjekten auftreten, die in keine gesellschaftliche Struktur eingebunden sind. Darin unterscheidet sie sich klar von anderen emotionalen Reaktionen wie etwa Schamgefühlen, die nur in sozialen Kontexten auftreten können.

Furcht scheint aber noch aus einem anderen Grund *prima facie* nicht recht in den Bereich des Sozialen passen zu wollen. Furcht in seiner prototypischen Ausprägung ist zunächst einmal Furcht um das eigene Leben bzw. das eigene körperliche Wohlergehen. Man könnte dementsprechend auch sagen, dass es sich zunächst einmal um einen zutiefst egozentrischen Affekt handelt. Furcht in ihrer basalsten Ausprägung wirft uns zurück auf unser ureigenstes Interesse, nämlich das Interesse, in einer oftmals feindlichen Welt zu überleben. Sie fokussiert uns deshalb darauf, unser eigenes Überleben zu sichern, koste es, was es wolle. Natürlich gibt es Fälle, in denen sich Menschen auch in Gefahrensituationen altruistisch verhalten, aber wir sollten uns darüber im Klaren sein, dass sie dies meist trotz ihrer Furcht tun und nicht aufgrund ihres emotionalen Zustands.⁴

auch dann von der kollektiven Furcht einer Gruppe reden, wenn diese furchttypische Situationseinschätzungen sowie furchttypisches Verhalten an den Tag legt. Das ist seiner Ansicht nach selbst dann möglich, wenn kein Individuum innerhalb der Gruppe (sondern eben nur die Gruppe in ihrer Gesamtheit) Furcht aufweist (vgl. Huebner (2011)). Eine solche Konzeption kollektiver Emotionen schließt jedoch notgedrungen die von mir betonten phänomenalen Komponenten aus.

⁴ Auf diesen Aspekt weist auch Martha Nussbaum hin: „Angst ist in der Tat sehr narzisstisch. Sie vertreibt alle Gedanken an andere, selbst wenn diese bereits in irgendeiner Form in uns verwurzelt sind. Die Angst eines Säuglings konzentriert sich vollständig auf seinen eigenen

Die egozentrischen Aspekte dieser prototypischen Fälle von Furcht scheinen uns auch in unserer theoretischen Betrachtung zunächst gänzlich auf das Individuum zurückzuwerfen. Das muss aber nicht folgen. Furcht um das eigene Leben kann uns schließlich auch dazu motivieren, in eine bestimmte Gruppe einzutreten, sofern die Mitgliedschaft in diesem Kollektiv das eigene Überleben wahrscheinlicher macht. In anderen Worten kann uns Furcht gerade auch aufgrund ihrer egozentrischen Aspekte in die Arme der Gesellschaft treiben.⁵ Das nährt wiederum die Vermutung, dass Furcht tatsächlich eine zentrale Rolle bei der Ausbildung von Gruppen spielen kann.

Die gruppenkonstituierende Rolle von ich-bezogener Furcht ist nicht nur auf Fälle beschränkt, in denen das Leben des Individuums unmittelbar bedroht ist. Vielmehr kann dergleichen auch in Fällen auftreten, in denen ein Individuum ein Gut als bedroht ansieht, dem es einen zentralen Stellenwert in seinem Leben zumisst. Ein gutes Beispiel für einen solchen Fall sind die bereits zu Beginn des Artikels erwähnten Abstiegsängste, die ich nun vor dem Hintergrund des bislang Erarbeiteten einer genaueren Analyse unterziehen möchte.

Abstiegsängste mögen in einer Gesellschaft weit verbreitet sein, in einem strikten Sinne sind sie jedoch fast nie „kollektiv“. Vielmehr zeigt sich in ihnen die bereits erwähnte klassische Ich-Fokussierung existentieller Angst. Wenn ich unter Abstiegsängsten leide, dann fürchte ich mich zunächst einmal davor, dass ich sozial absteige, etwa weil ich meinen Arbeitsplatz verliere. Der soziale Abstieg anderer spielt in meinen Überlegungen hingegen kaum eine Rolle. Es ist also zumeist nicht so, dass hier eine Gruppe von Individuen fürchtet, gemeinsam abzusteigen, so wie etwa eine Fußballmannschaft den Abstieg in die Zweite Bundesliga fürchten mag.

Trotzdem ist es natürlich nicht falsch, diese Ängste als „kollektiv“ (in einem weiter gefassten Sinne) zu bezeichnen. Auch wenn die Angst jedes einzelnen sich auf ein anderes Objekt richtet (nämlich den jeweils eigenen sozialen Abstieg), so ist es doch denkbar, dass Abstiegsängste als Emotionstyp in bestimmten sozialen Kontexten dominant werden können. So können solche Ängste eine zentrale Rolle einnehmen, wenn beispielsweise innerhalb einer Gesell-

Körper. Selbst wenn wir später in der Lage sind, uns um andere zu sorgen, treibt die Angst diese Sorge oft aus und wirft uns auf die Stufe eines kindlichen Solipsismus zurück“ (Nussbaum 2019: 49).

⁵ Der Gedanke, dass Furcht uns zum Eintritt in die Gesellschaft motivieren kann, ist in seiner prägnantesten Form wohl von Thomas Hobbes formuliert worden (vgl. Hobbes 1996). Allerdings bezieht sich Hobbes nur zum Teil auf den sehr basalen Furchtbegriff, den ich hier skizziert habe. Für eine aktuelle politikwissenschaftliche Analyse dieser Position, die auch der Komplexität des Furchtbegriffs bei Hobbes Rechnung trägt, vgl. Corey (2006).

schaft oder sozialen Gruppe ein hoher Prozentsatz von Individuen solche Ängste aufweist.⁶

Ängsten dieser Art kann zudem eine wichtige gruppenbildende Funktion zukommen. Meine Angst vor dem drohenden sozialen Abstieg kann mich dazu motivieren, mich mit anderen zusammenzutun, die ebenfalls unter Abstiegsängsten leiden. Diese Motivation ist insbesondere dann gegeben, wenn es erfolgsversprechend erscheint, die Gefahrenquelle gemeinsam zu bekämpfen. So könnte es beispielsweise sinnvoll erscheinen, gemeinsam gegen bestimmte staatliche Kürzungen bei den Sozialausgaben zu demonstrieren.⁷ Wir sehen hier wieder, wie tatsächlich auch strikt genommen rein ich-bezogene Emotionen uns dennoch zur Gründung einer Gruppe bzw. zum Beitritt in eine bereits bestehende Gruppe motivieren können.

Allerdings haben wir es hier nur mit einer sehr eingeschränkten Einbindung von Individuen in Gruppen zu tun. Es ist schließlich nicht so, als wäre mit dem Zusammenschluss vieler furchterfüllter Individuen zu einer größeren Gruppe die gänzlich auf das einzelne Individuum konzentrierte Furcht aus der Welt geschafft. Diese besteht vielmehr als individuelle Angst auch in der nun begründeten Gruppe weiter fort. Furcht motiviert das Individuum, in die Gruppe einzutreten, aber sie kann es auch dazu motivieren, die Gruppe wieder zu verlassen. Das geschieht dann, wenn das Individuum seine Interessen in dieser Gruppe nicht optimal vertreten sieht. Der Eindruck, dass die individuellen Belange nicht ausreichend berücksichtigt werden, kann vielfältige Gründe haben. Betrachten wir dazu noch einmal den Fall der Abstiegsängste. Hier kann beispielsweise der Eindruck entstehen, dass sich die Gruppe nicht genug für den Erhalt des eigenen Arbeitsplatzes einsetzt, sondern andere Gruppenmitglieder (die vielleicht in anderen Branchen tätig sind) privilegiert. Oder das Individuum kann erkennen, dass es deutlich weniger abstiegsgefährdet ist, als zunächst gedacht, und deshalb die Gruppe verlassen (da sie ja für die eigenen Belange nicht mehr von Bedeutung ist). Was wir hier also sehen, ist, dass die resultierenden Gruppen nur solange stabil sind, wie sie den jeweiligen Einzelinteressen der Mitglieder optimal dienen. Auf das Beispiel zurückbezogen bedeutet das:

⁶ Diese Emotionen wären also in einem sehr schwachen aggregativen Sinne als kollektiv zu bezeichnen. Allein der Umstand, dass die Mehrheit in einer Gruppe solche Ängste aufweist, macht sie schon zu einem als kollektiv zu klassifizierenden Phänomen. Ein (allerdings sehr viel ausgefeilteres) aggregatives Modell kollektiver mentaler Zustände ist in den letzten Jahren insbesondere von Pettit und List vertreten worden. Vgl. List & Pettit (2011).

⁷ Auf diese Aspekte weist auch Salmela hin, der diese Emotionstypen als schwach kollektiv klassifiziert und ebenfalls darauf hinweist, dass diese dennoch die Basis kooperativer Unterfangen bilden können. Vgl. Salmela (2014: 170).

solange die Gruppe den Abstieg jedes einzelnen Gruppenmitglieds unwahrscheinlicher macht. Sobald die Gruppe diese Funktion nicht mehr für alle Mitglieder erfüllen kann, ist damit zu rechnen, dass sie auch nicht in ihrer jetzigen Form weiter besteht, weil die nicht-ausreichend repräsentierten Mitglieder die Gruppe verlassen oder umformen werden.

Hier wird eine zentrale strukturelle Eigenschaft der beschriebenen Situation deutlich: Die Gruppe hat in diesem Fall keinen eigenen Wert für die Gruppenmitglieder. Sie ist lediglich Mittel zum Zweck. Ihre einzige Daseinsberechtigung besteht darin, dass sie den einzelnen Gruppenmitgliedern erlaubt, ihre jeweils eigenen Ziele besser durchzusetzen.

Zusammenfassend können wir also festhalten, dass ich-bezogene Furcht ein Affekt ist, der uns zunächst einmal auf unsere eigenen Interessen und vor allem unser basalstes Interesse, nämlich das eigene Überleben, zurückwirft. Trotz dieser scheinbar „unsozialen“ Komponente kann auch dieser Affekt durchaus zu Gruppenbildungen beitragen. Allerdings sind die so geformten Gruppen keine sehr stabilen Gebilde. Sie erlauben die Koordination von Handlungen, aber zerfallen, wenn sie den einzelnen Mitgliedern nicht mehr zur Erreichung ihrer eigenen Ziele dienlich sind.

In ihrer exklusiven Fokussierung auf das Individuum liegt auch das destruktive Potential dieser Form von kollektiver Furcht begründet. Auch wenn wir unsere Handlungen innerhalb der Gruppe koordinieren, so bleibt doch in diesem Rahmen kein Raum, die Interessen anderer zu berücksichtigen. Diese Interessen fließen nur dann ein, wenn sie für das Erreichen der eigenen Ziele relevant sind. In einer von solchen ich-bezogenen Ängsten dominierten Gruppe scheinen deshalb stabile Beziehungen, die sich gerade auch durch ein nicht von eigenen Interessen geleitetes Eintreten für den anderen auszeichnen, nur schwer vorstellbar. Massive Furcht scheint diese Beziehungen eher zu unterminieren, als sie zu stützen, und gerade darin liegt das destruktive Potential dieses Affekts.

4 Geteilte Anliegen und kollektive Furcht

Ich habe mich bisher auf prototypische Fälle von Furcht konzentriert, in denen das Individuum sich selbst als bedroht erfährt. Das ist aber nicht die einzige Form, die Furcht annehmen kann. Vielmehr kann Furcht auch dort auftreten, wo die Bedrohung eine weniger existentielle Form annimmt. So kann ich beispielsweise als Hobby-Gärtner angesichts einer bevorstehenden Frostperiode um die von mir angepflanzten Tomaten fürchten, obwohl von diesem Ereignis

keine unmittelbare Bedrohung für mich ausgeht. Vielmehr ist hier lediglich etwas gefährdet, das für mich einen gewissen Wert hat, ohne dass ich selbst deshalb schon einer Gefahr ausgesetzt wäre.⁸

Interessant ist dieses Beispiel, weil es darauf verweist, dass ich als Individuum bestimmte Anliegen habe und dass diese Anliegen sich auch auf mein emotionales Erleben auswirken. Wäre das Gärtnern für mich nur eine lästige Pflicht, der ich mich am liebsten entledigen würde, dann würde ich in der besagten Situation vermutlich nicht mit Furcht reagieren. In der philosophischen Literatur zu Emotionen hat sich dementsprechend auch der Gedanke durchgesetzt, dass emotionale Reaktionen ihre Grundlage vielfach in bestimmten Anliegen von Individuen haben.⁹

Anliegen können hochgradig individuell sein. So ist vorstellbar, dass niemand sonst meine Liebe zum Gärtnern teilt. Gleichmaßen ist aber auch vorstellbar, dass ich ein bestimmtes Anliegen mit anderen teile. Man könnte in diesem Zusammenhang beispielsweise an eine Umweltschutzgruppe denken. Allen Mitgliedern dieser Gruppe ist gemein, dass ihnen der Schutz und Erhalt der Umwelt am Herzen liegt. Weiterhin können die Mitglieder auch wissen, dass das nicht einfach nur ihr persönliches Anliegen ist. Vielmehr kann ihnen durchaus bewusst sein, dass ihre Gruppe durch ein gemeinsames Anliegen geeint wird, bzw. dass dieses Anliegen etwas ist, das sie mit anderen teilen. So ist den Umweltaktivisten beispielsweise allen gleichermaßen der Schutz des Regenwaldes wichtig. Ein solches geteiltes Anliegen kann zugleich auch die Basis einer kollektiven emotionalen Reaktion darstellen. So können die Mitglieder der Gruppe mit Furcht reagieren, wenn sie erfahren, dass ein Teil des Regenwaldes abgeholzt werden soll.¹⁰

8 Das Beispiel übernehme ich von Bennett Helm: Helm (2009).

9 Als prominenteste Vertreter dieser Ansicht sind insbesondere Helm und Roberts zu nennen: Vgl. Helm (2001); Roberts (2003). Beide plädieren im Kern für eine rationale Beziehung zwischen Anliegen und Emotion. Ich selbst habe mich dafür ausgesprochen, die Beziehung lediglich als kausal zu verstehen. Ein bestimmtes Anliegen ist dieser Konzeption zufolge lediglich als eine mögliche Ursache einer bestimmten emotionalen Reaktion zu begreifen (vgl. Berninger (2017)). Für die Überlegungen, die ich in diesem Artikel zu kollektiven Emotionen anstellen möchte, ist die Unterscheidung jedoch nebensächlich. Dementsprechend gehe ich an dieser Stelle über diese Differenzen hinweg.

10 Die Vorstellung, dass geteilte Anliegen die Basis kollektiver Emotionen darstellen, ist sowohl von Helm wie auch von Salmela in die Debatte eingebracht worden: Vgl. Helm (2008); Salmela (2014).

Anliegen müssen nicht völlig deckungsgleich sein, um geteilt zu werden. Vielmehr erlaubt die Konzeption hier durchaus auch graduelle Abstufungen.¹¹ So kann einem Teil der Umweltschützer vor allem das Klima am Herzen liegen, während anderen wiederum der Erhalt gefährdeter Tierarten besonders wichtig ist. Die unterschiedlichen Vertreter der Gruppe können sich sogar ihrer Differenzen bewusst sein, aber dennoch das Anliegen, den Regenwald zu retten, als etwas Geteiltes erfahren, ebenso wie die auf diesem Anliegen basierende Furchtreaktion.

Die auf solchen geteilten Anliegen basierenden Formen von Furcht unterscheiden sich strukturell sehr deutlich von den im letzten Abschnitt beschriebenen ich-bezogenen Formen von Furcht. Zentral ist in diesem Fall, dass ich die Emotion als etwas erfahre, das ich aufgrund bestimmter geteilter Anliegen mit anderen ebenfalls teile. Die Emotion wird als etwas erlebt, das aufs engste mit bestimmten gemeinsamen Projekten zusammenhängt. Dementsprechend werde ich (als Teil einer Gruppe) eben auch nicht, wie bei der ich-bezogenen Furcht, auf eine rein egozentrische Perspektive zurückgeworfen. Es geht nicht primär um mich, sondern vielmehr um das mit anderen geteilte Anliegen (also in unserem Beispiel um das gemeinsame Anliegen, den Regenwald zu schützen). Es scheint plausibel, dass solche geteilten (und als geteilt erkannten) Anliegen wichtige Funktionen für Gruppen erfüllen. Einerseits werden viele Gruppen nur deshalb gegründet, weil Individuen erkennen, dass sie Anliegen teilen und diese Anliegen gemeinsam verfolgen wollen. Weiterhin bilden solche Anliegen einen wichtigen Kitt für bereits existierende Gruppen. So ist beispielsweise vorstellbar, dass ich mich über irgendeinen Vorfall innerhalb der bestehenden Gruppe zwar maßlos ärgere, aber dennoch in der Gruppe bleibe, weil mir das geteilte Anliegen nach wie vor viel bedeutet. Furcht, aber auch anderen geteilten Emotionen, kommt hier ebenfalls eine wichtige Rolle zu. Die gemeinsam empfundene und zum Ausdruck gebrachte Furcht kann uns als Gruppenmitgliedern verdeutlichen, dass wir bestimmte Emotionen teilen, weil uns ähnliche Dinge wichtig sind. Auch das kann gruppenstabilisierende Wirkung haben.

Es zeigt sich hier also, dass das destruktive Potential kollektiver Furcht in dem nun betrachteten Fall nicht darin liegt, dass sie uns einzig auf uns allein zurückwirft und soziale Beziehungen dadurch unterminiert. Ganz im Gegenteil scheint in diesem Fall der Bezugspunkt in der Gruppe selbst zu liegen. Furcht ist hier vielfach also nicht zersetzend, sondern kittend zu verstehen. Trotzdem weist auch diese Form von Furcht aus meiner Sicht eine nicht zu unterschätzende destruktive Komponente auf. Um zu sehen, worin diese besteht, muss

¹¹ Auch auf diesen Aspekt hat bereits Salmela hingewiesen. Vgl. Salmela (2014).

man aber einen weiteren Aspekt von Emotionen im Allgemeinen und Furcht im Besonderen in den Blick nehmen, den ich bislang beiseitegelassen habe. Furcht ist nicht nur ein Zustand mit einer bestimmten phänomenalen Komponente. Vielmehr gehen mit ihm zahlreiche kognitive Veränderungen einher.¹² Ich will hier nur auf zwei für unsere Zwecke besonders wichtige Ergebnisse hinweisen. So hat Barbara Fredrickson aufgezeigt, dass positive Emotionen wie Freude zu einer Erweiterung des Handlungsrepertoires von Versuchspersonen führen, während Furcht und Wut es verengen (Fredrickson 2001). Das legt die Vermutung nahe, dass unter dem Einfluss von Furcht eher auf bekannte Handlungsmuster zurückgegriffen wird, während man unter dem Einfluss von positiven Emotionen eher bereit ist, neue, kreative Handlungsweisen zu erkunden.¹³ Weiterhin sprechen zumindest einige empirische Ergebnisse dafür, dass mit Furcht eine Fokussierung der Aufmerksamkeit auf potentielle Bedrohungen einhergeht (Quigley et al. 2012).

Diese kognitiven Veränderungen müssen nicht unbedingt negative Auswirkungen für das Subjekt haben. So kann es in gefährlichen Situationen evolutionär gesprochen durchaus sinnvoll sein, sich auf bereits bekannte, etablierte Handlungsmuster zurückzuziehen. Dennoch zeigt sich, dass Furcht, ganz unabhängig davon, ob sie individueller oder kollektiver Natur ist, problematische Aspekte mit sich bringt. So scheint Furcht in Situationen, die nach kreativen Problemlösungen verlangen, eher kontraproduktiv zu sein, weil sie den Rückgriff auf übliche Bewältigungsstrategien wahrscheinlicher macht.

Auch wenn solche Probleme gleichermaßen auf individueller Ebene auftauchen, so ist es plausibel, dass sie im Rahmen von Kollektiven noch weiter verschärft werden. Die zusätzliche Schwierigkeit bei Gruppen besteht darin, dass sich die einzelnen Gruppenmitglieder in ihrer (durch ihre Furcht begründeten) Fokussierung auf Bedrohungen und in ihrem eher rigiden, wenig kreativen Problemlösungsverhalten möglicherweise noch untereinander bestärken. Das destruktive Potential der Emotion besteht also darin, dass sich die Gruppe insgesamt zu sehr auf einzelne Aspekte einer Situation konzentriert, dadurch andere Eigenschaften aus dem Blick verliert und zudem wenig offen für ungewöhnlichere Problemlösungen ist.

¹² Philosophisch gesprochen ist der Status dieser kognitiven Veränderungen umstritten. Ich habe dafür plädiert, ihn nicht als bloßen Effekt von Emotionen, sondern vielmehr als Teil der Emotion selbst aufzufassen. Vgl. Berninger (2017).

¹³ Vgl. dazu auch Isen, Daubman & Nowicki (1987). Auch in den dort geschilderten Experimenten zeigte sich die besondere Bedeutung von positiven Emotionen für das kreative Problemlösungsverhalten der Probanden.

5 Kollektive Furcht auf Basis der Identifikation mit der Gruppe

Wir haben bislang gesehen, dass geteilte Anliegen die Basis für Furchtreaktionen bilden können, die eben nicht die egozentrische Fokussierung prototypischer Furcht aufweisen. Der zentrale Schritt war dabei, dass das Individuum die fraglichen Anliegen nicht mehr nur als seine eigenen erfährt, sondern sie vielmehr als geteilt begreift. Man könnte deshalb vermuten, dass die mit Furcht verbundene egozentrische Tendenz dann nivelliert wird, wenn die Gruppe eine größere Rolle spielt, die Emotion also in mehr als nur einem schwachen Sinne als kollektiv zu bezeichnen ist. Dieser Eindruck täuscht jedoch, wie ich in diesem letzten Abschnitt aufzeigen möchte. So können auch bei solchen Furchtreaktionen, die wir als kollektiv in einem sehr starken Sinne beschreiben würden, Eigenschaften auftreten, die den zu Beginn beschriebenen egozentrischen Tendenzen sehr ähnlich sind. Wie ich zeigen werde, treten diese Aspekte insbesondere dann auf, wenn eine Identifikationsbeziehung zwischen Individuum und Gruppe vorliegt.

Betrachten wir also zunächst einmal genauer, worin eine solche Identifikationsbeziehung besteht. Was bedeutet es also, wenn wir sagen, dass ein Individuum sich mit einer bestimmten Gruppe identifiziert? Zunächst kann damit einfach nur gemeint sein, dass dieses Individuum in irgendeiner Form Anteil am Schicksal der Gruppe nimmt. In diesem Sinne kann man vielleicht sagen, dass sich ein Menschenrechtsaktivist mit den Rohingya identifiziert. ‚Identifikation‘ heißt hier zunächst einmal nur: Dem Aktivisten ist es wichtig, wie es dieser Gruppe ergeht. Eine solche Identifikation kann durchaus auch die Grundlage einer emotionalen Reaktion sein, etwa wenn die Person sich um das Wohlergehen der Gruppe sorgt oder die unmittelbar bevorstehende Vertreibung der Rohingya aus Myanmar bei ihr Furcht auslöst.

Es gibt aber noch eine etwas anders gelagerte Form von Identifikationsbeziehung. Diese liegt dann vor, wenn sich jemand stark mit einer Gruppe identifiziert, deren Mitglied er oder sie ist. Eine solche Form von Identifikation liegt meist dann vor, wenn die fragliche Gruppe eine zentrale Rolle im eigenen Leben einnimmt.¹⁴ Betrachten wir dazu folgendes Beispiel: Nehmen wir an, Anna und Berta sind beide Mitglieder in einem Schachclub. Anna spielt zwar gut und gerne Schach, aber letztendlich ist das für sie dennoch nicht mehr als ein Hob-

¹⁴ Darauf, dass solche Identifikationsbeziehungen eine wichtige Rolle spielen können, verweisen u. a. auch von Scheve und Ismer. Vgl. von Scheve & Ismer (2013).

by. Der Schachclub ist ihr zwar wichtig, sie wäre traurig, wenn er wegen Mitgliederschwund schießen müsste, aber er nimmt dennoch keine zentrale Rolle in ihrem Leben ein. Bei Berta ist die Situation anders gelagert. Für sie ist Schach deutlich mehr als nur ein Hobby. Und auch der Schachclub nimmt für sie eine ganz andere Rolle ein: Sie verbringt dort jede Minute ihrer freien Zeit, sie verfolgt aufmerksam alle Clubnachrichten und ist auch bei allen Vereinstreffen dabei. Man könnte dementsprechend sagen, dass dieser Club für sie lebensbestimmend ist. Gäbe es den Club nicht mehr, würde sich Bertas Leben auf radikale Weise verändern. Ihre Mitgliedschaft im Schachclub ist für sie nicht einfach nur die Mitgliedschaft in einer Gruppe neben vielen anderen, zu denen sie auch noch gehört (wie das bei Anna vermutlich der Fall ist).

Weil Bertas Leben eng mit dem Schachclub verknüpft ist, hätte die Schließung desselben für sie auch viel weitreichendere Folgen als für Anna. Wenn es den Schachclub nicht mehr gäbe, müsste Berta ihr Leben ganz anders strukturieren als bisher. In diesem Sinne könnte man sagen, dass sie in diesem Fall selbst auch eine andere werden müsste. Ihr Leben ist so eng mit dem Schachclub verknüpft, dass jede Änderung auch auf sie selbst unmittelbare Auswirkungen hätte. Man kann dementsprechend sagen, dass die Gefährdung der Fortexistenz des Schachclubs zugleich auch Bertas Leben in seiner derzeitigen Struktur gefährden würde. Dementsprechend ist es auch verständlich, dass Berta auf eine mögliche Schließung des Schachclubs mit sehr viel stärkeren, tiefergehenden Emotionen reagieren wird als Anna.

In diesem Fall ist Bertas Angst äußerst eng an das Kollektiv gebunden. Sie empfindet diese Furcht nicht als einzelne, sondern vielmehr als Mitglied einer Gruppe. Darin unterscheidet sich dieser Fall von dem des Menschenrechtsaktivisten. Mehr noch: Die Verbindung zwischen Berta und der Gruppe ist so eng, dass jeder Angriff auf die Gruppe aus Bertas Sicht zugleich auch einen Angriff auf sie als Person darstellt. Dies ist nicht der Fall, weil ihre eigene Fortexistenz dadurch tatsächlich gefährdet wäre. Natürlich würde auch Berta die Schließung des Schachclubs überleben. Aber sie müsste ihr Leben anders ausrichten und also in diesem Sinne ein ganz anderes Leben führen als bisher.

Nun würden wir in diesem Fall natürlich noch nicht von einer kollektiven Furcht sprechen wollen, sofern Berta die Emotion nur als einzelne empfindet. Interessanter wird der Fall aber, wenn wir uns vorstellen, dass mehrere Individuen in der fraglichen Gruppe diese Emotion aufweisen, denn dann scheinen wir es mit einem Fall von kollektiver Furcht zu tun zu haben, dem zugleich auch noch eine besonders starke Identifikation der fraglichen Individuen mit der Gruppe zugrunde liegt.

Sicherlich ist eine solche enge Identifikation mit Kollektiven wie Clubs oder Vereinen eher selten. Dennoch lassen sich davon ausgehend auch komplexere Fälle strukturell erschließen. So wirkt eine sehr starke Identifikation mit einer Gruppe etwa bei Religionsgemeinschaften oder auch Parteien schon deutlich plausibler. Diese Arten von Gruppen haben sehr viel häufiger (wenn auch keinesfalls immer) eine lebensbestimmende Funktion für ihre Mitglieder. Interessant sind auch diese Fälle, weil hier zwei Elemente gemeinsam auftreten: Das Kollektiv selbst wird als bedroht und schützenswert verstanden und die Individuen, die Furcht empfinden, identifizieren sich in besonderer Weise mit eben diesem Kollektiv.

Fälle dieser Art treten nur in Kollektiven mit relativ hoher Bindungskraft auf. Deshalb mag der Fall der Religionsgemeinschaft auch prima facie plausibler wirken als der des Schachclubs. Gleichzeitig kann die kollektive Furcht für die Mitglieder solcher Kollektive auch ein Signal dahingehend sein, dass andere das Kollektiv als ähnlich bedeutsam ansehen wie sie selbst. Dementsprechend kann eine solche Emotion die Mitglieder noch enger aneinander und an die Gruppe als Ganze binden.

Dieser Fall von Furcht ist auch interessant, weil hier die egozentrischen Aspekte individueller, existenzieller Furcht in abgewandelter Form wieder auftreten. Existenzielle, individuelle Furcht, so hatte ich im Anschluss an Martha Nussbaum betont, fokussiert das Individuum auf seine eigenen Interessen. Damit verbunden ist die Einnahme einer Perspektive auf die Welt, in der andere sowie deren Interessen nur noch eine untergeordnete Rolle spielen.

Wenn wir nun davon ausgehen, dass in manchen Fällen eine so starke Identifikation zwischen Individuen und Gruppen besteht, dass nicht mehr klar zwischen einer Gefährdung der Gruppe und einer Gefährdung des Individuums unterschieden werden kann, dann scheint es plausibel, dass ganz ähnliche strukturelle Eigenschaften auftreten. Allerdings spielt in diesem Fall eben nicht das Individuum und sein Überleben die zentrale Rolle, sondern vielmehr die Fortexistenz der Gruppe. Sie ist es, der nun die ausschließliche Aufmerksamkeit seitens der individuellen Gruppenmitglieder gewidmet wird.

Auch diese Form der Furcht kann durchaus wertvoll sein, birgt aber zugleich natürlich auch ein großes destruktives Potential. Dieses besteht, ganz ähnlich wie im ersten Fall, darin, dass Furcht dazu verleitet, ohne Rücksicht auf Verluste das eigene Interesse durchzusetzen. Allerdings handelt es sich in diesem Fall eben nicht um individuelle Interessen, sondern vielmehr um die Interessen der Gruppe.

6 Schluss

Es hat sich gezeigt, dass der Ausdruck „kollektive Furcht“ kein einheitliches Phänomen bezeichnet. Vielmehr kann er mit Bezug auf zahlreiche, strukturell mitunter sehr unterschiedliche Fälle verwendet werden. Zentrale Differenzen zwischen diesen Fällen waren insbesondere im Hinblick auf das Verhältnis zwischen Individuum und Gruppe festzustellen. So zeigte sich bei der im Rahmen dieses Artikels untersuchten Spielart kollektiver Furcht, die ich als „ich-bezogene Angst“ bezeichnet habe, dass Kollektive bisweilen lediglich als ein Mittel zum Zweck verstanden werden. Eine andere Struktur wiesen hingegen die zweite und dritte betrachtete Fallgruppe auf. So zeigte sich bei der zweiten Fallgruppe, dass Furcht auch aufgrund bestimmter in einer Gruppe geteilter Anliegen zustande kommen kann, was wiederum eine sehr viel engere Verbindung zwischen Individuum und Kollektiv voraussetzt. Im dritten betrachteten Fall war diese Beziehung noch enger. Hier lag eine starke Identifikation des Individuums mit der Gruppe vor, die zu einem Verhältnis führte, das man durchaus als symbiotisch bezeichnen kann.

Wie ich betont habe, kann man schlecht über Gruppenemotionen (und insbesondere über kollektive Furcht) sprechen, ohne das destruktive Potential in den Blick zu nehmen, das diese Gefühle aufweisen. Aber auch hier muss man genau hinsehen. Es gibt nicht *das eine* destruktive Potential, das in allen betrachteten Fällen kollektiver Furcht vorliegt, sondern dieses ist ebenfalls stark von dem Verhältnis von Individuum und Gruppe abhängig. So zeigte sich, dass ich-bezogene Angst insbesondere problematisch ist, weil sie das Individuum auf eine rein egozentrische Perspektive festlegt, die kaum erlaubt, die Interessen anderer zu berücksichtigen. Anders verhielt es sich in den Fällen, in denen der kollektiven Furcht geteilte Anliegen zugrunde lagen. In diesem Fall liegen die Probleme eher in dem spezifischen Problemlösungsverhalten, das kollektive Furcht mit sich bringt. Bei der letzten betrachteten Spielart kollektiver Furcht trat hingegen aufgrund der starken Identifikation des Individuums mit dem Kollektiv die Gruppe selbst in den Vordergrund. So liegt das destruktive Potential dieser Form kollektiver Furcht meiner Analyse zufolge darin, dass hier eine rein auf die Gruppe fokussierte Perspektive eingenommen wird. Diese ähnelt der egozentrischen Perspektive dahingehend, dass anderen Interessen im schlimmsten Fall gar kein Raum mehr gegeben werden kann.

Ich habe im Rahmen dieses Artikels nur einige wenige Spielarten kollektiver Furcht in den Blick nehmen können. Eine feinkörnigere, ausführlichere Typologisierung würde sicherlich noch zu weiteren Differenzierungen führen. Deutlich geworden sein sollte aber auch schon vor dem Hintergrund dieser eher

grobkörnigen Analyse, dass es kollektive Furcht simpliciter nicht gibt. Vielmehr lohnt es sich nicht zuletzt im Rahmen der auf größere gesellschaftliche Zusammenhänge abzielenden Diskussionen stets auch zu fragen, mit welcher Art von kollektiver Angst wir es denn gerade zu tun haben. Erst so lassen sich die möglichen Folgen und Gefahren, die vom Phänomen ausgehen, richtig einschätzen. Und nur dies erlaubt wiederum eine adäquate Reflexion darüber, was der richtige Umgang mit der vorliegenden kollektiven Emotion ist.

Literatur

- Berninger, Anja (2017): *Gefühle und Gedanken: Entwürfe einer adverbialen Emotionstheorie*. Münster: Mentis.
- Biess, Frank (2019): *Republik der Angst: Eine andere Geschichte der Bundesrepublik*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bude, Heinz (2016): *Gesellschaft der Angst*, 5. Ausgabe. Hamburg: Hamburger Edition.
- Corey, Robin (2006): *Fear: The History of a Political Idea*. Oxford: Oxford University Press.
- Fredrickson, Barbara (2001): The Role of Positive Emotions in Positive Psychology: The Broaden-and-Build Theory of Positive Emotions. *American Psychologist* 56 (3), 218–226.
- Helm, Bennett W. (2001): *Emotional Reason: Deliberation, Motivation, and the Nature of Value*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Helm, Bennett W. (2008): Plural Agents. *Noûs* 42 (1), 17–49.
- Helm, Bennett W. (2009): Emotions as Evaluative Feelings. *Emotion Review* 1 (3), 248–255.
- Hobbes, Thomas (1996): *Leviathan*. Hamburg: Felix Meiner.
- Huebner, Bryce (2011): Genuinely collective emotions. *European Journal for Philosophy of Science* 1 (1), 89–118.
- Isen, Alice M., Kimberly A. Daubman, & Gary P. Nowicki (1987): Positive affect facilitates creative problem solving. *Journal of Personality and Social Psychology* 52, 1122–1131.
- Klovert, Heike (2019): Brandbrief zu EU-Austritt: Britische Universitäten fürchten unregelmäßigem Brexit. *Spiegel Online*, <https://www.spiegel.de/lebenundlernen/uni/no-deal-brexrit-britische-hochschulen-warnen-vor-unregelmäßigem-austritt-a-1246387.html>. (7. Oktober, 2019.)
- List, Christian & Philip Pettit (2011): *Group Agency. The Possibility, Design, and Status of Corporate Agents*. Oxford: Oxford University Press.
- Nachtwey, Oliver (2017): *Die Abstiegs-gesellschaft: Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne*, 6. Ausgabe (Edition Suhrkamp 2682). Berlin: Suhrkamp.
- Nussbaum, Martha C. (2001): *Upheavals of Thought: The Intelligence of Emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Nussbaum, Martha C. (2019): *Königreich der Angst: Gedanken zur aktuellen politischen Krise*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Quigley, Leanne, Andrea L. Nelson, Jonathan Carriere, Daniel Smilek & Christine Purdon (2012): The effects of trait and state anxiety on attention to emotional images: An eye-tracking study. *Cognition and Emotion* 26 (8), 1390–1411.

- Roberts, Robert (2003): *Emotions: An Essay in Aid of Moral Psychology*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Robinson, Jenefer (2005): *Deeper than Reason: Emotion and its Role in Literature, Music, and Art*. Oxford: Oxford University Press.
- Salmela, Mikko (2014): The Functions of Collective Emotions in Social Groups. In: Anita Konzelmann Ziv & Hans B. Schmid (Hrsg.), *Institutions, Emotions, and Group Agents*, 159–176. Dordrecht: Springer Netherlands.
- Solomon, Robert (1993): *The Passions: Emotions and the Meaning of Life*. Indianapolis/Cambridge: Hackett.
- Tietjen, Ruth R. (2019): *Am Abgrund: Philosophische Theorie der Angst und Übung in philosophischer Freiheit*. Paderborn: Mentis.
- von Scheve, Christian & Sven Ismer (2013): Towards a Theory of Collective Emotions. *Emotion Review* 5 (4), 406–413.

Rita Voltmer

Jean Delumeau (1923–2020) und die Entdeckung des „pays de la peur“

Abstract: Die Werke des französischen Mentalitäts- und Religionshistorikers Jean Delumeau gehören zum kanonisierten Bestand der Kulturgeschichte. *La peur en l'Occident* (1978) und der Nachfolgebund *Le péché et la peur: La culpabilisation en Occident (XIII^e-XVIII^e siècles)* (1983) werden als pauschale Nachweise für ein verdüstertes Spätmittelalter sowie eine noch finstere Frühe Neuzeit herangezogen. Mit seinen Thesen vom halb-paganen Mittelalter und einer erst frühneuzeitlichen Christianisierung durch Reformation, Gegenreformation und Konfessionalisierung gehörte Delumeau zur Avantgarde der französischen Annales-Schule, obwohl oder weil seine als provokant und polemisch kritisierten Behauptungen heftigen Widerspruch auslösten. Der vorliegende Beitrag hinterfragt die Genese von *La peur en l'Occident*, die Art der dort präsentierten Quellen und deren methodische Erschließung. Nach knappen biographischen Notizen zum Autor und seinen Netzwerken wird sich dem von Delumeau gelieferten Entstehungsnarrativ und seiner persönlichen Mission als bekennender Katholik zugewandt, um dann seine Arbeitsweise unter die Lupe zu nehmen. Ein letzter Abschnitt beschäftigt sich mit der Rezeption des Angst-Paradigmas. Auf der Grundlage der neuesten Forschung dürfen Delumeaus Deutungen nicht mehr zur Annahme verleiten, die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften seien von endzeitlich-existentieller Paranoia geschüttelt gewesen. Das Reden, die Diskurse, die Texte und Bilder über Angst, Schrecken und Bedrohungen liefern keine quantitativ validen empirischen Befunde über die dahinterliegenden Phänomene individueller oder kollektiver Ängste. Die „Angst im Abendland“ hat es mithin nicht gegeben.

The work of Jean Delumeau, famous protagonist of the French history of mentalities and religion, belongs to the canonized stock of cultural history. Both *La peur en l'Occident* (1978) and its sequel *Le péché et la peur: La culpabilisation en Occident (XIII^e-XVIII^e siècles)* (1983) still count as general proof for the „doom and gloom“ scenarios of late medieval and early modern times. The ongoing success of *La peur en l'Occident* is partly owed to Delumeau's narrative about his personal obsession with the topic and his specific design of a „géographie de la peur“. Delumeau belonged to the avantgarde of the French Annales-school. However, his main thesis about the still pagan Middle Ages, which was cristianized with the help of Reformation and Counter-Reformation, found many critics. The chapter scrutinizes the onset of *La peur en l'Occident*, its

source material and Delumeau's methodological approach. After some short biographical notes, we analyse his networks, his mission and his work as a confessing Catholic historian, facts, which took a vital impact on the discovery of „the land of fear“. A final paragraph focusses at the reception of his history of fear. In the light of recent research, his methods in selecting and interpreting his source material are sending out a ponderous warning: The mere wording of fear gives no valid evidence neither for the quantity nor the quality of individual or collective fears in the past. Delumeau's „fear in the Western world“, thus, historically has never existed.

1 „Le pays de la peur“ – erste Erkundungen

Am 13. Januar 2020 ist der französische Historiker Jean Delumeau im Alter von 96 Jahren verstorben. Während diese Nachricht in der französischen Presse entsprechend kommentiert und ein von ihm für diesen Anlass vorbereiteter Text publiziert wurde, fand sein Tod in den deutschsprachigen Medien zunächst nur ein geringes Echo.¹ Immerhin galt Delumeau seit seiner 1978 in französischer Sprache erschienenen Studie als Experte in existentiellen Fragen zur *Angst im Abendland*. Noch vor knapp zwanzig Jahren, kurz nach dem Millennium und angesichts der von Osama bin Laden ausgesandten Terrordrohungen, hatte die ZEIT den renommierten Wissenschaftler unter dem Titel „Das Abendland hat eine Höllenangst“ zu vergangenen und aktuellen Gefühlslagen des Westens interviewt. Dort betonte Delumeau, Seuchen stellten für die Menschen des späten Mittelalters – und man muss hinzufügen erst recht für die globalisierte Welt der Gegenwart – „die größte vorstellbare Bedrohung“ dar. Letztlich sei jedoch Angst „ein ständiger Begleiter der Menschheit. Jede Angst ist letztlich Todesangst“. Allerdings seien die heutigen westeuropäischen Gesellschaften „so dechristianisiert“, dass sie „der Angst nur materielle Antworten entgegensetzen“ könnten (Hénard 2001).²

Mit diesen Statements hatte Delumeau einmal mehr auf Hauptaussagen seiner Studien zur vormodernen Angst verwiesen, die zu den kanonisierten

¹ Rasch aktualisiert wurde der einschlägige Artikel im deutschsprachigen wikipedia; https://de.wikipedia.org/wiki/Jean_Delumeau (17.12.2020); zu den französischen Nachrufen siehe https://fr.wikipedia.org/wiki/Jean_Delumeau (17.12.2020).

² Im Laufe der Covid-19 Pandemie erinnerte man sich an Delumeaus Thesen in Verknüpfung mit dem Ausbruch von Seuchen wie der spätmittelalterlichen Pest; vgl. SPIEGEL 13, 21.03.2020, 33; oder Schmidbauer: 2020.

Werken der Kulturgeschichte zählen. Uneinigkeit herrscht allerdings darüber, ob der als Sozial-, Mentalitäts- und Religionshistoriker etikettierte Delumeau auch als ein Vorläufer der neueren Emotionsgeschichte anzusprechen ist. Sicher gilt er als ein Historiker im Fahrwasser von Johan Huizinga (Schnell 2015: 899–905).³ Jenseits dieses Klassifizierungsgerangels werden Delumeaus voluminöse Monografien *La peur en l'Occident* (1978) – in fünfzehn Sprachen übersetzt (Dichtfield 2020: 339) – und der 1983 erschienene Nachfolgeband *Le péché et la peur: La culpabilisation en Occident (XIII^e-XVIII^e siècles)*⁴ gerne als pauschale Nachweise für die „doom and gloom mentality“ (Holt 1993: 535; Langmuir 1992: 657) eines verdüsterten Spätmittelalters sowie einer noch finsternerer Frühen Neuzeit zitiert. Auch wenn der entsprechende Artikel eines rezenten Handbuchs zur Emotionsgeschichte inzwischen kritisch mit den Thesen Delumeaus umgeht (Bähr 2019a: 158)⁵, so finden sich dessen Darlegungen in einem Handbuch zur Angstforschung weiterhin als verbindliche Diagnosen vergangener Gefühlswelten (Koch 2013: 7–8, 71, 149, 172, 183, 201, 288). Gleichfalls wertet ein Handbuch zur Religionssoziologie die Arbeiten von Delumeau als „quellensatte Standardwerke“, deren Resultate allerdings „genauer zu akzentuieren“ seien (Eßbach 2014: 106, 107). Der Verweis auf *La peur en l'Occident* dient dabei gleichsam als Chiffre für eine von Angstrhetorik und Angstkultur infizierte Vergangenheit. Die Renaissance war demnach kein Ort heiterer, diesseitiger Freuden und der Entdeckung des Individuums, sondern eine Epoche der Gewissensängste, in der Pessimismus, Melancholie und Schuldneurosen regierten, welche in Paniken und Pogrome gegen Hexen, Juden, Ketzler und den konfessionellen Gegner mündeten.⁶

Zum andauernden Erfolg von *La peur en l'Occident* hat sicher beigetragen, dass der Autor seine Beschäftigung mit abendländischen Ängsten und den Entwurf einer „géographie de la peur“ (1978a: 390) in eine Erzählung einbettete, die bis heute Psychologen, Geschichtsdidaktiker oder Historiographen beschäftigt (vgl. hier Abschnitt 3). Zumindest in der Einleitung bemühte sich Delumeau – „ganz einer freudianisch grundierten Psychohistorie verpflichtet“ (Bähr

³ Zu den „Paradigmen der Gefühls- und Emotionsgeschichte“ vgl. Bähr 2019b: 301, 308 (zu Delumeau).

⁴ *La peur en l'Occident* umfasst im französischen Original 485, in der deutschen Übersetzung 650 Seiten. Der Folgeband wurde noch umfangreicher: *Le péché et la peur: La culpabilisation en Occident (XIII^e-XVIII^e siècles)* zählt 742, die englische Übersetzung 677 Seiten.

⁵ Eine Einführung zur Emotionsgeschichte setzt sich gleichfalls kritisch mit Delumeau auseinander; Plamper 2015: 51–52, 58, 243.

⁶ Zur kritischen Einordnung von Delumeaus Thesen in den Kontext der Annales-Geschichtsschreibung vgl. vor allem Raphael 1994: 373–374.

2019b: 301) – um begriffliche Eindeutigkeit. So unterschied er zwischen diffuser Angst („angoisse“) und der auf konkrete Bedrohungen bezogenen, individuellen wie kollektiven Furcht („peur“) (1978a: 15). Diese, letztlich auf Søren Kierkegaard zurückgehende Differenzierung forderte Delumeau auch später nochmals ein: „Unsere Zeitgenossen gehen schludrig mit den Begriffen um: Angst ist die tiefe innere Unruhe bei einer unbestimmten Gefahr, Furcht dagegen ist objektbezogen.“ (Hénard 2001).⁷ Die von Delumeau betonte Differenzierung zwischen „angoisse“ (Angst) und „peur“ (Furcht) wurde schon im französischen Original nicht immer stringent beachtet. In der deutschen Ausgabe verschwindet sie völlig, da die beiden Übersetzerinnen unter Rekurs auf Mario Wandruszka die Bezeichnungen „Angst“ bzw. „Ängste“ generell bevorzugten (1985a: 29), geschuldet dem Befund, dass einer strikten begrifflichen Trennung von Angst und Furcht der Sprachgebrauch entgegenstand (und steht), da beide Bezeichnungen „sowohl in der Literatur wie in der Alltagssprache nahezu synonym verwendet werden“ (Schüz 2016: 25).⁸ Ein reflektierter semantischer Zugriff sowohl auf die von Delumeau zitierten Quellenauszüge als auch auf deren Analysen bleibt der Leserschaft so jedoch verwehrt.

Delumeaus Thesen zur „Angst im Abendland“ lassen sich kurz zusammenfassen: Mitverantwortlich für die kollektiven Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts waren sowohl katholische und protestantische Theologen, Kleriker, Gelehrte, Juristen sowie Vertreter der Obrigkeit, die „police chrétienne“ (1978a: 403), die mit ähnlichem Eifer und vergleichbarer Zielsetzung endzeitliche, jenseitige Horrorvisionen propagierten, um die indigene, halb pagane, superstitiöse, in einem animistisch-magischen Weltbild verfangene Bevölkerung zur Internalisierung der christlichen Religion (in jeweiliger konfessioneller Ausgestaltung) zu zwingen. Erst Reformation und Gegenreformation brachten daher jene Christianisierung, die zuvor in den mittelalterlichen Jahrhunderten nur oberflächlich stattgefunden hatte. Die von den Geistlichen und Predigern aller konfessioneller Lager bewusst perfide geführte Waffe im Kampf für eine stärkere christliche Disziplinierung und Akkulturation hieß deshalb Todsünden-Didaktik (Schade 1986), hieß die Stimulation von Teufelsfurcht, das Ausmalen schrecklichster Qualen im Fegefeuer bzw. in der Hölle, die drohten, wenn

⁷ Zu Versuchen der begrifflichen Trennung von ‚Furcht‘ und ‚Angst‘ vgl. Bähr 2008: 294–295.

⁸ In seiner Diskussion zum „Problem der klassischen Unterscheidung von Angst und Furcht“ kommt Schüz (gestützt auf Wandruszka) zu dem Ergebnis, dass eine „einheitliche Definition und Symmetrie in der Angst-Furcht-Debatte [...] zumal auf internationaler Ebene“ nicht existiert, weshalb eine „Differenzierung von Angst und Furcht [...] zuweilen mehr verwirrt als nützt“ (2016: 25–26).

der Christenmensch nicht ein den jeweiligen konfessionellen Regeln entsprechendes Leben führte und keine korrekte Beichte seiner (Tod-)Sünden ablegte. Zu den Aktionen der obrigkeitlich geführten Christianisierungskampagnen gehörte der rigoros geführte Feldzug gegen die Unzucht, die außereheliche, nur von Sinneslust gesteuerte Sexualität. Sünde und Schuldbewusstsein sowie Beichte, Buße und Sühne lauteten die missionarischen Großthemen, in deren Mittelpunkt die pastoral-pädagogisch stimulierte Furcht („la pastorale de la peur“) vor dem Wirken des Satans, seiner Dämonen und Helfershelfer stand. Missverständlich bezeichnete Delumeau die sowohl durch Luthers Schriften als auch die Medien gesteigerte Teufelsangst als „satanisme“ (1978a: 232–253).⁹ Prediger und Missionare, selbst obsessiven Ängsten anheimgefallen, hatten in ihren Texten die Feinde des Christentums als Agenten des Satans markiert. Delumeau ließ diese teils realen, teils fiktiven Gruppen als Kollektivakteure auftreten: „idolâtres et musulmans“ (1978a: 254–272), „le Juif, mal absolu“ (1978a: 273–304), und „la femme“ (1978a: 305–345). Als Folge dämonisierter Weiblichkeit trat das „énigme historique“ auf, „la grande répression de la sorcellerie“ (1978a: 346–388).

Delumeau benannte unter anderem drei Kategorien von Ängsten: 1. jene Ängste, die lediglich bei den Eliten ausgelöst wurden, wie beispielsweise durch das Große Schisma oder die Türkengefahr, 2. jene Ängste, denen hauptsächlich das „Volk“ anheimfiel, wie beispielsweise die Furcht vor Teuerung und Hunger, sowie 3. jene Ängste, die von beiden Entitäten geteilt wurden. Grundsätzlich sprach er von „peurs spontanées“, denen nahezu die gesamte Bevölkerung anheimfiel, und den „peurs réfléchies“, die von den „directeurs de conscience de la collectivité“ ersonnen worden waren (1978a: 22; 1985a: 38). Zwei Kapitel widmete er dem Gefühl von Unsicherheit und Angst als Auslöser von Aufständen (1978a: 143–194; 1985a: 200–274). Darüber hinaus galt es zwischen permanenten (z. B. Natur, Unwetter, das Meer, die Finsternis, Gespenster) und zyklisch auftretenden Ängsten (z. B. Seuchen) zu unterscheiden (1978a: 21–23; 1985a: 38–39). Nach Delumeau teilten alle Schichten der Bevölkerung die Furcht vor Schadenzauber, wobei besonders der einfache Bauer sich den Wirkungen von Magie ausgesetzt glaubte. Diese Ängste wurden von Theologen und

⁹ Nicht besser ist die deutsche Übersetzung, die von „Satanismus“ spricht (1985a: 358–386); übernommen wird die Bezeichnung auch von Hamm 2011 (zuerst 1999): 7; vgl. auch Eßbach 2014: 337. – Satanismus bedeutet „the worship of Satan or the powers of evil“ oder „a travesty of Christian rites in which Satan is worshiped“ (Stephens 2006: 1001). Historisch gesehen, war „Satanismus“ mithin die Unterstellung, der Vorwurf gegenüber (vermeintlichen) Häretikern und Hexen, einen solchen Satanskult zu praktizieren. Delumeau meinte mit „satanisme“ jedoch obsessiv geschürte und durchlebte Ängste vor dem Wirken Satans und seiner Agenten.

Juristen nicht nur geteilt, sondern umgewandelt in das Konzept der diabolischen Hexerei und re-implementiert in die animistisch-magische Weltdeutung des einfachen Volkes. Damit nehmen die Überlegungen zum so genannten Aberglauben, zu Teufelsfurcht, Magie und Hexerei einen nicht unbeträchtlichen Teil in Delumeaus Werk ein (1978a: 54–74, 232–253, 305–388 u. ö.).

Er fasste zusammen: „Die Häufung von Aggressionen, die auf die abendländischen Völker von 1348 bis zu Beginn des 17. Jahrhunderts einströmten, bewirkte in allen Gesellschaftsschichten eine tiefgreifende seelische Erschütterung, von der sämtliche Ausdrucksformen jener Zeit, Texte und Bilder, Zeugnisse ablegen. Ein ‚Land der Angst‘ entstand, in dessen Innern eine Kultur sich ‚unbehaglich‘ fühlte und das sie mit krankhaften Phantasiegebilden bevölkerte.“ (1985a: 39; 1978a: 22). Die Angst regierte die gesamte europäische Gesellschaft, sie befahl Menschen jeden Alters, Geschlechts und sozialer Herkunft, sie besaß weder kultur- noch siedlungsräumliche Differenz oder Prozesshaftigkeit. Für Delumeau war und blieb die Angst eine anthropologische Grundkonstante, ein „fait social total“, eine Interpretation, der die moderne Emotionsforschung inzwischen vehement widerspricht (Bähr 2019a: 155; 2019b: 308–309). Die Leserschaft mochte sich indes bereits 1978 gefragt haben, warum die Bevölkerung des „pays de la peur“ bzw. der „cité assiégée“ angesichts tatsächlicher Bedrohungen, „fantasmes morbides“ (1978a: 22) und tiefster Gefühlsverwirrungen nicht bereits im 16. Jahrhundert den kollektiven Selbstmord vorgezogen hat.

La peur en l'Occident (mit oder ohne den nachfolgenden Band *Le péché et la peur*) hat eine breite Rezeption in der französischen Mentalitäts- und Religionsgeschichte gefunden.¹⁰ Delumeau gehörte mit seinen Thesen vom quasi paganen Mittelalter und einer erst frühneuzeitlichen Christianisierung durch Reformation, Gegenreformation sowie Konfessionalisierung zur Avantgarde der französischen Annales-Schule, obwohl oder weil seine als provokant und polemisch kritisierten Behauptungen heftigen Widerspruch auslösten.¹¹ Ihm wurde vorgeworfen, wenig Kenntnis spätmittelalterlicher religiöser Kulturen und

¹⁰ Vgl. nur Lebrun 1979; Cuchet 2010. – In seiner Studie zu den französischen Religionskriegen hat insbesondere Denis Crouzet es geschafft, das von Delumeau so verdüsterte Bild weiter zu schwärzen. Mack Holt fasste diesen Eindruck pointiert zusammen (1993: 535): „One gets the distinct impression from this book (as from Delumeau’s) that every French man and woman at every social level during every waking minute of their lives seemed to be haunted by this apocalyptic anguish“; zur kritischen Rezeption von Delumeau und Crouzet vgl. auch Bernard 2010: 36–37, 55–60, 256–271.

¹¹ Vgl. unter anderem Hamm 2011 (zuerst 1999): 3–5; Greyerz 2000: 99–102; de Boer 2009: 371–376; Greyerz 1984: 17, 22–25, 28, sowie Hendrix (2000, 2004), dessen eigene Thesen detailliert diskutiert werden in Johnson & Maxwell 2012.

Frömmigkeitstheologie zu besitzen (vgl. nur Van Engen 1986; Grosse 1994; Worcester 1999; Dinzelbacher 2010: 507). Stuart Clark (1983) und Lutz Raphael (1994) hoben darüber hinaus die methodischen Schwächen der von Lucien Febvre geprägten und von Jean Delumeau fortgeführten Mentalitätsgeschichte im Kontext der Annales-Schule hervor. Anglo-amerikanische Historiker setzten sich weniger mit *La peur en l'Occident*, als mit dem in englischer Übersetzung erschienenen Nachfolgebänd auseinander, lobten dabei die überbordende Fülle an Quellenzitaten, bemängelten gleichwohl deren Redundanz und Konzentration auf Frankreich (Bornstein 1994: 299; Langmuir 1992: 658; zusammenfassend Ditchfield 2020: 340–341). Delumeaus düster ausgemaltes „doom and gloom“ Szenario von einer frühneuzeitlichen Gesellschaft, die sich tiefster Melancholie, Zerknirschung, übersteigter Furcht vor Todsünden und einem internalisierten Schuldkomplex hingab, fand in ihrer Einseitigkeit gleichfalls Kritik.¹² Fokussiert auf die *longue durée* religiöser Kollektivmentalitäten hat Delumeau darüber hinaus das Handlungsfeld ‚Politik‘ nahezu völlig ausgeklammert, was J. K. Powis bemängelte (1992: 366, 372–373). Scharf ging Peter Burke mit dem zweiten Teil von Delumeaus Angstgeschichte ins Gericht, indem er ihm nicht nur mangelnde Transparenz bei Auswahl und Präsentation sowie fehlende kritische Bewertung der Quellen bescheinigte, sondern auch feststellte: „Delumeau’s study is thin on ideas [...] His book is essentially descriptive. Despite its concern with sin and damnation, it is curiously bland“ (1985: 130, 131).¹³ In eine ähnliche Richtung hatte bereits der Mediävist Ferdinand Seibt in seiner Besprechung von *La Peur en l'Occident* geurteilt, den „abendländischen Umfang des Titels“ (1982: 426) sowie Delumeaus letztlich unbewiesene Annahme einer gleichzeitigen und einheitlichen Ausprägung des Phänomens ‚Angst‘ angezweifelt. Die Frühneuzeithistorikerin Barbara Stollberg-Rilinger bemerkte: „Die Beliebigkeit der Materialauswahl verhindert, daß die interessanten Thesen des Autors wirklich argumentativ verfochten und nachdrücklich belegt werden [...] D. ignoriert die Methodenprobleme, die sich aus der Übertragung einer historischen Fragestellung auf einen Gegenstand der Psychologie und Anthropologie ergeben [...] Die verschiedenen Ansätze zur Deutung des Materials bleiben vielmehr vage und bewegen sich nicht selten auf einer vortheoretischen Ebene allgemeiner common-sense-Überlegungen. [...] Insgesamt verrät das Buch mehr antiquarischen

¹² Stellvertretend vgl. nur Langmuir 1992: 659; Luria 1992: 437; Stearns 1992: 158; Bornstein 1994. Ausführliche kritische Besprechungen von Delumeaus Werk liefern zum Beispiel Bireley 1991, und Powis 1992.

¹³ Die scharfe Kritik scheint zu keiner größeren Missstimmung geführt zu haben, denn Peter Burke veröffentlichte 1989 in einem von Delumeau herausgegebenen Sammelband.

Sammeleifer, als das aktuelle Etikett ‚Mentalitätsgeschichte‘ vermuten lassen würde“ (1988: 99).

Rezent kam Andreas Bähr zu einer kritischen Bewertung jener innerhalb der Mentalitäts- und Psychohistorie geführten Forschungsdebatte um Delumeaus Thesen (2008, 2013a: 23–33, 2019a, 2019b). Demnach könnten die angenommenen Entitäten Angst und Furcht jenseits der Texte (im Sinne von Sprache und Bildern) weder beschrieben noch ermessen werden. Von anthropologischen Konstanten könne mithin nicht gesprochen werden. Vielmehr müssten Furcht und Angst als „soziale und diskursive Konstruktionen aufgefasst werden“, die stets „kontextabhängig konzeptualisiert“ wurden (Bähr 2019a: 159).

Vor diesem Hintergrund soll es im Folgenden nicht um die Identifizierung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Ängste quasi hinter den Diskursen gehen. Vielmehr gilt es, die Genese von *La peur en l'Occident*, die dort präsentierten Quellen und deren methodische Erschließung zu hinterfragen. Nach knappen biographischen Notizen zum Autor werden wir uns dem von Delumeau gelieferten Entstehungsnarrativ und seiner Mission zuwenden, um dann seine Arbeitsweise unter die Lupe zu nehmen. In einem letzten zusammenfassenden Abschnitt wird auf die Folgen eingegangen, welche die Rezeption des Angst-Paradigmas für die Erforschung des späten Mittelalters sowie der Frühen Neuzeit gezeitigt hat.

2 Jean Delumeau – biographische Notizen

Geboren 1923 in Nantes, wurde Jean Delumeau streng katholisch erzogen und besuchte unter anderem ein Internat der Don Bosco Salesianer.¹⁴ Zwischen den Jahren 1940 und 1942 erhielt er Unterricht an einer konfessionsungebundenen Schule in Marseille, wo er nach eigenen Aussagen ein tolerantes Christentum kennen und schätzen lernte. Ab 1947 unterrichtete er das Fach Geschichte an Gymnasien in Bourges und Rennes, unterbrochen von einem Forschungsaufenthalt in Rom. 1955, im Alter von 32 Jahren, promovierte er in Paris. Zwischen 1955 bis 1970 lehrte er in Rennes, dann bis 1975 als Professor für *L'histoire moderne* an der Sorbonne (Paris I). Gleichzeitig war er zwischen 1963 und 1978

¹⁴ Zu Delumeaus Biografie, Karriere und Schaffen vgl. Ditchfield 2020; Delumeau 2010; Worcester 2010; Comerford 1999; Raphael 1994: 158, 244, 297, 348–350, 373–374; Burke 1990: 70–71.

directeur d'études an der *École pratiques des hautes études* (VI^e section).¹⁵ 1975 wurde er zum Professor am *Collège de France* ernannt. Bis 1994 hatte er dort den Lehrstuhl *Histoire des mentalités religieuses dans l'Occident moderne* inne. Im Ruhestand konnte Delumeau seine Publikationstätigkeit bis 2017 fortsetzen. Gleichzeitig blieb er bemüht, seine Thesen und Ideen einem größeren Publikumskreis zu präsentieren. Unter anderem betreute er als Autor und Frontmann ab 1996 eine 46 Teile umfassende Reihe im französischen Privatfernsehen unter dem Titel *Les religions et les hommes* (Ditchfield 2020: 342).¹⁶

Bei Fernand Braudel und *de iure* Gaston Zeller verfasste er seine Dissertation zu den ökonomischen und gesellschaftlichen Verhältnissen im Rom des ausgehenden 16. Jahrhunderts (Ditchfield 2020: 337–338), publiziert auf über tausend Seiten in den Jahren 1957 und 1959 (*Vie économique et sociale de Rome dans la seconde moitié du XVI^e siècle*). Es folgte 1962 eine weitere wirtschaftshistorische Arbeit auf Anraten von Fernand Braudel (*L'alun de Rome XV^e-XIX^e siècle*). Der Einfluss der Annales-Schule wird hier deutlich. Das zweite Vatikanische Konzil brachte zwischen 1962 und 1965 eine erhebliche Öffnung des Katholizismus, nicht zuletzt da die Frontstellung gegenüber anderen Konfessionen und Religionen sowie Nicht-Gläubigen aufgegeben wurde. Den überzeugten, an Ökumene interessierten liberalen Katholiken Delumeau hat diese Richtungsänderung offenbar so beeindruckt, dass er sich seit dem fast ausschließlich religionshistorischen Fragestellungen widmete.

In retrospektiver Bewertung seines Werdeganges stellte Delumeau seine Wandlung vom Wirtschafts- zum Religionshistoriker als eine Eingebung „out of the blue“ dar (2010: 438).¹⁷ Neben anderen Faktoren soll ihn besonders die Erinnerung an seinen protestantischen Lehrer in Marseille, der als Widerstandskämpfer der Resistance getötet worden war, zur Abfassung des religionshistori-

¹⁵ 1975 machte sich die *Sixième Section* als *École des hautes études en sciences sociales* selbstständig. Delumeau blieb dem Institut ab 1978 als *Directeur associé* verbunden.

¹⁶ Zur Liste von Ehrungen und Preisen, die Jean Delumeau zu teil wurden, vgl. <https://www.college-de-france.fr/site/jean-delumeau/index.htm> (19.12.2020); eine Bibliografie seiner Werke inklusive der Herausgeberschaften, Aufsätze, Rezensionen, Vorworte und Interviews liefert die *Bibliothèque interuniversitaire Sorbonne* (Delumeau 2020). Auf eine vollständige Listung seiner hier nur genannten Werke wurde daher verzichtet.

¹⁷ Zur allgemeinen Entwicklung der Religionsgeschichtsschreibung in Frankreich sowie zum Einfluss der Religionssoziologie (Gabriel Le Bras) auf Vertreter der Annales-Schule vgl. Julia 2010; O'Malley 2000: 100–105, 120. – Mit seinem 1963 publizierten Essay „Déchristianisation, mot fallacieux“ hat Le Bras maßgeblich Delumeau beeinflusst (Cuchet 2010: 147–148); zur Diskussion von Begriff und Phänomen „Dechristianisierung“ vgl. nur Eßbach 214: 416–427; Holzem 1998 (ohne Erwähnung von Delumeau).

schen Werkes *Naissance et affirmation de la réforme* gebracht haben (1965). Ihm folgte 1971 *Le catholicisme entre Luther et Voltaire*. In Einklang mit den Maximen von Vatikan II wollte seine Darstellung des Konfessionalisierungsprozesses eine Diffamierung protestantischer Positionen vermeiden. Gleichzeitig negierte er marxistische Interpretationen und betonte die Ähnlichkeiten zwischen den katholischen wie protestantischen Reformversuchen. Offensiv vertrat er die These von der verspäteten, erst seit dem 16. Jahrhundert erfolgenden Christianisierung Europas, verstanden als von den Kirchen und ihren Agenten betriebene Akkulturation, deren fatale Folgen letztlich seit dem 18. Jahrhundert und nach Aufklärung sowie Französischer Revolution in die Dechristianisierung der neuzeitlichen westlichen Welt führen sollte. Eben deren Überwindung galt die, eine grundlegende Reform der katholischen Kirche propagierende Mission Delumeaus, der er nach 1965 folgte; denn, wie er es mit eigenen Worten beschrieben hat, „the work I chose was often a combination of my personal interests and chance.“ (Delumeau 2010: 438).

3 Die Entdeckung des „pays de la peur“, die Bewältigung eines Traumas und die Mission des Jean Delumeau

Im Jahr 2012 bemerkte der emeritierte Didaktik-Professor Peter Schulz-Hageleit, es gäbe „nur wenige Texte, die das Zusammenspiel von lebensgeschichtlicher Erfahrung und geschichtswissenschaftlicher Arbeit so eindrucksvoll schildern“ würden wie die Einleitung zu *Angst im Abendland* (122). Denn hier berichtet Delumeau unter „L’historien à la recherche de la peur“ (1978a: 1–28) von eigenen Kindheitserfahrungen: Der plötzliche Tod eines noch jungen Freundes seines Vaters hatte den kleinen Jungen derart traumatisiert, dass er drei Monate nicht zur Schule gehen konnte. Später lebte der streng katholisch aufgewachsene Delumeau dann in einem Internat der Salesianer, wo es jeden Monat eine lange Todeslitanei zu beten galt, in der die Schrecken des Sterbens ausgemalt wurden und die Schüler um einen leichten Tod bitten sollten. Delumeau sprach in diesem Zusammenhang von einem traumatisierenden und beunruhigenden „discours religieux sur la mort“, der ihn während seiner Schulzeit lehren sollte, nicht den unausweichlichen Tod, wohl aber die Sünde und deren Bestrafung zu fürchten. Wollte der gläubige Christ daher der angedrohten ewigen Verdammnis entgehen, musste er unbedingt die Sünde meiden bzw. die kirchlich angezeigten Remedien echter innerer Zerknirschung, vollständiger Beichte und Buße

anwenden. Diese Lektion seiner geistlichen Erzieher, so Delumeau, „donne la clé de mon livre“ (1978a: 27; dazu auch Delumeau 2010: 439).

Nach gut vierzig Jahren fand sich der Historiker – so das von Delumeau lancierte Narrativ – dann bei der Arbeit an seinem Buch erneut mit den Schrecken seiner Kindheit konfrontiert, die ihn dazu antrieben, das festgestellte Schweigen über die von der „Kirche als Machtapparat“ (1985a: 46) stimulierte Angst zu brechen. Sein Credo lautete: „Le thème que j’étudie dans les pages qui suivent ne renvoient guère à la charité, à la piété et à la beauté chrétiennes, qui ont aussi existé malgré la peur. Mais pour autant fallait-il, encore une fois, faire le silence sur celle-ci? Il est temps que les chrétiens cessent d’avoir PEUR [!] de l’histoire“ (1978a: 28; vgl. dazu Ditchfield 2020: 340; Worcester 2010: 149). Damit scheint Delumeau gleichsam mit therapeutischem Impetus versucht zu haben, sein eigenes Trauma durch das Schreiben zu überwinden. Im 1983 erschienenen, zweiten Teil seiner Angstgeschichte (*Le péché et la peur*), auf deren Entstehung er bereits 1978 hingewiesen hatte (10, 24, 27), konzentrierte er sich dann auf jene Strategien, mit denen Vertreter der Kirche, selbst getrieben von Obsessionen, die Angst gegen einen neuen Feind, nämlich das eigene Ich, einpflanzten, Schuldgefühle weckten und die Furcht vor ungesühnten Todsünden sowie ewiger Verdammnis evozierten („guiltification“; 1990b: 425). Die klerikale Indoktrination löste eine regelrechte „surculpabilisation“ (1990b: IX), eine Hypersensibilisierung für Schuld, aus: „A global anxiety, broken up into ‘labeled’ fears, discovered a new foe in each of the inhabitants of the besieged city, and a new fear – the fear of one’s self“ (1990b: 1). Auf diese Weise verband sich die Kultur der Angst untrennbar mit einer tief in der kollektiven Mentalität internalisierten Kultur der Schuld. Noch einmal betonte Delumeau im Vorwort seine persönliche Verflechtung mit dem Thema: „I myself cannot hide my own feelings on the documents that are discussed here, and thus I prefer to say things clearly. I think that sin exists, I feel its presence in me.“ (1990b: 4).

Später sollte er die Entstehung seiner Angstgeschichte in einen noch weiteren Horizont einbetten; demnach hatte er bereits 1972 mit der Arbeit begonnen, den zweiten Teil aber fast eingestellt aus Furcht, ein derart düsteres Bild des westlichen, katholischen wie protestantischen, Christentums zu publizieren. Doch hätten ihn mehrere „devout priests“ davon überzeugt, mit seinen Enthüllungen fortzufahren, da die Konfrontation mit dieser dunklen Tradition der Angst bei vielen eine therapeutische Wirkung entfalten werde. Mithin scheint es in Delumeaus Absicht gelegen zu haben, nicht nur sein eigenes, sondern das Trauma aller katholischen (möglicherweise auch protestantischen?) Gläubigen zu beheben. In der Retrospektive, und weitgehend ohne die wissenschaftliche Kritik an seinen Thesen zu berücksichtigen, blieb es für Delumeau klar: „I con-

cluded that this ‚pastoral of fear‘ was a major factor in dechristianization“ (Delumeau 2010: 439–440).¹⁸

Jenseits dieses Entstehungs-Narrativs gilt es jedoch, weitere Perspektiven zu eröffnen: Beeinflusst von Fernand Braudel und der Annales-Schule, hat Jean Delumeau sich zunächst und vor allen Dingen auf Themen der Wirtschaftsgeschichte konzentriert. Wie die von Lutz Raphael untersuchten Vorlesungsverzeichnisse zeigen, verlegte er sich schon seit 1963 auf Themen der Religions- und Mentalitätsgeschichte (Raphael 1994: 349). 1967/68 lehrte er unter anderem zu „La religion entre sorcellerie et l’incroyance en France du 17^e siècle“, 1971/72 zu „Peurs, divertissements et religion en Occident (16-18^e siècles)“, 1973/74 zu „Le vécu religieux quotidien: l’exemple de la France d’Ancien Régime“ und 1974/75 zu „La christianisation en Occident à l’époque moderne“. Deutlich zu erkennen ist der thematische Bezug zu jenen Werken, die Delumeau – geradezu einem Masterplan folgend – ab 1965 zur Religions- bzw. Mentalitätsgeschichte veröffentlichen bzw. herausgeben sollte (so auch Ditchfield 2020: 337). Gemeinsam bilden sie eine mehrbändige, geradezu enzyklopädisch angelegte Publikationsserie. Ihr lag ein Forschungsprojekt ‚langer Dauer‘ zugrunde, das Delumeau nicht erst 1975 mit seiner Berufung an das *Collège de France* angedacht hatte.¹⁹ Zunächst erschien 1965 *Naissance et affirmation de la réforme*, als dessen Nachfolgebänd sich 1971 *Le catholicisme entre Luther et Voltaire* verstand, wie Delumeau im Vorwort enthüllte. Dort präsentierte er seine Thesen, mit deren Ausarbeitung er eine völlig neue Lesart der abendländisch-frühneuzeitlichen Geschichte einleiten wollte: „Pour moi, le ‚Moyen Age chrétien‘, au niveau des masses – essentiellement rurales –, est une légende qui a la vie dure. Et, si légende il y a, les deux Réformes – celle de Luther et celle de Rome – constituèrent, en dépit des excommunications réciproques, deux aspects complémentaires d’un même processus de christianisation dont il reste à mesurer l’impact et les limites. Adopter ce point de vue, que devrait confirmer l’étude du mental collectif, c’est entreprendre une lecture neuve de toute l’histoire mo-

18 Geradezu auf den Spuren Delumeaus gibt der Religionssoziologe Wolfgang Eßbach seinem Kapitel zu den frühneuzeitlichen Glaubenskriegen die Überschrift „Trauma, erste Hilfe, eine andere Religion“, wobei er als „dominierende Zeiterfahrung der Glaubenskriege die Rolle der Angst genauer zu spezifizieren“ versucht; Eßbach 2014: 105.

19 In seiner Antrittsvorlesung vom 13. Februar 1975 pointierte Delumeau – unter Berufung auf Lucien Febvre und Gabriel Le Bras – sein Projektvorhaben zu einer Geschichte religiöser Mentalitäten und alltäglicher Religionspraktiken; Ditchfield 2020: 336–337.

derne de l'Occident (1971: 5–6).²⁰ Angekündigt wurde gleichfalls eine große Studie zur Mentalitätsgeschichte, die dann 1978 mit *La peur en l'Occident* erscheinen sollte.

Aus den von ihm gehaltenen Seminaren und betreuten Abschlussarbeiten am *Centre de recherches d'histoire moderne* an der Sorbonne (Paris I) ging bereits 1976 eine Publikation hervor, in der sämtliche mentalitätsgeschichtlichen Leit motive seiner späteren Angststudien anklangen. Unter dem vielsagenden Titel *La mort des pays de Cocagne* wurden die Unterdrückung der paganen Volkskultur (Akkulturation), der Kampf der christlichen Kirchen (insbesondere mit Hilfe der Predigt) gegen so genannten Aberglauben, Magie und die Festkultur des einfachen Volkes, die stimulierten Ängste gegen Hexen, Juden, Außenseiter und schlussendlich die Dechristianisierung angesprochen. Das „pays de la peur“ wurde bereits hier als Gegenpart zum „pays de Cocagne“ (dt.: Schlaraffenland; vgl. Voltmer 2010) stilisiert.²¹

Erneut präsentierte Delumeau seine These „quasi-provocatrice“ (paganes Mittelalter – Christianisierung während Reformation und Gegenreformation – Dechristianisierung), ohne dabei die darüber geführten kritischen Debatten zu berücksichtigen. Hingegen blieben Delumeau und seine Studierenden bemüht, die fraglichen Behauptungen mit zusätzlichem Quellenmaterial zu untermauern (Venard 1978: 113). Bereits während seiner Zeit an der Sorbonne wurden somit Vorarbeiten für das große Projekt einer Mentalitätsgeschichte geleistet, das Delumeau dann gemeinsam mit seinen Seminarteilnehmern am *Collège de France* (ab 1975) weiterbetreiben sollte und auf deren beigesteuertes Material er

²⁰ Fast vierzig Jahre später schätzte Delumeau in einer Selbstbeschreibung seiner Karriere – nicht zuletzt aufgrund zahlreicher Kritiken – das Diktum einer „legend of the Christian Middle Age“ als zu provokant ein (2010: 444).

²¹ Verarbeitet hat Delumeau, unterstützt von Roger Chartier und Michel Fontenay, 16 Abschlussarbeiten von 21 Studentinnen und Studenten, die in den Jahren 1971–1974 entstanden waren (Delumeau 1976: unpag., „Mémoires de maîtrise cités ou utilisés“). Die Titel der Arbeiten zeigen deutlich, welche Schwerpunkte in den Seminaren behandelt worden waren, zum Beispiel Élisabeth Belmas & Élisabeth Lenormand, *Les péchés d'autrefois à travers les manuels de confession de la Contre-Réforme* (1971); Annie Brulé & Michèle Mousseron, *Les grands thèmes de la prédication en France du XV^e au XVIII^e siècle* (1971); Laurent Couder, *Les Réformateurs et l'Univers des mentalités magiques: superstition, astrologie, sorcellerie* (1972); Giselle Deshouillères, *La lutte contre les fêtes païennes et les divertissements en Occident aux XVI^e et XVII^e siècles* (1973); Marie-Thérèse Fouillade & Nicole Tutiaux, *La peur et la lutte contre la peur dans les voyages de découvertes au XV^e et au XVI^e siècles* (1972); Marièle Leclerc, *La crainte de la fin du monde pendant la Renaissance, XV^e-XVI^e siècles* (1973); vgl. dazu auch die Rezension von Venard 1978.

in der Widmung der französischen Ausgabe von *La peur en l'Occident* verwies.²² Von einem zu bewältigenden persönlichen Angsttrauma war 1976 noch nicht die Rede. Ein Jahr später machte Delumeau sich Gedanken darüber, ob das Christentum langfristig aussterben würde (*Le christianisme va-t-il mourir?*). Obwohl dieses Buch im gleichen Jahr preisgekrönt wurde (Worcester 2010: 148–149), mangelte es nicht an harscher „polémique“ gegen seine Aussagen (Delumeau 1978a: 27).

In schneller Folge publizierte Delumeau dann *La peur en l'Occident* (1978) und den zweiten Teil der Angstgeschichte (*Le péché et la peur*, 1983), begleitet von der Herausgabe einer zweibändigen *Histoire vécue du peuple chrétien* (1979) sowie eines Sammelbandes mit eigenen, größtenteils bereits publizierten Aufsätzen (*Un chemin d'histoire: Chrétienté et christianisation*, 1981). In allen Bänden wurden seine inzwischen sattsam bekannten und umstrittenen Thesen wiederholt, was manche Rezension gelangweilt hervorhob und ihm den Vorwurf einbrachte, vom Historiker zum Propheten zu mutieren (Léger 1982: 201; Viguerie 1983: 498). Mit *La peur en l'Occident*, gefolgt von *Le péché et la peur*, wollte Delumeau ausdrücklich auf die Kritik an seinen Dechristianisierungsthesen antworten (1978a: 27). Vor diesem Hintergrund verliert die Geschichte vom Kindheitstrauma an Bedeutung. Problemlos ließe sie sich als Authentifizierungsstrategie lesen, um mithilfe der persönlichen Betroffenheit des Autors den nachfolgenden Thesen einen ‚Sitz im Leben‘ und eine zusätzliche Glaubwürdigkeit zu verleihen. Die beiden Bände waren mithin weniger als Therapie für Delumeau und seine Leserinnen bzw. Leser gedacht, vielmehr als provokant-polemische Streitschriften, ja als Manifeste (Venard 1984: 538).

In Form eines monumentalen Dossiers setzte Delumeau die Reihe der einschlägigen Publikationen fort, zunächst mit dem dritten Band seiner Angstgeschichte, wo er jene Remedien und Rituale vorstellte, welche die christlichen Kirchen zur Überwindung der (zuvor evozierten) Angst und zur spirituellen Sicherheitserzeugung bereitstellten (*Rassurer et protégé*, 1989). Selbst kritische Rezensenten, welche zuvor die Christianisierungs- und Akkulturationsthese abgelehnt hatten, bescheinigten dieser Monografie, sie sei „far more satisfying than his earlier works, as it is far more coherent and less polemical, and is a much better read“ (Holt 1991: 853). Delumeau ließ eine weitere Publikation aus

²² „Je tiens à exprimer ma gratitude à mes auditeurs du Collège de France et aux chercheurs de mon séminaire. Ils trouveront dans ces pages mention des documents qu'ils m'ont adressés ou indiqués et des enquêtes qu'ils poursuivent. Ils ont donc contribué avec moi à la réalisation de ce projet historiographique“ (Delumeau 1978a: Vorsatzblatt). – In der deutschen Ausgabe fehlt diese Widmung.

dem Umfeld von Beichte, Buße und Sühne (*L'aveu et le pardon*, 1990a) sowie eine dreibändige Abhandlung zur Geschichte des Paradieses folgen.²³ Noch 2003 beschäftigte er sich erneut mit dem Entwurf eines *christianisme pour demain*. Der nicht französischsprachigen Leserschaft bleibt das thematische Triptychon um Angst, Schuld und der Suche nach Sicherheit (meint schlussendlich die himmlische Erlösung) nicht selten verborgen,²⁴ denn außer *La peur en l'Occident* wurde keines der diesbezüglichen Werke Delumeaus in die deutsche Sprache übertragen. Eine englische Übersetzung liegt nicht für *La peur en l'Occident*, wohl aber für den zweiten Teil der Angstgeschichte vor, der unter dem Titel *Sin and Fear: The Emergence of a Western Guilt Culture, 13th-18th Centuries* im Jahr 1990 erschienen ist.²⁵

Aufgrund der fehlenden Übersetzungen blieb manchem Leser ebenfalls die hinter dem enzyklopädischen Mehrteiler liegende christliche Botschaft verborgen. Wie Reden, Interviews und seine an eine Bekenntnisschrift erinnernde Publikation *Ce que je crois* (1985b) oder die von ihm herausgegebenen Sammelbände *Le savant et la foi: des scientifiques s'expriment* (1989b) und *L'historien et la foi* (1996) offenbaren, verfolgte der unermüdlich schreibende Delumeau äußerst beflissen und ernsthaft die Mission eines bekennenden Katholiken (Bireley 1991: 79), welcher erstens im Sinn von Vatikan II einen Ausgleich suchte mit katholischen Hardlinern, den protestantischen Konfessionen und Nicht-Gläubigen, darunter auch Kommunisten und Sozialisten. Zweitens wollte Delumeau ein ökumenisches, tolerantes, von der Angst befreites liberales Chris-

23 *Une histoire du Paradis. I: Le Jardin des délices* (1992) = *History of Paradise: The Garden of Eden in Myth and Tradition* (1995); *Une histoire du Paradis. II: Mille ans de bonheur* (1995); *Une histoire du Paradis. III: Que reste-t-il du Paradis?* (2000).

24 Powis betonte in seiner kritischen Sammelrezension zu *La peur en l'Occident, Le péché et la peur* und *Rassurer et protéger*, dass „fear, guilt, and the search of security [...] at the heart of Delumeau's understanding both of popular Christianity (or „Christianity“) and of the reforming projects undertaken by Catholic and Protestant evangelists“ stünden (1992: 367). Guillaume Cuchet stellte Delumeau erneut in die Tradition des Religionssoziologen Gabriel Le Bras und benannte als die drei fundamentalen Thesen Delumeaus: 1. die verspätete Christianisierung des Abendlandes im 16. und 17. Jahrhundert, 2. die Christianisierung als „pastorale de la peur“; und 3. die daraus folgende zunehmende Dechristianisierung seit dem 18. Jahrhundert (2010: 147–150).

25 Im Folgenden wird *Le péché et la peur* nach der englischen Übersetzung zitiert, die unter Mitwirkung von Delumeau angefertigt wurde und mithin als Ausgabe letzter Hand zu gelten hat. – In englischer Sprache erschien 1977 *Catholicism between Luther and Voltaire: A New View of the Counter-Reformation* mit einem Vorwort von John Bossy, gleichfalls bekennender Katholik; zu den unterschiedlichen Forschungspositionen von Delumeau und Bossy hinsichtlich Reformation und Gegenreformation vgl. knapp Ditchfield 2020: 338–339.

tentum als Religion der Hoffnung in der gegenwärtigen Gesellschaft verankern (Ditchfield 2020: 336; Worcester 2010: 152). Bei seinem Werk scheint er Ermunterung und Unterstützung katholischer Priester gefunden zu haben, die an seinen Seminaren teilnahmen und mit denen er sich austauschte.

Sein spätestens seit 1965 verfolgtes Hauptziel blieb dabei, mit historischen Argumenten gegen die gerade in den 1970er Jahren diagnostizierte De-Christianisierung (oder Säkularisierung) anzutreten. Das Konstrukt eines (vermeintlich) mehr oder weniger paganen Mittelalters bildete für sein Argumentationsgebäude die notwendige tragende Basis, auf dem die Annahme einer durch Reformation und katholische Reform forcierten Christianisierung ruhte, in deren Rahmen die pastoral stimulierte Angst vor Tod und Höllenstrafen, die Furcht zunächst vor äußeren Feinden, gefolgt von der Furcht vor den inneren Dämonen des Selbst zu einer unerträglichen Steigerung des Schuldbewusstseins und der Gewissensnöte geführt hätte. Dieser übergroße mentale Druck soll dann im Laufe des 18. Jahrhunderts zu Widerstand und Abkehr vom Christentum geführt haben, begleitet bzw. verschärft durch Aufklärung und Französische Revolution. Dieser Prozess blieb unumkehrbar, obwohl die kirchlichen Institutionen sich bemüht hätten, Remedien gegen die evozierte Angst bereitzustellen und so ein Gefühl der Sicherheit zu schaffen. In seiner letzten Vorlesung am *Collège de France* im Jahr 1994 wollte Delumeau noch einmal klarstellen, dass *Angst im Abendland* im Kontext seines gesamten Œuvres gelesen werden müsse, in dem er der Sicherheit einen großen Raum gewidmet hatte. Jetzt in Ablehnung der Freud'schen Thesen behauptete er, nicht die Libido treibe den Menschen an, sondern die Suche nach Sicherheit in einer feindlichen Umwelt (Worcester 2010: 157). Noch 2010, in der Selbstdarstellung seiner Karriere, und 2015, in einem Interview zum Erscheinen eines letzten Buches²⁶, bedauerte Delumeau, dass die katholische Kirche noch immer nicht auf den Weg der Ökumene und der Reformen (zum Beispiel die bessere Beteiligung von Laien und Frauen sowie die Aufhebung des Zölibats) gefunden habe, stattdessen weiter jener „besieged citadel“ gleiche, die er 1978 in *La peur en l'Occident* vorgestellt hatte (2010: 447). Mit diesem hartnäckig beibehaltenen Reformstau hatte die katholische Kirche selbst seine Missionspläne durchkreuzt.

Mehrere Impulse haben daher Delumeaus Entdeckung und kartographische Erfassung des finsternen „pays de la peur“ ermöglicht. Das Narrativ der eigenen Trauma-Überwindung ebenso wie das Narrativ einer individuellen als auch

²⁶ *L'avenir de Dieu* (2015); vgl. das Interview „Face à la mort, Jean Delumeau invite à l'espérance“, <http://religions.blogs.ouest-france.fr/archive/2015/11/01/face-a-la-mort-jean-delumeau-invite-a-l-espérance-14960.html> (19.12.2020).

kollektiven Therapie zur Befreiung des aktuellen christlichen Glaubens von überkommener Angstretorik bildeten dabei nur Teile eines größeren Vorhabens, welches das gegenwärtige Christentum mit neuer Vitalität stärken wollte. Delumeau wurde getragen von einem ganz besonderen Sendungsbewusstsein und einem spezifischen Aufklärungsimpetus, der ihn fast immun machte gegen wissenschaftlich fundierte Kritik.²⁷ Statt sich intensiv mit den Gegenargumenten auseinanderzusetzen, bevorzugte Delumeau es Monografie auf Monografie zu türmen, in denen ausführlich zitierte Quellen quasi für sich selbst bzw. seine Thesen sprechen sollten. Gedacht als Manifeste, ja Streitschriften gegen seine Kritiker, lösten sie in ihrer Redundanz jedoch nicht selten Langeweile aus.

Es mangelte ihm vielleicht, wie Peter Burke festgestellt hatte, an Ideenreichtum, nicht aber an der guten Absicht. Angesichts der von Historikerinnen und Historikern erwarteten Distanz zum Objekt ihrer Analysen mag dies höchst befremdlich wirken. Der Vorwurf, er habe die Geschichtsschreibung (möglicherweise unbewusst) im Dienst der eigenen religiösen Überzeugungen instrumentalisiert, ist nicht von der Hand zu weisen (Julia 2010: 33, 46). Jedoch kann man Delumeau zugutehalten, dass er sein *Movens* nie verschwiegen, sondern in unzähligen Publikationen offengelegt hat. Zum Ende seiner Zeit am *Collège de France* ließ er 24 Kolleginnen und Kollegen darüber diskutieren, ob und in welcher Weise sich deren (und seine) eigene religiöse Überzeugung auf die historisch-kritische Arbeit auswirkten (*L'historien et la foi*, 1996). Unter anderem sollte eine Antwort gefunden werden auf das paradox erscheinende Phänomen, dass die seit dem 18. Jahrhundert verschärfte Entchristianisierung auf einen aktuellen Boom der Religionsgeschichte traf, die jetzt allerdings nicht mehr in den Händen klerikaler Spezialisten lag. Dies zeigt erneut: *La peur en l'Occident* bildete nur einen Baustein in Delumeaus monumentalem Bollwerk gegen eine völlige Säkularisierung. Auswahl, Präsentation und Analyse seiner Quellen zeigen hinlänglich, mit welchen Methoden die Entdeckung des „pays de la peur“ ermöglicht wurde.

²⁷ Immerhin modifizierte er in dem 1996 nochmals erschienenen Band *Catholicisme entre Luther et Voltaire* die provokante Formulierung zur Legende vom christlichen Mittelalter (Cuchet 2010: 149).

4 Die Kartographie des „pays de la peur“ – Methoden, Quellen, Forschung

Mit seiner Geschichte der Angst wollte Delumeau vordergründig eine neue Perspektive öffnen. Nicht die Ängste der Eliten sollten im Mittelpunkt stehen, sondern insbesondere die des Volkes, dem durch Zwang und Indoktrination die Dogmen der post-tridentinischen katholischen und protestantischen Konfessionen mit Panikpredigten eingebläut worden waren. Das „Volk“ blieb dabei merkwürdig diffus, es gab keine Spezifizierung der sozialen Milieus nach Siedlungsraum, Region, Stadt und Land, Geschlecht, Alter, Beruf oder Konfession. Ahistorisch homogen traten ebenfalls die „Eliten“ auf. Da half die Annahme wenig, dass beide Kollektivakteure die meisten der propagierten Ängste geteilt haben sollen.

Die von Delumeau (und seinen Studierenden) propagierte Volk-Elite-Dichotomie schuf die Grundlagen für jene inzwischen obsolet gewordene Akkulturationsthese von der Disziplinierung des einfachen Volkes und der Zerstörung seiner indigenen, über die mittelalterlichen Jahrhunderte hinweg geretteten paganen Kultur („dépaganisation“). Diese gleichfalls von Robert Muchembled – einem jüngeren Weggefährten Delumeaus – vorgebrachte These ist inzwischen ad acta gelegt worden (Holzem 2010: 106–111; Grosse 2010: 357, 359; Briggs 2006; Eiden 2005; Clark 1997: 509–525; Walter 2019: 488–535; Lüsebrink 1995). Hingegen muss von der Pluralität populärer (religiöser) Kulturen ausgegangen werden, die einem ständigen Transformationsprozess unterlagen, geprägt von Kommunikation, Übersetzung, Interaktion, Austausch sowie Teilhabe an anderen Kulturen und Subkulturen. Dafür hat Peter Burke „the metaphor“ einer „cultural translation“ benutzt (2009: 70–71).²⁸

Grundsätzlich besteht kein Zweifel daran, dass reformierende Missionare, Prediger und Theologen eine Disziplinierung im Sinne der jeweils eigenen Konfession verfolgten. Jedoch ging es eben nicht um „Christianisierung“, denn die hatte bereits in den mittelalterlichen Kulturen stattgefunden und ihre jeweils eigenen, als christlich verstandenen Praktiken und Rituale von Frömmigkeit ausgebildet. Vielmehr ging es um „Re-Christianization“ (Scott Hendrix), um die Purifikation der jeweiligen Konfession von als abergläubisch, heidnisch oder ketzerisch (weil Bestandteile der jeweils gegnerischen Konfession) klassifizier-

²⁸ Einen Einblick in die Diskussion um den schillernden Begriff der „popular religion“ (unter Einbeziehung bekannter Protagonisten wie Jean Delumeau, Keith Thomas oder John Bossy) liefert Frijhoff: 2008.

ten Inhalten und Praktiken. Dieser Wille zur Reformierung manifestierte sich in „acculturation by text“ (u. a. Visitationsprotokolle, Missionsberichte, Predigten, Traktate), letztlich also in einem vielstimmigen Diskurs, der eine entsprechende Indoktrination, Purifikation (auch durch Verfolgungen) und Vereinheitlichung legitimieren sollte (Clark 1997: 509–525). Die allzu simple Annahme einer Akkulturation und Christianisierung im Sinne Delumeaus, vorangetrieben durch nachtridentische Reformtheologen, Geistliche und Prediger, lässt gleichfalls unbeachtet, dass sich die Institutionen und Angehörigen des vorreformatorischen Klerus derlei Modernisierungsversuchen nicht weniger als das „Volk“ widersetzen (Forster 1993: 313).

Was tatsächlich von diesen Bemühungen bei den Objekten der Disziplinierung angekommen und umgesetzt, welche Gefühle dabei ausgelöst wurden, entzieht sich oft der historischen Analyse. Letztlich bleibt Delumeau meist jene Nachweise zu den Reaktionen des so oft bemühten Volkes auf die Versuche von Akkulturation und Depaganisierung schuldig, vor allem da er konzedieren musste, dass sich dieses „Volk“ nicht selten hartnäckig weigerte, klerikale Entwürfe zu übernehmen (Burke 1985: 130; Stearns 1992: 157–158; Luria 1992: 437). Überbetont wurden hingegen Hinweise auf eine widerständige „civilisation du blasphème“ (Delumeau 1978a: 400–403). Anders als Huizinga, aber dessen Denkweise folgend, wertete Delumeau Flüche und Gotteslästerungen als Zeichen für mangelnde Christianisierung und Atheismus.²⁹

In seiner Gegenüberstellung von Volk und Elite war es Delumeau hauptsächlich darum zu tun, die Stimmen des (vermeintlich) verängstigten Volkes hörbar zu machen. Darunter verstand er meist die Bewohner der *campagne*, des platten Landes und dies möglichst noch in den von nordfranzösischer Sprache und Kultur kaum berührten Peripherien wie der Bretagne. In Ermangelung von Ego-Dokumenten der meist illiteraten Bevölkerung des „pays de la peur“ schienen Sprichwörter eine Möglichkeit zu bieten, des Volkes Stimme zu vernehmen. Delumeau zog sie weitgespannt von „der Antike bis zum 19. Jahrhundert und von der Bretagne bis nach Russland“ heran, um der Angst vor dem Meer, vor der Nacht, vor den Wölfen, vor der Frau nachzuspüren (1985a: 49, 50, 74, 92, 104, 129, 491–503). Wenngleich die Sprichwortsammlungen meist von Klerikern angelegt worden waren, so sprächen aus ihnen doch die Gefühle des Volkes

²⁹ Zur Kritik an Delumeaus Begriffsbildung (darunter auch „Akkulturation“) und Quellenauswahl vgl. Favret-Saada 2015: 271–273; zur Bewertung seiner Thesen vor dem Hintergrund aktueller Forschung vgl. Reutner 2009: 163–170. – Vgl. auch den von Delumeau herausgegebenen Sammelband *Injures et Blasphèmes* (1989a), wo er das Schlagwort von der „civilisation de blasphème“ erneut benutzte.

(Delumeau 1978a: 338; 1985a: 501). Damit erschöpften sich seine quellenkritischen Bemerkungen.³⁰

In seiner „top down history“ benutzte Delumeau Traktate, Katechismen, Predigten, Missionsberichte und andere Texte religiös-klerikalen Ursprungs, die Zeugnis ablegen sollten von Glauben, Verhalten und Alltag der ‚kleinen Leute‘.³¹ Es bleibt seine bereits in vorangegangenen Werken wie auch im zweiten Band der Angstgeschichte angewandte Technik, lange Zitate aneinanderzureihen, ohne sie quellenkritisch zu bewerten oder zu kontextualisieren. Seine einseitige Nutzung der *Ars moriendi* (Ross 2005; Pabel 2013) oder von Predigten wurde bereits scharf kritisiert. Delumeau ließ nur solche Passagen zu Wort kommen, die seine Annahme eines „terror in the pulpit“ stützten, wie Thomas Worcester am Beispiel der Predigten des französischen Bischofs Jean-Pierre Camus zeigen konnte (Worcester 1997: 1–3, 23, 39, 66–67, 70, 94, 73, 121, 152, 242 und öfter). Zu ähnlichen Ergebnissen, die dem von Delumeau und Crouzet entworfenen „doom and gloom“ Szenario widersprechen, kam gleichfalls Larissa Taylor in ihren Untersuchungen zur französischen Predigt (1997: 121; 1992: 9–10, 93, 97–98, 138, 142).³² Auch Corrie M. Norman kritisierte – diesmal anhand italienischer Predigten – die von Delumeau mit Verve vertretene Ansicht, die frühneuzeitliche „culture of preaching“ sei eine reine „culture of fear“ gewesen (Normann 2001: 176–178; 1998: 97, 100–104, 106).

Methodisch unterläuft Delumeau bei Predigten, Katechismuserläuterungen, Bußkatalogen, Beichtspiegeln, Missionsberichten oder Dämonologien, in denen sich lange Listen mit Klagen über die superstitiösen, magischen bzw. paganen Glaubensverirrungen und Praktiken des einfachen Volkes finden, jene klassische Fehlinterpretation, welchen Kollegen wie François Lebrun, Emmanuel Le Roy Ladurie oder Robert Muchembled gleichfalls aufgesessen sind. Gerne wurden jene Texte als ethnographische Berichte, als Fenster zur „Volkskultur“ gewertet. Diese Fehlsicht gilt es jedoch zu korrigieren; denn was in diesen Texten präsentiert wurde, waren mitnichten Augenzeugenberichte, sondern eine „cultural caricature“ aus einer jeweils spezifischen gelehrten, klerikalen oder juristischen Perspektive (Clark 1997: 511; Voltmer 2011).

30 Aus der Fülle an Literatur zur Interpretation von Sprichwörtern vgl. nur Bässler 2003: 59–73 (zu französischen Sprichwortsammlungen des 16. Jahrhunderts).

31 „This top down history at its worst seeks to use massive evidence from Christian intellectuals to convince us that ordinary Christians were paralyzed by their fears of death and damnation“ (Stearns 1992: 157; ähnlich Langmuir 1992: 657).

32 Taylor kritisierte gleichfalls Delumeaus Thesen über ein angeblich paganen Mittelalter.

In den von Missionaren, Predigern und generell Klerikern als Vertretern der Gelehrtenkultur gelieferten Beschreibungen des so genannten Volkes, heißt der ländlichen Bevölkerung sowie der städtischen Laien, wurde der arme oder Gemeine Mann als ungebildet, dumm, leichtgläubig, verfangen in Aberglauben und Heidentum konstruiert und zugleich diskreditiert. Je hartnäckiger die Verstocktheit dieser Objekte reformerisch-disziplinierender Bemühungen dargestellt wurden, umso verdienstlicher musste ihre erfolgreiche Missionierung erscheinen. Agierten noch bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts besonders Franziskaner und Dominikaner auf breiter Front gegen den vermuteten Unglauben des Volkes, sollten nach der Reformation auf katholischer Seite die Missionare aus den Reihen der Jesuiten dessen Fährte aufnehmen. Ihre Aufgabe hier wie in den Kolonien blieb die Missionierung im Sinne der nachtridentinischen katholischen Konfession, wobei das „Volk“ in den Pyrenäen, in den Abruzzen, in der Bretagne oder auf Sizilien gleichsam als ‚Wilde‘, als ‚Indianer‘, als der bedrohliche ‚Andere‘ wahrgenommen wurde. Die beobachtende Perspektive blieb dabei diejenige des sich überlegen glaubenden Priesters. Was diese Missionare im Kontakt mit der indigenen Bevölkerung wahrnahmen, beschrieben sie in den ihnen geläufigen Narrativen der überseeischen so genannten Heidenmission. Protestantische Missionare kämpften oft an mehreren Fronten gegen Pagane, Papisten und – je nach Konfession – gegen Lutheraner oder Calvinisten (Voltmer 2017: 20–22, 2011).

Ein gutes Beispiel für den getunnelten klerikalen Blick auf katholischer Seite liefert das Journal des Jesuiten Julien Maunoir, das er über seine Missionsreisen in der Bretagne (1631–1683) verfasst hatte. Wohl vertraut mit den Klassikern der Dämonologie (*Malleus maleficarum*, die Traktate von Henri Boguet und Martin Delrio), konnte Maunoir sein Umfeld nur mehr gefiltert und entsprechend den bekannten Narrativen als unzüchtige, abergläubische, dem Teufel verfallene Menschen wahrnehmen. Wie nicht anders zu erwarten, entdeckte er deshalb eine (vermeintlich) weitverbreitete Hexensekte, die sich regelmäßig zum Sabbat traf (Lebec 1997: 10–11, 13, 42, 122, 132, 138–139, 155, 160, 163–165).³³ Delumeau bezog sich häufig auf den Katechismus in bretonischer Sprache, den Maunoir verfaßt hatte, sowie auf dessen Journal, das unter anderem eine Anleitung für Beichtväter enthielt (1971: 200–201, 238, 256, 276–277, 279; 1978a: 96, 187, 257–258, 380–382, 386, 467–468; 1985a: 117, 137, 263, 391, 559–563, 567; 1990b: 331–337, 340, 374, 473, 487). Allerdings stützte er sich dabei nicht auf die

³³ Zu Maunoir und seinem Wirken in der Bretagne vgl. Tingle 2005, 2012. – Unter anderem weist sie für die Bretagne Delumeaus These von einer nur wenig christianisierten Bevölkerung zurück (2012: 13–14).

Originale, sondern meist auf eine Abschlussarbeit zum Magiegllauben in der Bretagne, die 1969 an der Universität Rennes bei ihm angefertigt worden war (Delumeau 1978a: 467; 1985a: 639).

Ein weiteres Beispiel für die unkritische Verwendung von Quellen muss genügen: Ohne den Autor, den spezifischen Entstehungshintergrund, die Motivation und die Argumentation zu beachten, dient der so genannte Hexenhammer (*Malleus maleficarum*) des Dominikaners Heinrich Kramer als Nachweis für die Ängste der Eliten als auch des Volkes, wie zum Beispiel für das sorgenvoll verstörte, misstrauische Klima der Angst innerhalb der Nachbarschaften (Delumeau 1978a: 50–51, 53–54, 246, 249, 261, 283, 322–323, 348–349, 360, 381, 385). Heinrich Kramer hatte jedoch den Hexenhammer nicht verfasst, um einen Sozialreport über die Ängste seiner Zeitgenossen abzuliefern, sondern um seine Leser vor den von ihm selbst obsessiv wahrgenommenen Gefahren der Hexerei zu warnen. Dabei schmückte Kramer seine Argumentation mit traditionellen Exempeln wie mit Prozessbeispielen aus, um jene Ängste zu stimulieren, die endlich in die von ihm ersehnten schweren Hexenverfolgungen münden sollten. Denn – im Gegensatz zu Delumeaus Annahmen – Obrigkeit und Gerichte sowie das gemeine Volk zeigten sich viel zu gelassen gegenüber dem Hexereidelikt, viel zu nachlässig in der Hexenjagd. Mithin ist Kramers Traktat eher ein Beleg für den Widerstand, der den klerikal propagierten Ängsten entgegengebracht wurde, als eine Fundgruppe für verbreitete Neurosen. In gleicher Weise geht Delumeau mit Referenzen aus den dämonologischen Traktaten von Jean Bodin, Henri Boguet, Nicolas Rémy oder Martin Delrio um.

Beredete Einblicke in die Vorgehensweise Delumeaus zeigen seine Auslassungen über die Angst vor dem so genannten Nestelknüpfen, der er gleich mehrere Seiten widmete (1978a: 54–61; 1985a: 80–89). Darunter versteht man einen Impotenzzauber mit Hilfe einer Art von Kastrationsknoten. Ohne empirische Grundlage, jedoch wieder gestützt auf Exempla, Sprichwörter, Jean Bodin und den *Traité des Superstitions* des katholischen Geistlichen Jean-Baptiste Thiers kommt Delumeau zu dem Schluss, im 16. Jahrhundert hätten weite Teile der bäuerlich-männlichen Bevölkerung unter Impotenz gelitten, insbesondere in der Hochzeitsnacht. Delumeau nennt drei Gründe dafür: erstens die durch Hunger und Not bedingte chronische Unterernährung, zweitens jene durch den „discours antiféministe des prédicateurs et des démonologues“ (1978a: 58) ausgelöste Angst vor der Sexualität, welche in psychisch bedingten Hemmungen mündete. Und drittens hätten die katholischen wie protestantischen Verbote der vor- und außerehelichen Sexualität zu einem gefährlichen Anstieg der Masturbation geführt. Derart ausgezehrt, hätten die jungen Ehemänner nur versagen können, was wiederum in einer vermehrten Furcht vor dem Nestelknüpfen

resultiert und damit den Teufelskreis gleichsam geschlossen hätte. In dieser Interpretation lassen sich zweifelsohne Spuren der strengen katholischen Erziehung herauslesen, die Delumeau im Internat erleben musste. Hinzu kam sein allzu unkritischer Umgang mit den Quellen geistlicher Provenienz. Sein Interesse an diesem speziellen Schadenzauber teilte er übrigens mit seinen Weggefährten François Lebrun (1976) und Emmanuel Le Roy Ladurie (1981).³⁴

Neuere Untersuchungen offenbaren einen anders gelagerten Zusammenhang. So wertete Jean Bodin den Schadenzauber des Nestelknüpfens als direkten Angriff auf den Unterbau des Staates, die Familie. Die beim Ehemann nur gegenüber seiner Angetrauten ausgelöste Impotenz führe zum Ehebruch und – mittelbar durch die verhinderte Empfängnis – zum Kindermord. Jean Bodin nutzte mithin den Verweis auf das Nestelknüpfen, um die staatstragende Funktion der katholischen Institution Ehe hervorzuheben (Lattmann 2019: 186–187). Ähnlich argumentierte man im anderen konfessionellen Lager: So schrieb 1591 der reformierte Geistliche Louis Hesnard in seinem *Traité de l'enchantement* von der in La Rochelle grassierenden Furcht vor dem Nestelknüpfen, das von hugenottischen Pfarrern ausgeübt würde (Robbins 1997: 71–75). Auch in diesem Traktat ging es vornehmlich um die Bedeutung der Ehe.³⁵ Weder Bodin noch Hesnard hatten einen ethnographischen Bericht über individuelle oder kollektive Ängste im Sinn, sondern sie traten ein für die Implementierung und den Schutz der Institution Ehe als Keimzelle des Staates, wenn auch unter jeweils unterschiedlichen konfessionellen Vorzeichen.

Bei genauem Hinsehen entpuppt sich der von Jean-Baptiste Thiers verfasste Traktat über den Aberglauben, wo dem Nestelknüpfen ein breiter Raum gewährt wird, als ein kompiliertes, mehrfach ergänztes literarisches Werk. Keineswegs kann es als „contribution à l'ethnographie de la France du XVII^e siècle“ (Lebrun 1976) gewertet werden.³⁶ Thiers diente der Hinweis auf seine vermeintliche Erfahrung lediglich als Authentifikationsstrategie, um den paganen, blasphemischen ‚Aberglauben‘ des ungebildeten Volkes anzuprangern (Cameron 2010: 287–290; Grosse 2010: 359; Negré 2014; Lüsebrink 1995: 37–38; Goulemot 1984: 25–28; 1987). Wieder haben wir es mit einer „cultural caricature“ aus der

34 Zur Kritik an diesen und ähnlichen Thesen, die Delumeau und andere französische Mentalitätshistoriker zum frühneuzeitlichen Sexualverhalten und dessen Repression entworfen haben, vgl. ausführlich Walter 1998: 269–270, 296, 307, 379, 408, 488–532.

35 Zum Diskurs um das konfessionalisierte Institut der hugenottischen Ehe (inklusive der Warnungen vor Impotenz-Zauber) vgl. Must 2017: 140–172.

36 Cameron bringt es auf den Punkt: „Thiers was not an ethnographer: he made no attempt to locate beliefs within their cultural context, or to distinguish between current and ancient practices.“ (2010: 289).

top down Perspektive zu tun. Dessen ungeachtet benutzten Delumeau (und seine Schülerinnen bzw. Schüler) den Traktat und andere Werke des Abbés als Reiseführer durch das „pays de la peur“.³⁷ Das Korpus der herangezogenen Quellen bestand neben den erwähnten Sprichwörtern, Predigten oder Traktaten ebenfalls aus bildlichen Darstellungen. Auch in diesem Fall verarbeitete Delumeau die Ergebnisse einer Abschlussarbeit (1978a: 461).³⁸

Das mediale Geschäft mit der Angst vor dem Teufel und seinen Agenten, welches zur Produktion einschlägiger Flugblätter und Schriften führte, hat Delumeau durchaus richtig erkannt (1978a: 237–242; 1985a: 367–371; Eßbach 2014: 355), wenngleich er den Zweck so genannter Teufelsbücher (*Theatrum Diabolorum*; 1569, 1575, 1587) falsch einschätzte (Walter 1998: 166). Gemäß Delumeau förderten die Produzenten solcher und ähnlicher publizistischer Erzeugnisse die Verbreitung von Teufelsfurcht, eine Einschätzung, die bereits frühneuzeitliche Beobachter des Nachrichtenmarktes geteilt hatten. Dahinter stand jedoch nicht allein ein konzertierter Versuch des „constructing fear“ (Warfield 2019: 1102–1104). Autoren, Künstler, Drucker und Verleger versprachen sich vielmehr aus der Stimulation von Sensationsgier und Angstlust einen sozialen wie finanziellen Profit. Empirisch verlässliche Informationen für das Ausmaß oder die Verinnerlichung tatsächlich stimulierter Angstgefühle liefern derlei Zeugnisse kaum (Voltmer 2017: 17–33).

Delumeau wurde bei der Quellenauswahl streng von seiner Mission geleitet, das „pays de la peur“ mit entsprechenden Szenarien auszugestalten. Quellengattungen, die seine These nicht stützten, hat er – gemäß dem im Vorwort formulierten Diktum – beiseitegelassen.³⁹ Die dem „pays de Cocagne“ zugeordnete alternative Attitüde des distanziert-spöttischen, spielerischen, parodierenden Umgangs mit den pastoral evozierten Ängsten durften im „pays de la peur“ keine Rolle spielen, denn als medizinisch geradezu indiziertes Remedium vertrieb das Lachen ja die teuflische Verzweiflung, die Melancholie, die gottlose Ängstlichkeit (vgl. Pfister 1990; Rieche 2007; Wolff 2009; Voltmer 2014/2015: 148–149). Selbst den ironisch-satirischen Romanzyklus um die beiden Riesen Gargantua und Pantagruel des François Rabelais bemüht er als bestätigende

³⁷ So zum Beispiel in Beiträgen des Sammelbandes *La mort des pays de Cocagne* (1976: 15, 18–29, 107–113, 116–117), in *La peur en l'Occident* (1978a: 10, 56–60, 65, 73–74, 83) oder in *Sin and Fear* (1990b: 280, 610–611).

³⁸ Sarah F. Matthews-Grieco übersetzte später Teile von *Le péché et la peur* ins Englische (1990b: X); bis 2017 war sie Professorin für „History, Women and Gender Studies“ an der Syracuse University in Florenz.

³⁹ Vgl. nur Hendrix 2004: 7 (zum Wolfenegger Hausbuch), Choné 2000: 133 (zur Emblematik), oder Gerok-Reiter 2007: 128–130 (zur mittelhochdeutschen Epik).

Quelle für frühneuzeitliche Angstszenarien (1978a: 33, 35, 37, 39, 57, 75, 253 u. ö.; 1985a: 52, 54–55, 60 u. ö.). Delumeau konzentrierte sich insbesondere in *La péché et la peur* auf jene Texte, welche einen richtenden Gott, einen Jesus Christus ohne Lachen und ein asketisches Leben ohne weltliche Vergnügungen propagierten (1990b: 296, 446–462).

Wegen des Fehlens von Verzeichnissen in beiden Teilen seiner Angstgeschichte bleibt es schwierig, den gesamten Fundus an benutzter Forschungsliteratur zu identifizieren und zu verifizieren, wie schon Peter Burke bemängelt und Thomas Worcester verwundert festgestellt hat (1999: 169–170). Dies ist umso bedauerlicher, als Delumeau nach Ausweis der Quellen- und Literaturverzeichnisse vorangegangener Publikationen über einen breiten Wissenshorizont und eine große Belesenheit verfügte.⁴⁰ Wenig überraschend, stützte er sich, wenn er das französische „pays de la peur“ verlassen und (selten genug) in das Heilige Römische Reich deutscher Nation wechseln musste, auf das achtbändige Werk des katholischen Geistlichen Johannes Janssen.⁴¹ Zwischen 1878 und 1894 mit klar kulturkämpferischer Absicht verfasst und mehrfach erweitert aufgelegt, war dessen 14. Auflage bereits zwischen 1887 und 1914 in die französische Sprache übertragen worden, versehen mit einem Vorwort von Guillaume-Alfred Heinrich. Janssen und sein erzkatholischer Schüler Ludwig von Pastor, Autor einer mehrbändigen Geschichte des Papsttums, haben in der Tat eine wahre Materialflut verarbeitet, darunter heute nicht mehr nachweisbare Quellen. Trotz seines unbestrittenen Bemühens um Objektivität blieb Janssen von der Idee beseelt, insbesondere die Wirren der Reformation hätten beim einfachen Volk Teufelsfurcht, Sittenlosigkeit und Verrohung gefördert. Zwar wusste Delumeau um Janssens Parteilichkeit, schätzte jedoch den priesterlichen Kollegen und dessen umfangreiches Werk bei seiner eigenen kartographischen Erfassung des „pays de la peur“. Dabei übernahm er nicht nur die von Janssen präsentierten Quellen, sondern auch dessen spezifische Deutungen (Delumeau 1965: 277; 1971: 232, 235, 249–250; Voltmer 2017: 4).

Delumeau folgte durchaus dem aktuellen Forschungsdiskurs; das zeigt exemplarisch sein Dossier und das „essai d’interprétation“ zu den Hexenverfolgungen (1978a: 346–388).⁴² So zog er die Ausführungen von Alan MacFarlane,

⁴⁰ Vgl. die Literaturverzeichnisse in *Naissance et affirmation de la réforme* (1965: 7–42) und *Le catholicisme entre Luther et Voltaire* (1971: 10–30). *La peur en l’Occident* verfügt über keine Bibliografie der benutzten Quellen und Literatur, ebenso wenig wie *Sin and Fear*.

⁴¹ So bereits in seinem Erstlingswerk zur Reformation; Delumeau 1965: 276–277, 283.

⁴² Zunächst stützte sich Delumeau in den einschlägigen Ausführungen zu Magie, Hexerei und deren Verfolgung auf Joseph Hansen, Johannes Janssen, Etienne Delcambre, Robert Mandrou und Carlo Ginzburg (1971: 237–255).

Erik H.C. Midelfort, William E. Monter, Norman Cohn oder Marie-Sylvie Dupont-Bouchat heran.⁴³ Besondere Wertschätzung zeigte er gegenüber dem Oxforder Historiker Keith Thomas und dessen 1971 erschienenen Werk *Religion and the Decline of Magic*. Er bezeichnete es als ein „livre magistral“ (1974: 451) sowie ein „grand ouvrage récent“ (1975: 8), dessen Argumentation seine eigenen Überlegungen um Akkulturation und die Unterdrückung der Volkskultur stützte. Auch diskutierte er die Thesen so nahestehender Weggefährten wie Robert Muchembled, Robert Mandrou oder Carlo Ginzburg. Dezidiert wandte sich Delumeau schon 1978 gegen jene älteren und neueren Thesen, die hinter dem Delikt der Hexerei einen uralten Fruchtbarkeitskult vermuteten. Als bekennender Katholik vermochte er wohl weder den antikerikalen Polemiken von Jules Michelet (und deren Neuauflagen bei Jeffrey Burton Russell oder Jeanne Favret-Saada), noch den Ausführungen des angeblich katholischen Priesters und Hochstaplers Montague A. Summers oder den neopaganen Fantasien von Margaret A. Murray zu folgen. Besonders zweifelte er an den Versuchen, die Existenz eines solchen Hexenkultes aus obrigkeitlich überformten Texten (Dämonologien und Gerichtsakten) ableiten zu wollen. Derart quellenkritische Skepsis hätte man sich auch gerne bezüglich der von ihm so intensiv genutzten Predigten und Missionsberichte gewünscht. Delumeau vertrat Ansichten, die noch immer zu den Erkenntnissen der modernen Hexenforschung gehören: So habe sich der katholische und protestantische Verfolgungseifer kaum unterschieden, Männer seien gleichfalls Opfer von Hexenprozessen geworden und das Zusammenspiel der Obrigkeit mit dem „Volk“ sei bei den Verfolgungen nötig geblieben. Nach seiner Einschätzung resultierte die Hexenjagd hauptsächlich aus der obsessiven Angst geistlicher und weltlicher Obrigkeiten vor dem Wirken der Agenten des Satans, wobei sich Ängste vor der Weiblichkeit, der Sexualität und der Häresie unheimlich vermischten. Während das von Delumeau evozierte frühneuzeitliche Klima der Angst ebenso wie seine Christianisierungs- und Akkulturationsthese in der Hexenforschung mal Akzeptanz, mal Widerspruch gefunden haben, blieb seine berechnete Negation eines mythischen Hexenkultes meist unbeachtet, möglicherweise weil generell die Beschäftigung der Annales-Schule mit den historischen Hexenverfolgungen als irrelevant eingestuft worden ist (Behringer 2004: 574–576).⁴⁴

⁴³ Im gleichen Jahr wie *La peur en l'Occident* erschien der Sammelband von Marie-Sylvie Dupont-Bouchat, Willem Frijhoff und Robert Muchembled, zu dem Delumeau das Vorwort verfasste (1978b).

⁴⁴ Delumeaus Diskussion der Thesen von Michelet oder Murray nimmt zur Kenntnis Eßbach 2014: 337–343.

Jenseits des manchmal eigentümlichen Umgangs mit den Quellen verblüffen jene Anmerkungen, in denen Delumeau seine vielen Danksagungen an Kollegen und Mitglieder seiner Seminare an der Sorbonne und am Collège de France formulierte. So finden sich in den weit über 30 Danksagungen in *La peur en l'Occident* mehrere Male Pater Willibrord Witters, ein Benediktiner und Klosterhistoriker, sowie weitere Priester aufgeführt, die Anekdoten und Hinweise beige-steuert hatten (1978a: 419, 420, 423, 424, 425, 427, 459, 467, 471). Das Zitat aus einem Hexenprozess wird nachgewiesen mit: „Communication de Mlle M. Shamay à mon séminaire“ (422). Die (angeblich) zunehmende frühneuzeitliche, bis in das 20. Jahrhundert reichende Furcht, lebendig begraben zu werden, belegt Delumeau unter anderem mit dem Verweis auf eine Information, geliefert von Madame Decornod in seinem Seminar (426).⁴⁵ Keine Überprüfung lassen ebenfalls jene Ausführungen zu, die sich in mehreren Fällen auf unpublizierte Arbeiten stützen, darunter solche, die Delumeau bereits 1976 im Sammelband *La mort des pays de Cocagne* herangezogen hatte (1978a: 420, 421, 422, 424, 444, 461, 467, 468). Auch in *Le péché et la peur* fuhr Delumeau damit fort, sich herzlich für Hinweise und Präsentationen in seinen eigenen oder den Seminaren von Kollegen zu bedanken, auf deren Unterlagen oder auf von ihm dabei selbst verfertigte Notizen er sich bezog. Wie schon im Sammelband *La mort des pays de Cocagne* stützte sich Delumeau in beiden Teilen seiner Angstgeschichte auf Abschlussarbeiten seiner Schülerinnen bzw. Schüler; dies erklärt zum Teil Materialfülle und Redundanzen in seinen eigenen Werken. Einem Rezensenten entlockten die überbordenden Danksagungen des „professeur au Collège de France“, der „fort honnêtement“ seine Bezugsquellen angegeben hatte, eine tiefe „hommage“ (Poutet 1984: 127). Delumeaus akribische Danksagungen könnten jedoch ebenfalls als Versuch gewertet werden, sich im akademischen Umfeld und im kollegialen Netzwerk rückversichernd einzubinden.

5 Das imaginierte Land der Angst

Die Ergebnisse von Delumeaus Mission prägen – mal explizit, mal implizit – bis heute das populäre Konstrukt eines finsternen, paganen und abergläubischen Mittelalters, gefolgt von einer durch Reformation, katholische Reform und Kon-

⁴⁵ Die Abschlussarbeit von Nicole Chirat-Decornod zu *Mentalités françaises à travers les chansons d'amour 1500-1550* (1972) war bereits in den 1976 publizierten Sammelband *La mort des pays de Cocagne* eingeflossen.

fessionalisierung zusätzlich verdüsterten Frühen Neuzeit. In der mediävistischen Rezeption seiner Thesen wurde ‚Angst‘ im eschatologischen Umfeld (Tod, Fegefeuer, Hölle), im Umgang mit Fremdheit (Monster, Juden, Sarazenen, Ketzer) oder bei der Bewältigung von Gefahren, Bedrohungen und Katastrophen (z. B. Seuchen, Hunger, Krieg) zum prägenden Gefühl vormoderner Kulturen erhoben (Kümper 2015; Connell 2015; Gardiner 2015; Snook 2015; Dinzeltbacher 2010).⁴⁶ Peter Dinzeltbacher (1996) oder Aaron J. Gurjewitsch (1997) folgten und ergänzten Delumeau. Die Kritik an dieser Form der Emotionsgeschichte ist gleichwohl nicht verstummt.⁴⁷

Delumeaus Entwürfe blieben auch für die Frühe Neuzeit relevant. So sprach der Kirchenhistoriker Berndt Hamm noch 1999 von der „Ära eines aggressiv-militanten [!] Satanismus“. Das Zeitalter sei seit dem 14. Jahrhundert geprägt worden von ansteigenden „Teufels- und Dämonenängste[n]“. Ab der Mitte des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts soll es zu einer „Eskalation [...] metaphysische[r] Angst“ gekommen sein, geprägt durch ein „Gefühl[...] von Bedrohtheit, das die Fundamente der Christenheit in Kirche, Staat und Gesellschaft durch das Wüten des Satans und seiner Agenten und die Macht der Sünde bedroht“ sah.⁴⁸ 2004 mahnte er allerdings zum vorsichtigen Umgang mit Delumeaus Angstentwürfen an, dessen Thesen über ein paganes Mittelalter er allemal als „sehr einseitig-plakativ“ eingestuft hatte.⁴⁹ Auch der italienische Literaturwissenschaftler und Anthropologe Piero Camporesi wandelte mit seinen Studien zur Höllenangst auf den Pfaden Delumeaus (Hitzer 2011: 5–6; 17–18).

In seiner Meistererzählung über das neuzeitliche „secular age“ bereitete der kanadische Philosoph Charles Taylor, selbst bekennender Katholik, 2007 die Szene mit eindeutigem Bezug auf Delumeau. Den düsteren Hintergrund versah er mit zusätzlicher schwarzer Farbe: „But first, one more general remark about this whole period. It is, as Delumeau argues, an age of anxiety. An age of great fears. Fear of magic, of outsiders, of disorders, and of course of sin, death and judgment [...] But it seems plausible that the fear was multiplied by the transitions this society was going through. Not only the slow disenchantment, but

⁴⁶ Vgl. pars pro toto Gerok-Reiter & Obermaier 2007, Bosbach 2000 sowie Lehmann 1991.

⁴⁷ „These observations render the work of historians like Delumeau problematic. Their studies turn on a theory of emotions that no longer has scientific standing“ Rosenwein 2003: 436; zu ihrer Kritik an Delumeau und Dinzeltbacher vgl. auch 429–434, sowie dazu Schnell 2015: 901–905.

⁴⁸ Hamm 2011 (zuerst 1999): 7.

⁴⁹ Hamm 2011 (zuerst 2004): 547; ders. 2011 (zuerst 1999), 35.

also the destabilization involved in the continuing attempts to re-order it, abolishing the familiar, and starting with something new.“⁵⁰

Zur allgemeinen Kennzeichnung der Frühen Neuzeit als Krisenzeit wird das Angst-Paradigma in der Hexen- und Magieforschung angewandt.⁵¹ Delumeaus Annahme konzertierter Aktionen gegen den so genannten (jeweils konfessionell gefärbten) ‚Aberglauben‘, getragen von Theologen, Geistlichen und Missionaren aller konfessionellen Lager sowie Vertretern der neuen Orden (insbesondere der Jesuiten), hat gerade durch intensive Regionalstudien Bestätigung gefunden. Allerdings haben Reformbemühungen um die Purifikation des christlichen Glaubens von (angeblich) paganen, blasphemischen und häretischen Elementen bereits seit den ersten frühmittelalterlichen Missionierungen über die Verfolgungen so genannter Ketzer bis hinein ins 15. Jahrhundert stattgefunden. Reformationen, Gegenreformation und katholische Reform entfalteten eine gewichtige, aber keinesfalls alleinige Wirkmacht bei der Ausgestaltung des Hexereideliktes, der Zuschreibung von Verdachtsmomenten sowie die Ausgrenzung (*othering*) angeblicher Verdächtiger (vgl. z. B. Waite 2013; Voltmer 2019 & 2020). Die allzu einfache Dichotomie der Akkulturationsthese wird inzwischen mehrheitlich abgelehnt.

Entgegen der pauschalen Anwendung des Angst- und Krisenparadigmas gibt es neue Ansätze. So zeichnete Peter Schuster 1999 die Konjunkturen der in der Mediävistik exerzierten Krisenforschung nach. Er stellte heraus, die vermeintliche Faktizität vergangener Ängste und Krisen seien nicht zuletzt ein retrospektives historiographisches Konstrukt, welches sich den Imaginationen bzw. Befindlichkeiten der jeweiligen Gegenwart verdanke. Da das Phänomen der Kleinen Eiszeit Delumeau bekanntlich fremd geblieben war, konnte 1987 Wolfgang Behringer ohne Bezug auf dessen Entwürfe, wohl aber unter Diskus-

50 Taylor 2007: 88; zu weiteren Referenzen auf Delumeau vgl. ebd.: 68, 87, 496, 499 sowie die ungezählten Hinweise auf Delumeaus Werke in den Anmerkungen. – Taylors Thesen, gestützt auf Delumeau, Keith Thomas und andere, werden kritisch diskutiert von Koenig 2015.

51 Neben Robert Muchembled erklärte Aaron J. Gurjewitsch Hexereianklagen im Kontext von Akkulturation sowie der Konfrontation zwischen Eliten- und Volkskultur; Klaniczay 2010: 200; zur weiteren Rezeption von Delumeaus Thesen vgl. zum Beispiel in der englischsprachigen Forschung: Larner 1981: 25–26, 162; Levack 2006: 117–119, 126–127, 136–137; Ankarloo, Monter & Clark 2002: X, 12, 60, 100, 104, 108, 109; in der deutschsprachigen Forschung: van Dülmen 1991: 386; Biesel 1997: 30–31; Eiden 2005; Brüggemann 2010: 19–29, 69, 159; Lattmann 2019: 11, 13, 55, 197, 201–203. – An dieser Stelle kann keine ausführliche Diskussion der Rezeption von Delumeaus Angst- und (De-)Christianisierung-Paradigma in der Magie- und Hexenforschung erfolgen. Dies bleibt einer späteren Publikation vorbehalten; zur Forschungsgeschichte vgl. nur Rummel & Voltmer 2012: 84–85; Nenonen 2007: 111–117, 123; Behringer 2004: 574–576.

sion der einschlägigen Thesen von Robert Muchembled, ein neues Erklärungsmodell für die frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen erarbeiten. Gleichwohl entwarf Behringer ein ebenso düsteres Bild angesichts der durch den Klimawandel hervorgerufenen Krisen, darunter Teuerung, Hunger, Seuchen bei Mensch und Tier (Behringer 1987: 98–106). Zur Charakterisierung des endenden 16. Jahrhunderts prägte er, geleitet vom Paradigma „Angst durch sozialen Wandel“, folgende Schlagworte (107–121): „Verhärtung“ der Lebensumstände (besonders für die unteren Bevölkerungsschichten) bzw. „Verknöcherung der rechtlichen und gesellschaftlichen Strukturen“, „Brutalisierung der Justiz“ sowie „Verdüsterung des Weltbildes“ (bei den Eliten). Behringer attestierte damit einen ansteigenden „Angstpegel“, wenngleich „von einer generellen Angst [...] in den Quellen jedoch kaum etwas zu bemerken“ war (106, 423).

William G. Naphy bestritt hingegen für die Frühe Neuzeit, dass die von Delumeau propagierte Angst tatsächlich „the paramount feature of the age“ gewesen wäre (2006: 354). Natürlich habe es in der Zeit vor 1800 immer wieder existentielle Bedrohungen durch Krieg, Naturkatastrophen, Seuchen oder Feuersbrünste gegeben, doch hätten die Menschen nach möglichen Absicherungen gegen diese Bedrohungen gesucht. Für Naphy riefen jene imaginierten, damals jedoch als real gedeuteten Gefahren von Verschwörungen (Juden, Hexen, Täufer) entsprechende Ängste hervor. Die Menschen der Frühen Neuzeit seien jedoch nicht in Panik oder Schockstarre verfallen, sondern hätten nach Möglichkeiten gesucht, die Gefahren zu minimieren. In den entsprechenden Verfolgungsszenarien sah Naphy mithin ein Instrument, Kontrolle über die Bedrohungen zu gewinnen und Sicherheit herzustellen. Er kommt zu dem Schluss, die Neuzeit sei „weniger ein angsterfülltes als vielmehr ein Zeitalter von erstaunlicher mentaler Stärke und Widerstandsfähigkeit“ gewesen (Naphy 2005: 395).⁵² Wie intensiv Delumeau in seinem Gesamtkonzept den Aspekt jener von den christlichen Kirchen angebotenen Rituale der Sicherheitserzeugung betont hat, ließ Naphy unbeachtet. Neue Forschungen zur Sicherheit in der Frühen Neuzeit greifen inzwischen wieder auf diesen, nicht selten unbeachteten Teil von Delumeaus Thesen zur „Versicherheitlichung“ zurück (vgl. nur Mulsov 1993, 335–336; Schenk 2019: 200, 226, sowie allgemein Carl, Babel & Kampmann 2019; Kampmann & Niggemann 2013).

Auf die neuen Einsichten von Andreas Bähr zur angeblich so verdüsterten Frühen Neuzeit wurde bereits hingewiesen. Seine Forschungen machen deutlich, dass nach zeitgenössischen Vorstellungen erst die auf teuflischen Ur-

52 Bähr äußert Kritik an Naphy, da dieser zwar die empirischen Grundlagen von Delumeau, aber nicht dessen psychohistorischen Ansatz anzweifelt (2013a: 29; 2013b: 271).

sprung zurückgeführte Furcht vor göttlichen Sündenstrafen die Anfälligkeit für Krankheiten, wie zum Beispiel die Pest, ausgelöst haben soll. Auf der anderen Seite hätte die „furchtlose Gottesfurcht“ geholfen, selbst Todesangst zu überwinden und als letzten Schritt ein das Leiden verachtendes Martyrium zuzulassen. „Ängste“ und „Furcht“ konnten thematisiert werden, um Distanz zu gewinnen und sie im Gottvertrauen zu überwinden (Bähr 2019a: 155–157). Die in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Texten zu findenden Semantiken der Furcht öffnen mithin keinen direkten Weg zur vermeintlichen anthropologischen Grundkonstante ‚Angst‘.⁵³

Jean Delumeau hat ein reiches historiographisches Werk hinterlassen, dessen Thesen zur verspäteten christlichen Akkulturation des Abendlandes, zu klerikal stimulierten Angst- und Schuldkulturen sowie einer bereits im 18. Jahrhundert einsetzenden Entchristianisierung als provokant-polemisch eingestuft worden sind. Seine Entdeckung des „Angstlandes“ hat die Mentalitäts- und Emotionsgeschichte durchaus angeregt. Inspirierend wirkte die kritische Auseinandersetzung mit seinen Thesen ebenfalls auf die Religionsgeschichte, die Hexen-, Krisen- und Konfliktforschung. Noch unzureichend untersucht bleibt, ob und in welchem Umfang seine extensive, wenngleich einseitige Nutzung entsprechender Texte Impulse für die mittelalterliche und frühneuzeitliche Predigtforschung geliefert hat. Immerhin gehörte Nicole Bériou, Mitbegründerin der *International Medieval Sermon Studies Society* (IMSSS) zu seinen kollegialen Wegbegleitern.⁵⁴ In der Retrospektive hat es Delumeau offenbar selbst erstaunt, wie leicht seine akademische Karriere vorangeschritten ist. Insgesamt bleiben Genese und Rezeption seines gesamten Œuvres ebenso wie sein weitreichendes akademisches Netzwerk und der Kreis seiner Schülerinnen bzw. Schüler noch zu entschlüsseln. Schon jetzt bleibt festzuhalten, dass er sich um die Förderung von Historikerinnen bemüht hat.⁵⁵ Die umfangreiche, 1997 erschienene Festschrift *Homo Religiosus* ehrte Delumeau im doppelten Sinne als Religionshisto-

⁵³ Methoden, Thesen und Ergebnisse von Bähr, dessen Studie ohne „emotionstheoretische Explikationen“ auskommen soll, werden diskutiert von Schnell 2015: 20 (Zitat), 27, 91, 240–241, 382–384, 776, 975.

⁵⁴ Die Mediävistin Nicole Bériou promovierte bei Michel Mollat. 1992 publizierte sie in dem von Jean Delumeau herausgegebenen Sammelband *La religion de ma mère: Le rôle des femmes dans la transmission de la foi* und steuerte 1997 einen Aufsatz zu dessen Festschrift *Homo Religiosus* bei.

⁵⁵ In *La mort des pays de Cocagne* publizierte er 1976 in Auszügen die Abschlussarbeiten von 18 Studentinnen und drei Studenten. Auch die Aufsätze in der von ihm herausgegebenen Publikation *La religion de ma mère: Le rôle des femmes dans la transmission de la foi* (1992) sind mehrheitlich von Historikerinnen verfasst worden.

riker und als „homme religieux“, der – so Alain Cabantous im Vorwort – aus seiner christlichen Überzeugung keinen Hehl gemacht, davon jedoch seine kritische Vorgehensweise als Historiker nicht hätte beeinflussen lassen (1997: 9–10).

In erster Linie macht die Beschäftigung mit Jean Delumeau und dem von ihm kartographierten „pays de la peur“ deutlich, wie sehr historische Deutungsmodelle abhängig bleiben von den persönlichen Befindlichkeiten, ja der Mission ihrer „Entdecker“ und deren Einbindung in ein spezifisches akademisches Umfeld. Ohne Zweifel hat Delumeau die von Theologen, Predigern oder Missionaren aller christlicher Konfessionen propagierten Obsessionen und apokalyptischen Ängste aufgezeichnet. Ohne Zweifel hat er darin das pastorale ‚Angstmachen‘ erkannt, geboren aus dem Willen zu kontrollieren, zu disziplinieren und zu beherrschen. Bei seiner Mission, mithilfe einseitig-pointiert vortragener historischer Argumente sowohl katholische Hardliner als auch Sozialisten vom gesellschaftlichen Surplus eines vitalisierten ökumenischen Christentums zu überzeugen, hat sich Delumeau ähnlicher Methoden bedient wie die von ihm vorgeführten fanatischen Prediger der Frühen Neuzeit. Die kontextgebundenen Entwürfe von Delumeau und seiner Epigonen dürfen daher nicht zu der Annahme verleiten, die spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gesellschaften seien in toto von einem animistisch-magisch-abergläubischen Weltbild dominiert, von Teufelsfurcht und Hexenangst durchdrungen sowie von endzeitlich-existentieller Paranoia geschüttelt gewesen. Das Reden, die Diskurse, die Texte und Bilder über Schrecken, Bedrohungen und Befürchtungen liefern eben keine quantitativ validen empirischen Befunde über die dahinterliegenden Phänomene individueller oder kollektiver Ängste. Es hat weder „die Angst“ noch „die Furcht“ im Abendland gegeben. Das „pays de la peur“ blieb ebenso wie das „pays de la Cocagne“ lediglich ein Ort unter vielen auf der entgrenzten Landkarte menschlicher Imagination.

Literatur

- Ankarloo, Bengt, Stuart Clark & William Monter (2002): *The Athlone History of Witchcraft and Magic in Europe: The Period of Witch Trials*. London: The Athlone Press.
- Bähr, Andreas (2008): Die Furcht der Frühen Neuzeit. Paradigmen, Hintergründe und Perspektiven einer Kontroverse. *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag* 16, 291–309.
- Bähr, Andreas (2013a): *Furcht und Furchtlosigkeit. Göttliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert*. Göttingen: V & R unipress.

- Bähr, Andreas (2013b): Remembering Fear. The Fear of Violence and the Violence of Fear in Seventeenth-Century War Memories. In: Erika Kuijpers, Judith Pollmann, Johannes Müller & Jasper van der Steen (Hrsg.), *Memory before Modernity. Practices of Memory in Early Modern Europe*, 269–282. Leiden/Boston: Brill.
- Bähr, Andreas (2019a): Zu den kulturellen Funktionen von Furcht und Angst. In: Hermann Kappelhoff, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann & Christina Schmitt (Hrsg.), *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 155–159. Berlin: J. B. Metzler.
- Bähr, Andreas (2019b): Historische Gefühlskulturen. In: Hermann Kappelhoff, Jan-Hendrik Bakels, Hauke Lehmann & Christina Schmitt (Hrsg.), *Emotionen. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 299–311. Berlin: J. B. Metzler.
- Bässler, Andreas (2003): *Sprichwortbild und Sprichwortschwank. Zum illustrativen und narrativen Potential von Metaphern in der deutschsprachigen Literatur um 1500*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Behringer, Wolfgang (1987): *Hexenverfolgung in Bayern: Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit*. München: R. Oldenbourg.
- Behringer, Wolfgang (2004): Geschichte der Hexenforschung. In: Sönke Lorenz & Jürgen Michael Schmidt (Hrsg.), *Wider alle Hexerei und Teufelswerk. Die europäische Hexenverfolgung und ihre Auswirkungen auf Südwestdeutschland*, 485–668. Ostfildern: Jan Thorbecke.
- Bernard, Mathilde (2010): *Écrire la peur à l'époque des guerres de Religion. Une étude des historiens et mémoralistes contemporains des guerres civiles en France (1562-1598)*. Paris: Hermann Éditeurs.
- Biesel, Elisabeth (1997): *Hexenjustiz, Volksmagie und soziale Konflikte im lothringischen Raum*. Trier: Paulinus.
- Bireley, Robert (1991): Two Works by Jean Delumeau. *The Catholic Historical Review* 77, 78–88.
- Bornstein, Daniel (1994): Rezension zu „Jean Delumeau, Sin and Fear [...]“. *Church History* 63, 298–299.
- Bosbach, Franz (Hrsg.) (2000): *Angst und Politik in der europäischen Geschichte*. Dettelbach: Röhl.
- Briggs, Robin (2006): Acculturation Thesis. In: Richard M. Golden (Hrsg.), *Encyclopedia of Witchcraft. The Western Tradition*, 2–3. Santa Barbara: ABC Clío.
- Brüggemann, Romy (2010): *Die Angst vor dem Bösen. Codierungen des malum in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Narren-, Teufel- und Teufelsbündnerliteratur*. Würzburg: Königshausen & Neumann GmbH.
- Burke, Peter (1985): Rezension zu „Jean Delumeau, Le péché et la peur [...]“. *The English Historical Review* 100, 129–131.
- Burke, Peter (1989): L'art d'insulte en Italie. In: Jean Delumeau (Hrsg.), *Injures et Blasphèmes*, 49–62. Paris: Editions Imago.
- Burke, Peter (1990): *The French Historical Revolution. The Annales School, 1929-89*. Oxford: Polity Press.
- Burke, Peter (2009): Translating Knowledge, Translating Cultures. In: Michael North (Hrsg.), *Kultureller Austausch. Bilanz und Perspektiven der Frühneuezeitforschung*, 69–77. Köln: Böhlau.
- Cabantous, Alain (1997): Avant Propos. L'historien et l'homme religieux. *Homo Religiosus autour de Jean Delumeau*, 9–10. Paris: Fayard.
- Cameron, Euan (2010): *Enchanted Europe. Superstition, Reason, and Religion, 1250-1750*. Oxford: University Press.

- Carl, Horst, Rainer Babel & Christoph Kampmann (Hrsg.) (2019): *Sicherheitsprobleme im 16. und 17. Jahrhundert. Bedrohungen, Konzepte, Ambivalenzen*. Baden-Baden: Nomos.
- Choné, Paulette (2000): Angst im Spiegel der Emblemik (16.-17. Jahrhundert). In: Franz Bosbach (Hrsg.), *Angst und Politik in der europäischen Geschichte*, 133–149. Dettelbach: Röhl.
- Clark, Stuart (1983): French Historians and Early Modern Popular Culture. *Past & Present* 100, 62–99.
- Clark, Stuart (1997): *Thinking with Demons: The Idea of Witchcraft in Early Modern Europe*. Oxford: University Press.
- Comerford, Kathleen (1999): Jean Delumeau 1923-. French social historian of early modern religion. In: Kelly Boyd (Hrsg.), *Encyclopedia of Historians and Historical Writing*, 298–299. London/Chicago: Fitzroy Dearborn Publishers.
- Connell, Charles W. (2015): Foreigners and Fear. In: Albrecht Classen (Hrsg.), *Handbook of Medieval Culture. Fundamental Aspects and Conditions of the European Middle Ages*, 489–536. Berlin/New York: De Gruyter.
- Cuchet, Guillaume (2010): Jean Delumeau, historien de la peur et du péché. Historiographie, religion et société dans le dernier tiers du 20^e siècle. *Vingtième Siècle. Revue d'histoire* 107, 145–155.
- de Boer, Wietse (2009): An Uneasy Reunion. The Catholic World in Reformation Studies. *Archiv für Reformationsgeschichte* 100, 366–378.
- Delumeau, Jean (1957, 1959): *Vie économique et sociale de Rome dans la seconde moitié du XVI^e siècle*, 2 Bde. Paris: Boccard.
- Delumeau, Jean (1962): *L'alun de Rome XV^e – XIX^e siècle*. Paris: SEVPEN.
- Delumeau, Jean (1965): *Naissance et affirmation de la réforme*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Delumeau, Jean (1971): *Le catholicisme entre Luther et Voltaire*. Paris: Presses Universitaires de France.
- Delumeau, Jean (1974): Les réformateurs et la superstition. *Bulletin de la Société de l'Histoire du Protestantisme Français*, 451–487.
- Delumeau, Jean (1975): Déchristianisation ou nouveau modèle de christianisme? *Archives de sciences sociales des religions* 40, 3–20.
- Delumeau, Jean (1977a): *Catholicism between Luther and Voltaire: A New View of the Counter-Reformation*. London: Burnes and Oates.
- Delumeau, Jean (1977b): *Le christianisme va-t-il mourir?* Paris: Hachette.
- Delumeau, Jean (1978a): *La peur en Occident XIV^e – XVIII^e siècles: une cité assiégée*. Paris: Fayard.
- Delumeau, Jean (1978b): Préface. In: Marie-Sylvie Dupont-Bouchat, Willem Frijhoff & Robert Muchembled, *Prophètes et sorciers dans les Pays-Bas XVI^e – XVIII^e siècle*, 9–12. Paris: Hachette.
- Delumeau, Jean (1983): *Le péché et la peur: la culpabilisation en Occident XIII^e – XVIII^e siècles*. Paris: Fayard.
- Delumeau, Jean (1985a): *Angst im Abendland. Die Geschichte kollektiver Ängste im Europa des 14. bis 18. Jahrhunderts*. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.
- Delumeau, Jean (1985b): *Ce que je crois*. Paris: Grasset.
- Delumeau, Jean (1989): *Rassurer et protéger: le sentiment de sécurité dans l'Occident d'autrefois*. Paris: Fayard.
- Delumeau, Jean (1990a): *L'aveu et le pardon: les difficultés de la confession XIII^e-XVIII^e siècle*. Paris: Fayard.

- Delumeau, Jean (1990b): *Sin and Fear: The Emergence of a Western Guilt Culture 13th-18th Centuries*. New York: St. Martin's.
- Delumeau, Jean (1992): *Une histoire du paradis: le jardin des délices*. Paris: Fayard.
- Delumeau, Jean (1995): *History of Paradise: The Garden of Eden in Myth and Tradition*. New York: Continuum.
- Delumeau, Jean (2003): *Guetter l'aurore. Un christianisme pour demain*. Paris: Grasset.
- Delumeau, Jean (2010): The Journey of a Historian. *The Catholic Historical Review* 96, 435–448.
- Delumeau, Jean (2020): *Jean Delumeau (1923-2020)*. Dans les collections de la BIS ... et ailleurs (jean_delumeau_1923-2020-1.pdf).
- Delumeau, Jean (Hrsg.) (1976): *La mort des pays de Cocagne: Comportements collectifs de la Renaissance à l'âge classique*. Paris: Sorbonne.
- Delumeau, Jean (Hrsg.) (1989a): *Injures et blasphèmes*. Paris: Editions Imago.
- Delumeau, Jean (Hrsg.) (1989b): *Le savant et la foi: des scientifiques s'expriment*. Paris: Flammarion.
- Delumeau, Jean (Hrsg.) (1992): *La religion de ma mère: les femmes et la transmission de la foi*. Paris: Editions du Cerf.
- Delumeau, Jean (Hrsg.) (1996): *L'historien et la foi*. Paris: Fayard.
- Dinzelbacher, Peter (1996): *Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes- und Gottese Erfahrung: Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*. Paderborn/München: Schöningh.
- Dinzelbacher, Peter (2010): Eschatology. In: Albrecht Classen (Hrsg.), *Handbook of Medieval Studies. Terms – Methods – Trends*, 506–524. New York/Berlin: De Gruyter.
- Ditchfield, Simon (2020): Obituary. Jean Delumeau (1923-2020). *The Catholic Historical Review* 106, 335–343
- Dülmen, Richard von (1991): Die Dienerin des Bösen. Zum Hexenbild in der Frühen Neuzeit. *Zeitschrift für Historische Forschung* 18, 385–398.
- Eiden, Herbert (2005): Die Unterwerfung der Volkskultur? Robert Muchembled und die Hexenverfolgungen. In: Rita Voltmer (Hrsg.), *Hexenverfolgung und Herrschaftspraxis*, 23–40. Trier: Paulinus.
- Eßbach, Wolfgang (2014): *Religionssoziologie 1: Glaubenskrieg und Revolution als Wiege neuer Religionen*. Paderborn: Walter Fink.
- Favret-Saada, Jeanne (2015): Rushdie und Co. Vorbedingungen einer Anthropologie der Blasphemie. *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 9, 267–283.
- Forster, Marc R. (1993): The Elite and Popular Foundations of German Catholicism in the Age of Confessionalism. *The Reichskirche. Central European History* 26, 311–325.
- Frijhoff, Willem (2008): Popular Religion. In: Stewart J. Brown & Timothy Tackett (Hrsg.), *The Cambridge History of Christianity VII: Enlightenment, Reawakening and Revolution 1660-1815*, 185–207. Cambridge: University Press.
- Gardiner, Eileen (2015): Hell, Purgatory, and Heaven. In: Albrecht Classen (Hrsg.), *Handbook of Medieval Culture. Fundamental Aspects and Conditions of the European Middle Ages*, 653–673. Berlin/New York: De Gruyter.
- Gerok-Reiter, Annette (2007): Die Angst des Helden und die Angst des Hörers. Stationen einer Umbewertung in mittelhochdeutscher Epik. *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 12, 127–143.
- Gerok-Reiter, Annette & Sabine Obermaier (Hrsg.) (2007): Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien. *Das Mittelalter. Perspektiven mediävistischer Forschung* 12.

- Goulemot, Jean Marie (1987): Sexual Imagination as Revealed in the *Traité des superstitions* of Abbé Jean-Baptiste Thiers. In: Robert Purks Maccubbin (Hrsg.), *'Tis Nature's Fault. Unauthorized Sexuality during the Enlightenment*, 22–30. Cambridge: University Press.
- Goulemot, Jean Marie (Hrsg.) (1984): *Traité des superstitions. Croyances populaires et rationalité à l'âge classique*. Texte établi, présenté et annoté [...]. Paris: Le Sycomore.
- Greyerz, Kaspar von (1984): Religion und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit: Einführung in Methoden und Ergebnisse der sozialgeschichtlichen Religionsforschung. *Bulletin Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 3, 13–36.
- Greyerz, Kaspar von (2000): *Religion und Kultur. Europa 1500-1800*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Grosse, Christian (2010): L'histoire comparée des religions. Enjeux d'une anthropologie historique appliquée au christianisme moderne. In: Philippe Büttgen & Christophe Duhamelle (Hrsg.), *Religion ou confession. Un bilan franco-allemand sur l'époque moderne (XVI^e – XVIII^e siècles)*, Nouvelle édition [en ligne], 353–368. Paris: Éditions de la maison des sciences de l'homme, 2010 (généré le 24 juin 2019). <http://books.openedition.org/editionsmsmh/14128> (10.12.2020).
- Grosse, Sven (1994): Zum Verhältnis von Mentalitäts- und Theologiegeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Frömmigkeitstheologie. *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 105, 178–190.
- Gurjewitsch, Aaron J. (1997): *Himmliches und irdisches Leben. Bildwelten der schriftlosen Menschen im 13. Jahrhundert. Die Exempel*. Amsterdam/Dresden: Verlag der Kunst.
- Hamm, Berndt (2011): *Religiosität im späten Mittelalter. Spannungspole, Neuaufbrüche, Normierungen*. Hg. v. Reinhold Friedrich & Wolfgang Simon. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Hénard Jacqueline (2001): Das Abendland hat eine Höllenangst. Der französische Kulturhistoriker Jean Delumeau über die kollektiven Gefühlsqualen des Westens angesichts des Terrors. *ZEIT ONLINE* 44 https://www.zeit.de/2001/44/Das_Abendland_hat_eine_Hoellenangst/komplettansicht (07.12.2020).
- Hendrix, Scott H. (2000): Rerooting the Faith: The Reformation as Re-Christianization. *Church History* 69, 558–577.
- Hendrix, Scott H. (2004): *Recultivating the Vineyard. The Reformation Agendas of Christianization*. Louisville/London: Westminster John Know Press.
- Hitzer, Bettina (2011): *Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen*. HSoz-Kult 23.11.2011, <https://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1221> (10.12.2020).
- Holt, Mack P. (1991): Rezension zu „Delumeau, Rassurer et protéger [...]“. *Journal of Social History* 24, 851–853.
- Holt, Mack P. (1993): Putting Religion Back into the Wars of Religion. *French Historical Studies* 18, 524–551.
- Holzem, Andreas (1998): Dechristianisierung und Rechristianisierung: Der deutsche Katholizismus im europäischen Vergleich. *Kirchliche Zeitgeschichte* 11, 69–93.
- Holzem, Andreas (2010): Piété, culture populaire, monde vécu. Conceptualiser la pratique religieuse chrétienne. In: Philippe Büttgen & Christophe Duhamelle (Hrsg.), *Religion ou confession. Un bilan franco-allemand sur l'époque moderne (XVI^e – XVIII^e siècles)*, Nouvelle édition [en ligne], 99–122. Paris: Éditions de la maison des sciences de l'homme, 2010 (généré le 24 juin 2019). <http://books.openedition.org/editionsmsmh/14128> (10.12.2020).
- Johnson, Anna Maria & John A. Maxfield (Hrsg.) (2012): *The Reformation as Christianization. Essays on Scott Hendrix's Christianization Thesis*. Tübingen: Mohr Siebeck.

- Julia, Dominique (2010): L'historiographie religieuse en France depuis la Révolution française. Esquisse d'un parcours. In: Philippe Büttgen & Christophe Duhamelle (Hrsg.), *Religion ou confession. Un bilan franco-allemand sur l'époque moderne (XVI^e – XVIII^e siècles)*, Nouvelle édition [en ligne], 13–49. Paris: Éditions de la maison des sciences de l'homme, 2010 (généré le 24 juin 2019). <http://books.openedition.org/editionsmsmh/14128> (10. 12. 2020).
- Kampmann, Christoph & Ulrich Niggemann (Hrsg.) (2013): *Sicherheit in der Frühen Neuzeit: Norm – Praxis – Repräsentation*. Köln u. a.: Böhlau.
- Klaniczay, Gábor (2010): A Cultural History of Witchcraft. *Magic, Ritual, and Witchcraft* 5, 188–212.
- Koch, Lars (Hrsg.) (2013): *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Kümper, Hiram (2015): Death. In: Albrecht Classen (Hrsg.), *Handbook of Medieval Culture. Fundamental Aspects and Conditions of the European Middle Ages*, 314–328. Berlin/New York: De Gruyter.
- Langmuir, Gavin (1992): Rezension zu „Jean Delumeau, Sin and Fear [...]“. *Speculum* 67, 657–659.
- Larner, Christina (1981): *Enemies of God. The Witch-Hunt in Scotland*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Lattmann, Christopher (2019): *Der Teufel, die Hexe und der Rechtsgelehrte. Crimen magiae und Hexenprozess in Jean Bodins De la Démonomanie des Sorciers*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann.
- Le Roy Ladurie, Emmanuel (1981): The Aiguillette: Castration by Magic. In: Emmanuel Le Roy Ladurie, *The Mind and Method of the Historian*, 84–96. Chicago: University Press. [frz. Org. 1978].
- Lebec, Éric (Hrsg.) (1997): *Miracles et sabbats. Journal du Père Maunoir missions en Bretagne, 1631-1650*. Paris: Les Éditions de Paris.
- Lebrun François (1979): Rezension zu „Jean Delumeau, La peur en l'Occident [...]“. *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 34, 1262–1266.
- Lebrun, François (1976): Le „Traité des Superstitions“ de Jean-Baptiste Thiers, contribution à l'ethnographie de la France du XVII^e siècle. *Annales de Bretagne et des pays de l'Ouest* 83, 443–465.
- Léger, Danièle (1982): Rezension zu „Jean Delumeau, Un chemin d'histoire [...]“. *Archives de sciences sociales des religions* 54, 201–202.
- Lehmann, Angelika (1991): Angst, Gefahr und Angstbewältigung. In: Gert Kaiser (Hrsg.), *An den Grenzen höfischer Kultur. Anfechtungen der Lebensordnung in der deutschen Erzähldichtung des hohen Mittelalters*, 211–236. München: Wilhelm Fink.
- Levack, Brian P. (2006): *The Witch-Hunt in Early Modern Europe. Third Edition*. London u. a.: Pearson Education Limited. [1. Aufl. 1987].
- Luria, Keith P. (1992): Rezension zu „Jean Delumeau, Sin and Fear [...]“. *Journal of Social History* 26, 435–438.
- Lüsebrink, Hans-Jürgen (1995): Volkskultur und Elitenkultur. Mentalitätshistorische und kulturhistorische Ansätze zur Neuperspektivierung einer tradierten Dichotomie. In: Wolfgang Klein & Waltraud-Naumann Beyer (Hrsg.), *Nach der Aufklärung? Beiträge zum Diskurs der Kulturwissenschaften*, 37–50. Berlin: Akademie.
- Mulsow, Martin (1993): Rezension zu „François Ewald, L'État providence [...]; Jean Delumeau, Rassurer et protéger [...]“. *Zeitschrift für Politik* 40, 335–337.

- Must, Nicholas (2017): *Preaching a Dual Identity. Huguenot Sermons and the Shaping of Confessional Identity, 1629-1685*. Leiden/Boston: Brill.
- Naphy, William G. (2006): Fear. In: Richard M. Golden (Hrsg.), *Encyclopedia of Witchcraft. The Western Tradition*, 354–356. Santa Barbara: ABC Clío.
- Naphy, William G. (2005): Angst. In: Friedrich Jäger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 1, Sp. 393–396. Stuttgart: Metzler'sche Verlagsbuchhandlung.
- Negré, Sarah (2014): *Un travail de compilation sur les superstitions populaires des XVII^e et XVIII^e siècles: L'histoire des imaginations extravagantes de Monsieur Oufle, par l'abbé Laurent Bordelon*. Mémoire de Master: Universitaire Lumière Lyon 2.
- Neonen, Marco (2007): Culture Wars: State, Religion and Popular Culture in Europe, 1400–1800. In: Jonathan Barry & Owen Davies (Hrsg.), *Palgrave Advances in Witchcraft Historiography*, 108–124. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Norman, Corrie E. (1998): *Humanist Taste and Franciscan Values: Cornelio Musso and Catholic Preaching in Sixteenth-Century Italy*. New York: Peter Lang.
- Norman, Corrie E. (2001): The Social History of Preaching: Italy. In: Larissa Taylor (Hrsg.), *Preachers and People in the Reformations and Early Modern Period*, 125–191. Leiden/Boston: Brill.
- O'Malley, John W. (2000): *Trent and all That. Renaming Catholicism in the Early Modern Era*. Cambridge (Mass.)/London: Harvard University Press.
- Pabel, Hilmar M. (2013): Fear and Consolation. Peter Canisius and the Spirituality of Dying and Death. *Studies in the Spirituality of Jesuits* 45, 1–32.
- Pfister, Silvia (1990): *Parodien astrologisch-prophetischen Schrifttums 1470-1590. Textform – Entstehung – Vermittlung – Funktion*. Baden-Baden: Koerner.
- Plamper, Jan (2015): *The History of Emotions. An Introduction*. Oxford: University Press.
- Poutet, Yves (1984): Rezension zu „Jean Delumeau, Le péché et la peur [...]“. *Divus Thomas* 87, 127–129.
- Powis, J. K. (1992): Repression and Autonomy: Christians and Christianity in the Historical Work of Jean Delumeau. *Journal of Modern History* 64, 366–374.
- Raphael, Lutz (1994): *Die Erben von Bloch und Febvre. Annales-Geschichtsschreibung und nouvelle histoire in Frankreich 1945-1980*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Reutner, Ursula (2009): *Sprache und Tabu. Interpretationen zu französischen und italienischen Euphemismen*. Tübingen: Max Niemeyer.
- Rieche, Juliane (2007): *Literatur im Melancholiediskurs des 16. Jahrhunderts. Volkssprachige Medizin, Astrologie, Theologie und Michael Lindeners ‚Katzipori‘ (1558)*. Stuttgart: S. Hirzel.
- Robbins, Kevin C. (1997): Magical Emasculation, Popular Anticlericalism, and the Limits of the Reformation in Western France circa 1590. *Journal of Social History* 31, 61–83.
- Rosenwein, Barbara H. (2003): Eros and Clío: Emotional Paradigms in Medieval Historiography. In: Hans-Werner Goetz & Jörg Jarnut (Hrsg.), *Mediävistik im 21. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der internationalen und interdisziplinären Mittelalterforschung*, 427–441. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Ross, David (2005): *Challenging the Delumeau Thesis: Evidence from the Artes Moriendi*. Simon Frazer University, Master of Arts.
- Rummel, Walter & Rita Voltmer (2012): *Hexen und Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit*. 2. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

- Schade, Richard Erich (1986): Todsündendidaktik: On its Function in Representational and Literary Art (Hans Sachs, Heinrich Julius, Grimmelshausen). In: Gerhild Scholz Williams & Lynne Tatlock (Hrsg.), *Literatur und Kosmos. Innen- und Außenwelten in der deutschen Literatur des 15. bis 17. Jahrhunderts*, 551–582. Amsterdam: Editions Rodopi.
- Schenk, Gerrit Jasper (2019): Die Zukunft zähmen? Zur Entstehung eines Risikobegriffs in der Sicherheitskultur spätmittelalterlicher Städte angesichts wiederkehrender „Natur“-Gefahren. In: Benjamin Scheller (Hrsg.), *Kulturen des Risikos im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit*, 195–227. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Schmidbauer, Helmut (2020): Pandemien und Seuchen. Blick in die Geschichte: Als Spezialraketen angeblich Cholera verbreiteten. Merkur, aktualisiert am 29.05.2020; <https://www.merkur.de/lokales/schongau/schongau-ort29421/blick-in-geschichte-als-spezialraketen-angeblich-cholera-verbreitete-13781895.html> (17.12.2020).
- Schnell, Rüdiger (2015): *Haben Gefühle eine Geschichte? Aporien einer History of emotions*. Göttingen: V & R unipress.
- Schüz, Peter (2016): *Mysterium tremendum: Zum Verhältnis von Angst und Religion nach Rudolf Otto*, Tübingen: Mohr Siebeck.
- Schulz-Hageleit, Peter (2012): *Geschichtsbewusstsein und Psychoanalyse*. Freiburg: CENTAURUS.
- Schuster, Peter (1999): Die Krise des Spätmittelalters. Zur Evidenz eines sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Paradigmas in der Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts. *Historische Zeitschrift* 269, 19–56.
- Seibt, Ferdinand (1982): Rezension zu „Jean Delumeau, La Peur en Occident [...]“. *Bohemia. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der böhmischen Länder* 23, 426–427.
- Snook, Ben (2015): Threats, Dangers, and Catastrophes. In: Albrecht Classen (Hrsg.), *Handbook of Medieval Culture. Fundamental Aspects and Conditions of the European Middle Ages*, 1634–1656. Berlin/New York: De Gruyter.
- Stearns, Peter N. (1992): Rezension zu „Jean Delumeau, Sin and Fear [...]“. *The Journal of Interdisciplinary History* 23, 156–158.
- Stephens, Walter (2006): Satanism. In: Richard M. Golden (Hrsg.), *Encyclopedia of Witchcraft. The Western Tradition*, 1001–1004. Santa Barbara: ABC Clío.
- Stollberg-Rilinger, Barbara (1988): Rezension zu „Jean Delumeau, Angst im Abendland [...]“. *Historische Zeitschrift* 15, 98–99.
- Taylor, Charles (2007): *A Secular Age*. Cambridge/Mass./London: Harvard University Press.
- Taylor, Larissa (1992): *Soldiers of Christ. Preaching in Late Medieval and Reformation France*. Oxford: University Press.
- Taylor, Larissa (1997): The Influence of Humanism on Post-Reformation Catholic Preachers in France. *Renaissance Quarterly* 50, 119–135.
- Tingle, Elizabeth C. (2005): The sacred space of Julien Maunoir: The re-Christianising of the landscape in seventeenth-century Brittany. In: Will Coster & Andrew Spicer (Hrsg.), *Sacred Space in Early Modern Europe*, 237–258. Cambridge: University Press.
- Tingle, Elizabeth C. (2012): *Purgatory and Piety in Brittany 1480-1720*. Farnham: Ashgate.
- Van Engen, John (1986): The Christian Middle Ages as an Historiographical Problem. *The American Historical Review* 91, 519–552.
- Venard, Marc (1978): Rezension zu „Jean Delumeau, La Mort des pays de Cogne [...]“. *Revue d'histoire de l'Église de France* 64, 112–115.
- Venard, Marc (1984): Rezension zu „Jean Delumeau, Le péché et la peur [...]“. *Revue Historique* 272, 538–540.

- Viguerie, Jean de (1983): Rezension zu „Jean Delumeau, Un chemin d'histoire [...]“. *Revue Historique* 269, 497–498.
- Voltmer, Rita (2010): Schlaraffenland. In: Friedrich Jäger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 11, 763–767. Stuttgart: Metzler'sche Verlagsbuchhandlung.
- Voltmer, Rita (2011): Volkskultur. In: Friedrich Jäger (Hrsg.), *Enzyklopädie der Neuzeit*, Bd. 13, 414–421. Stuttgart: Metzler'sche Verlagsbuchhandlung.
- Voltmer, Rita (2014/2015): Im Bann des „Planetendämons“ Saturn – Zu astrologischen Deutungen des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit. *Spee Jahrbuch* 21/22, 115–150.
- Voltmer, Rita (2017): Wissen, Medien und die Wahrheit. Überlegungen zu Transferprozessen von ‚Hexenwissen‘. In: Heinz Sieburg, Rita Voltmer & Britta Weimann (Hrsg.), *Hexenwissen. Zum Transfer von Magie- und Zauberei-Imaginationen in interdisziplinärer Perspektive*, 3–46. Trier: Paulinus.
- Voltmer, Rita (2019): Debating the Devil's Clergy: Demonology and the Media in Dialogue with Trials (14th to 17th Century). *Religions* 10, Nr 12 <https://doi.org/10.3390/rel10120648>.
- Voltmer, Rita (2020): Hexenbrenner und Hexenbischöfe—Zur (De)Konstruktion eines Verfolgungsparadigmas (16.–21. Jahrhundert). In: Peter Walter (†), Wolfgang Weiß & Markus Wriedt (Hrsg.), *Ideal und Praxis. Bischöfe und Bischofsamt im Heiligen Römischen Reich 1570–1629*, 165–251. Münster: Aschendorff.
- Waite, Gary K. (2013): Sixteenth-Century Religious Reform and the Witch-Hunts. In: Brian P. Levack (Hrsg.), *The Oxford Handbook of Witchcraft in Early Modern Europe and Colonial America*, 485–506. Oxford: University Press.
- Walter, Tilman (1998): *Unkeuschheit und Werk der Liebe. Diskurse über Sexualität am Beginn der Neuzeit in Deutschland*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Warfield, Abaigéal (2019): The Witches and the Weather. The Fear of Weather Magic in German Sixteenth Century Neue Zeitungen“. *Sixteenth Century Journal* 44, 1101–1128.
- Wolff, Stefanie (2009): *Todesverlachen: Das Lachen in der religiösen und profanen Kultur und Literatur im Frankreich des 17. Jahrhunderts*. Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang.
- Worcester, Thomas (1997): *Seventeenth-Century Cultural Discourse. France and the Preaching of Bishop Camus*. Berlin/London: De Gruyter.
- Worcester, Thomas (1999): In the Face of Death: Jean Delumeau on Late-Medieval Fears and Hopes. In: Edelgard E. DuBruck & Barbara I. Gusick (Hrsg.), *Death and Dying in the Middle Ages*, 157–174. New York: Peter Lang.
- Worcester, Thomas (2010): Jean Delumeau (1923-). In: Philip Daileader & Philip Whalen (Hrsg.), *French Historians 1900-2000. New Historical Writing in Twentieth-Century France*, 144–163. Oxford: Wiley-Blackwell.

Nikolas Immer

Verbotene Räume

Zur Poetik tabuisierter Orte von Blaubarts *Kammer* bis
Håfströms *Zimmer 1408*

Abstract: In E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Das öde Haus*, Arthur Schnitzlers *Traumnovelle* und Mikael Håfströms Mystery-Thriller *Zimmer 1408* geht es um verbotene Räume, die aufgrund ihrer Fremdheit und Rätselhaftigkeit als angstbesetzte Orte kenntlich werden. Die Protagonisten, die sie zu betreten versuchen, fühlen sich durch die geltenden Verbote sowohl angezogen als auch abgestoßen. Die Frage nach der Konfiguration verbotener Räume ist daher immer auch mit der Frage verbunden, wie sich der Eintritt in den Raum des Verbotenen für den Außenstehenden im Spannungsfeld von Angst und Lust realisiert.

Forbidden rooms are a main topic in E.T.A. Hoffmann's tale *Das öde Haus*, Arthur Schnitzler's *Traumnovelle* and Mikael Håfström's Mystery-Thriller *Zimmer 1408*. Due to their strangeness and mysteriousness, they are perceived as fear-driven places. The protagonists, who try to enter the forbidden rooms, are attracted or rejected by the counting interdictions. The access to these rooms, which occurs in the area of conflict between fear and delight, is thus always related to the specific room settings.

Angsträume sind eminent vielgestaltig. Im Rahmen einer ‚Geographie der Ängste‘ lassen sich imaginäre und spirituelle, politische und wirtschaftliche, pathogene sowie sogenannte „Elementarräume“ (Wolf 2013: 149) voneinander unterscheiden. Trotz ihres abschreckenden oder zumindest abweisenden Charakters sind diese Räume in der Regel ohne Einschränkung passierbar. Anders verhält es sich mit den pathogenen Räumen, die beispielsweise „per Verordnung als pestilent abgezielte Regionen“ (ebd.) gekennzeichnet werden können. Eine solche exkludierende „Verordnung“ hat zur Folge, dass diese Orte zu verbotenen Räumen avancieren.

Anmerkung: Überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortrags, den ich am 4. Juli 2018 im Rahmen meines Habilitationskolloquiums an der Universität Trier gehalten habe. Eine abweichende Fassung habe ich am 10. Oktober 2018 im Rahmen der Wissenschaftsgespräche an der Fernuniversität Hagen unter dem Titel ‚Zutritt verweigert? Die verbotenen Räume von Ritter Blaubart und Lady Winchester‘ vorgestellt.

Doch so sehr das Verbot den Zutritt zu diesen Bereichen verwehren soll, so sehr provoziert es die Transgression der sie umgebenden Grenzen (vgl. Stiglegger 2013: 217). Diese Ambivalenz von Abschreckung und Anziehung kann mit Blick auf die Ambition zur Überschreitung jener Grenzen und zur Erkundung des Verbotenen als ‚Angstlust‘ bezeichnet werden. Der Psychoanalytiker Michael Balint hat drei Grundelemente dieser ‚Angstlust‘ ausgemacht:

a) ein gewisser Betrag an bewußter Angst, oder doch das Bewußtsein einer wirklichen äußeren Gefahr; b) der Umstand, daß man sich willentlich und absichtlich dieser äußeren Gefahr und der durch sie ausgelösten Furcht aussetzt; c) die Tatsache, daß man in der mehr oder weniger zuversichtlichen Hoffnung, die Furcht werde durchgestanden [...], darauf vertraut, daß man bald wieder unverletzt zur sicheren Geborgenheit werde zurückkehren dürfen. (Balint 1972: 20–21)

Die Konfrontation mit verbotenen Räumen kann das „Bewußtsein einer wirklichen äußeren Gefahr“ entstehen lassen. Das Geheimnisvolle und Unheimliche, das von jenen Orten ausgeht, die nicht betreten werden dürfen, verführt gerade dazu, „sich willentlich und absichtlich dieser äußeren Gefahr“ auszusetzen. Trotz der billigenden Verletzung des Zutrittsverbots, die die intendierte Transgression nach sich zieht, wird an der Hoffnung festgehalten, „bald wieder unverletzt zur sicheren Geborgenheit [...] zurückkehren [zu] dürfen“. Im Folgenden soll es darum gehen, die Gestaltung und Funktion solcher verbotenen Räume in Literatur und Film zu untersuchen, die aufgrund ihrer unheimlichen Ausstrahlung als ‚Angst-Räume‘ (Wolf 2013: 152–153) qualifiziert werden können. Dabei wird ebenso die ‚Angstlust‘ der Protagonisten zu berücksichtigen sein, die das jeweils bestehende Zutrittsverbot willentlich verletzen.

1 Zur Konzeption verbotener Räume

Der wirksamste Impuls, um Neugier zu erregen, ist das Verbot. Das weiß auch Ritter Blaubart, als er seiner frisch angetrauten Gattin einen goldenen Schlüssel hinterlässt, ihr aber strikt untersagt, während seiner Abwesenheit ein bestimmtes Zimmer zu betreten. In seiner satirischen Verserzählung *Der Schlüssel* (1789) hat Friedrich Ludwig Zacharias Werner veranschaulicht, wie schwer es der Protagonistin Amalie Stralbaum fällt, diese Gehorsamsprobe zu bestehen. In einem Monolog sucht sie vielmehr nach Gründen, um gegen Blaubarts Anordnung verstoßen zu dürfen:

Was mag wohl in dem Zimmer seyn?
Wie wär es, wenn? – zwar das Verbot ist hart –

Doch warum will der alte Eisenbart
 Mich auch vier Wochen lang mit solcher Neugier plagen! –
 Zwar wenn er es erfürh – wer könnt's ihm aber sagen? –
 Zwar ist es Pflicht die Leidenschaft besiegen,
 Doch süßter noch den Gekken zu betrügen,
 Der ohne Noth mich hier gefesselt hält,
 Indeß die Neugier stets mich ohne Ende quält. –
 Wie wär's, ging ich allein,
 Doch ohne Licht? – es ist ja Mondenschein –
 In den verbot'nen Ort hinein?
 Was würde das für Freude sein –
 Und etwas Böses muß denn doch dahinter stecken,
 Vielleicht ein Mädchen gar – Nein dieses nicht entdecken,
 Würd mehr als Sünde sein. (Werner 1789: 33–34)

Festzuhalten ist zunächst, dass Amalie zweimal die quälende „Neugier“ anführt, um ihr Verhalten zu rechtfertigen. Im Sinne der Einstufung der Neugier als Laster weiß sie aber durchaus, dass es ihre „Pflicht“ wäre, ihre „Leidenschaft“ zu mäßigen. Daher wertet sie ihr Aufbegehren als einen Akt ausgleichender Gerechtigkeit, denn schließlich habe ihr Gatte sie „ohne Noth“ vernachlässigt. Am Ende ihrer Handlungsreflexion thematisiert sie den „verbot'nen Ort“, den Blaubart zuvor als das „dunkle Zimmer“ (Werner 1789: 30) bezeichnet hatte. Das Geheimnis, das dieser Raum enthält, aktiviert sofort Amalies Spekulationsbereitschaft: Warum sollte der Zugang verboten sein, wenn das Zimmer nicht etwas „Böses“ enthielte? Tatsächlich ist sie schon auf der richtigen Spur, erkennt aber erst nach dem Öffnen der Tür, für welche ausgefallene Neigung ihr Gatte diesen Raum reserviert hat. Bemerkenswert ist zudem, dass sie den Verdacht zur ethischen Legitimation der lasterhaften Neugier einsetzt: Gerade weil in dem verbotenen Zimmer etwas „Böses“ versteckt sein *könnte*, wäre es eine „Sünde“, es nicht zu entdecken.

Der Blaubart-Stoff, der seit dem 6. Jahrhundert bekannt ist (vgl. Frenzel 1998: 108; Davies 2001; Tatar 2004; Szczepaniak 2005) wird Ende des 17. Jahrhunderts von Charles Perrault popularisiert und verbreitet sich ab den 1770er Jahren auch in der deutschen Literatur (vgl. Burwick 2012: 35–36). Als prägnanteste Ausformung dürfte die Märchenfassung der Brüder Grimm anzusehen sein, die allerdings nur in der Erstauflage der *Kinder- und Hausmärchen* (1812/15) enthalten ist (vgl. Grimm 1812/15: I, 285–289). Im Gegensatz zu Perraults Darstellung, bei dem sich das Zimmer „am Ende eines langen Ganges im Erdgeschoß“ (Perrault 2012: 75) befindet, ist bei den Brüdern Grimm nur von einer „Kammer“ bzw. einer „verbotene[n] Kammer“ (Grimm 1812/15: I, 286–287) die Rede. Angesichts dieser reduzierten Raumschilderung hegt die namenlose Braut keinen Verdacht, dass ihr Gatte dort etwas Unrechtes verborgen haben

könnte. Vielmehr erwartet sie hinter der letzten Tür das „[A]llerkostbarste“ (Grimm 1812/15: I, 286) – und entdeckt stattdessen das Entsetzlichste.

Ebenso wie in den Märchen *Fitchers Vogel* oder *Das Mordschloß* erweist sich die verbotene Kammer als zentrales Spannungselement (vgl. Uther 2008: 449). Die Schwelle der verschlossenen Tür beschränkt die Zugänglichkeit des Orts und separiert ihn von der übrigen Topografie. Diese räumliche Absonderung, die als Resultat eines tabuisierenden Akts anzusehen ist, verweist auf die soziale und epistemische Hierarchie, die zwischen demjenigen besteht, der die räumliche Grenze gezogen hat, und demjenigen, der sie zu überschreiten versucht. Die potentielle Transgression soll einerseits durch einen rituellen Prozess ermöglicht oder andererseits durch eine Praxis der Abschreckung verhindert werden. Bei den Ausgeschlossenen, die den abgegrenzten Ort nicht zu betreten vermögen, kann die Barriere Neugier und phantasmatische Vorstellungen erzeugen. Indem Spekulationen darüber angestellt werden, was sich hinter der verschlossenen Tür befindet, avanciert der verbotene Raum zum Raum des Imaginären. Angesichts dieser Perspektive auf ein utopisches Anderes lässt sich der verbotene Raum im Sinne Michel Foucaults als ‚Heterotopie‘ (Foucault ³2017: 7–22; ⁸2015: 317–327) qualifizieren.

Damit ist ein raumtheoretisches Signalwort benannt, das seit den 1990er Jahren eine bis heute ungebrochene Konjunktur in der Literatur- und Kulturwissenschaft erlebt (vgl. Tetzlaff 2016: 7–9). Bei Foucault bezeichnen Heterotopien bekanntlich „Gegenorte“ bzw. „verwirklichte Utopien, in denen die realen Orte, [...] die man in der Kultur finden kann, zugleich repräsentiert, in Frage gestellt und ins Gegenteil verkehrt werden“ (Foucault ⁸2015: 320). Aus dieser Bestimmung ergeben sich zwei zentrale Kennzeichen der Heterotopie: Zum einen fungiert sie als ein Übergangsraum, in dem sich Elemente des Normalraums mit Elementen der Utopie verschränken (vgl. Tetzlaff 2016: 16). Zum anderen ist sie aufgrund ihrer Relation zum Normalraum stets nur in Abhängigkeit von diesem zu beschreiben, weshalb sie Stefan Tetzlaff auch als ‚sekundären Raum‘ (Tetzlaff 2016: 18) bezeichnet hat. Über diese Konzeptualisierung hinaus hat Foucault einen historischen Wandel skizziert, der bei den „so genannten ‚primitiven‘ Gesellschaften“ (Foucault ⁸2015: 321) ansetzt. Dort habe sich die Form der ‚Krisenheterotopie‘ etabliert, die er folgendermaßen definiert: „Das heißt, es gibt privilegierte, heilige oder verbotene Orte, die solchen Menschen vorbehalten sind, welche sich im Verhältnis zu der Gesellschaft oder dem Milieu, in dem sie leben, in einem Krisenzustand befinden.“ (Foucault ⁸2015: 322) Diese Beschreibung kann direkt auf Ritter Blaubart bezogen werden: Denn auch er hat einen verbotenen Ort geschaffen, der nur ihm vorbehalten ist, da er sich gegenüber der Gesellschaft, in der er lebt, zumindest partiell in einem Krisenzustand

befindet. Foucault ergänzt jedoch, dass die „Krisenheterotopien heute“ – und das heißt bereits gegen Ende der 1960er Jahre – „im Verschwinden begriffen“ (Foucault ⁸2015: 322) seien. Gegenwärtig dominiere vielmehr die ‚Abweichungsheterotopie‘, womit ein Ort gemeint ist, an dem Menschen mit einem gesellschaftlich devianten Verhalten untergebracht werden (vgl. Foucault ⁸2015: 322). Zu solchen Orten zählt Foucault insbesondere Sanatorien, psychische Anstalten und Gefängnisse. Diese Beispiele verdeutlichen nochmals, dass die Zugänglichkeit von Heterotopien eingeschränkt ist: „Einen heterotopen Ort betritt man nicht wie eine Mühle. Entweder wird man dazu gezwungen wie im Fall der Kaserne oder des Gefängnisses, oder man muss Eingangs- und Reinigungsrituale absolvieren.“ (Foucault ⁸2015: 325) Wird diese Grenze unfreiwillig passiert, gelangt der Delinquent in einen exklusiven Raum, in dem disziplinierende Machtregimes herrschen, wie Foucault in *Überwachen und Strafen* dargelegt hat (vgl. Foucault 1977). Wird sie dagegen freiwillig passiert, erfordert die Transgression eine rituelle Handlung.

Vor diesem Hintergrund können die verbotenen Räume als *Sonderformen* der Heterotopien begriffen werden: Denn sie entstehen zwar in Relation zu Normalräumen, aber ihre Differenzqualität gegenüber diesen Normalräumen ist für den Außenstehenden nicht bzw. noch nicht erkennbar. Die Verhüllung ihrer tatsächlichen Funktion ist das Resultat verschiedener Strategien der Tabuisierung. Das Unentdeckte der verbotenen Räume stimuliert wiederum die Imaginationskraft des Außenstehenden und kann sich als Motivation erweisen, das Meidungsgebot gezielt zu ignorieren. In der literaturwissenschaftlichen Forschung ist dieser Typus des interdiktionalen Raums bislang nur in einzelwerkbezogenen Spezialbeiträgen aufgegriffen (vgl. Klika 2003: 207–220; Springer 2007/08: 95–108) und allein von Frank Lloyd und Catherine O’Brien in ihrem Sammelband *Secret Spaces, Forbidden Places* (Lloyd/O’Brien 2000) schlaglichtartig behandelt worden. Als Diskursfelder, die mit den verbotenen Räumen verknüpft sind, haben die Herausgeber die „Politics of Visibility“, die Ambivalenz von „Inclusion and Exclusion“ und die Bestimmung von „Bodies/Boundaries/Identities“ (Lloyd/O’Brien 2000: XV–XXII) ausgemacht. Diese Aspekte verweisen auf die Bandbreite eines kulturhistorischen Phänomens, das sich auf verschiedene konkrete und abstrakte Räume erstreckt: auf soziale Räume wie z. B. das Gefängnis oder das Bordell, auf geografische Räume wie z. B. hoheitlich geschützte Gebiete oder auf kognitive Räume wie z. B. traumatisch belastete Erinnerungsbereiche. Die Fokussierung auf literarisch und filmisch gestaltete ‚Angst-Räume‘ (Wolf 2013: 152–153) erlaubt es nun, solche verbotenen Räume in den Blick zu nehmen, die das Unheimliche evozieren,

indem sie die Protagonisten mit dem „Fremden oder Unvertrauten“ (Seiler 2013: 165) konfrontieren.

2 E.T.A. Hoffmann: *Das öde Haus* (1817)

In E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Das öde Haus* (1817), die aus dem Zyklus der *Nachstücke* stammt, wird das Motiv des Spukhauses aufgegriffen (vgl. Pollet 1995: 146–162; Meteling 2013: 623–636), das Sigmund Freud zu den „vielleicht stärksten Beispiel[en] von Unheimlichkeit“ (Freud 2000: IV, 264) gezählt hat. Hoffmann, den der Anblick eines verschlossenen Hauses in der Straße ‚Unter den Linden‘ dazu angeregt hatte, ein literarisches Spukhaus zu entwerfen (vgl. Hoffmann 1985/2004: III, 1003) weist diese Entdeckung seinem Ich-Erzähler Theodor zu:

Schon oft war ich die Allee durchwandelt, als mir eines Tages plötzlich ein Haus ins Auge fiel, das auf ganz wunderliche seltsame Weise von allen übrigen abstach. Denkt euch ein niedriges, vier Fenster breites, von zwei hohen schönen Gebäuden eingeklemmtes Haus, dessen Stock über dem Erdgeschoß nur wenig über die Fenster im Erdgeschoß des nachbarlichen Hauses hervorragt, dessen schlecht verwahrtes Dach, dessen zum Teil mit Papier verklebte Fenster, dessen farblose Mauern von gänzlicher Verwahrlosung des Eigentümers zeugen. (Hoffmann 1985/2004: III, 166)

Das beobachtete Haus wird in doppelter Weise als heterotop ausgewiesen: Zum einen kontrastiert sein mangelhafter Erhaltungszustand mit der Ansehnlichkeit der umstehenden Gebäude. Zum anderen scheint das Haus im Unterschied zu den übrigen Bauten vollkommen menschenleer zu sein, wie Theodor bekräftigt: „Ich wurde überzeugt, daß dieses Haus ganz unbewohnt sein müsse, da ich *niemals, niemals* [...] auch nur die Spur eines menschlichen Wesens darin wahrnahm.“ (Hoffmann 1985/2004: III, 166; Hervorhebung von mir, NI) Mit der *geminatio* „niemals, niemals“ akzentuiert Theodor den normabweichenden Zustand des Hauses, trotz der zentralen Lage offenbar unbewohnt zu sein. Während er deshalb „wunderliche Gedanken“ über potentielle Ursachen für den Leerstand entwickelt, erläutert ihm bald ein Graf P., dass das verlassene Gebäude nur als ein Lagerhaus für die angrenzende Konditorei diene (vgl. Sittig 2011: 231–248). Doch Theodor gibt sich mit dieser „prosaischen Aufklärung“ nicht zufrieden und stellt vielmehr Spekulationen über das verlassene Haus an, bis seine Einbildungskraft schließlich „allerlei seltsame Gebilde“ (Hoffmann 1985/2004: III, 167–168) hervorbringt.

Als er eines Tages eine weibliche Hand am letzten der Fenster entdeckt, versucht er umso entschlossener, das Geheimnis des öden Hauses zu ergründen. Der daraufhin befragte Konditor teilt überraschenderweise mit, dass ihm das Haus gar nicht gehöre, dass es im Besitz der Gräfin von S. sei und dass sich ein misanthroper Hausverwalter darin aufhalte. Wie er außerdem ergänzt, „soll es in dem öden Gebäude häßlich spuken“ (Hoffmann 1985/2004: III, 170). Mit dieser Zuschreibung weist der Konditor das verlassene Haus zumindest indirekt als ein verbotenes aus. Denn wie etwa das nahezu zeitgleich von Wilhelm Grimm publizierte *Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen* (1818) anschaulich belegt, werden Orte, an denen es spukt, von lebensbedrohlichen Wesen bevölkert. Bei Hoffmann wird zwar kein explizites Zutrittsverbot ausgesprochen, aber der Hinweis auf den Typus des Spukhauses sowie die Ausstattung des Gebäudes mit einer Wächterfigur lassen keinen Zweifel daran aufkommen, dass es sich bei dem öden Haus um einen verbotenen Raum handelt. Aufgrund der mangelnden Begehbarkeit erweist es sich für Theodor nicht nur als Imaginationsgenerator, sondern erregt auch seine ‚Angstlust‘. Zunächst spekuliert er über den Hausverwalter: „Der Alte wurde mir zum fatalen Hexenmeister, zum verdammten Zauberkerl, der vielleicht ganz unabhängig von der Gräfin S-schen Familie geworden, nun auf seine eigne Hand in dem verödeten Hause Unheilbringendes Wesen trieb.“ (Hoffmann 1985/2004: III, 174).

Theodors wachsende Neugier führt ihn bald zum dortigen Hausverwalter, der ihm jedoch versichert, dass es in dem öden Haus keineswegs spuke. Am Folgetag scheint sich aber genau dieser Effekt einzustellen, als Theodor in einem Fenster eine Mädchengestalt erblickt, deren Antlitz ihm zuvor im Traum erschienen war. Ihr irritierender Blick verursacht eine Art ‚Liebesverzauberung‘, die Theodor in einer Selbstdiagnose schließlich als „fixen Wahnsinn []“ (Hoffmann 1985/2004: III, 181) identifiziert, nachdem er Johann Christian Reils medizinische Abhandlung über die Geisteszerrüttungen gelesen hat (vgl. Trautmann 2014, 11–14). Theodor schließt daraus, dass er sich selbst unausweichlich auf „dem Wege zum Tollhause“ (Hoffmann 1985/2004: III, 181) befinde. Geschickt bereitet Hoffmann mit diesem beiläufigen Hinweis die spätere Identifikation des öden Hauses vor: Denn als es Theodor gelungen ist, den Hausverwalter zu überlisten und Zutritt zu dem Gebäude zu erhalten, begegnet er darin der wahnsinnigen Gräfin von S., die sich als Tante des dort erblickten Mädchens entpuppt. Daraufhin resümiert er, dass „ihr Auftritt im öden Gebäude wie das unvermutete Hineingeraten in ein Tollhaus“ (Hoffmann 1985/2004: III, 190) anmute. Theodor erkennt, dass die Funktion des verbotenen Hauses darin besteht, die Gräfin mit ihrem normabweichenden Verhalten in einem heterotopen Existenzraum einzuschließen. In ähnlicher Weise hatte schon der von Hoffmann zitierte Reil

über den Umgang mit geistig Erkrankten geschrieben: „Wir sperren diese unglücklichen Geschöpfe gleich Verbrechern in Tollkoben, ausgestorbene Gefängnisse, neben den Schlupflöchern der Eulen in öde Klüfte über den Stadthoren, oder in die feuchten Kellergeschosse der Zuchthäuser ein“ (Reil 1803: 14). Die Aufzählung dieser Exklusionsräume veranschaulicht die gesellschaftliche Abwehr des devianten Menschen, der im 19. Jahrhundert verstärkt im Typus des sogenannten ‚Sittenmonsters‘ in Erscheinung tritt. Angemerkt sei, dass Foucault diese Entwicklung in seiner Diskursgeschichte der *Anormalen* nachgezeichnet hat und dabei mehrfach auf den Fall einer wahnsinnigen Frau aus Schlettstadt eingeht, der sich im Jahr 1817 ereignet hat (vgl. Foucault ³2013: 138) – und damit genau im Publikationsjahr von Hoffmanns Erzählung *Das öde Haus*.

3 Arthur Schnitzler: *Traumnovelle* (1925/26)

Die Funktion, deviante menschliche Verhaltensweisen zu verbergen, kennzeichnet auch die verbotenen Räume in Arthur Schnitzlers *Traumnovelle* (1925/26). W. G. Sebalds Einschätzung zufolge habe Schnitzler mit diesem Text nichts weniger beabsichtigt, als „dem Funktionalismus der Perversion auf die Spur zu kommen“ (Sebald ⁶2012: 42). Tatsächlich setzt diese ‚Spurensuche‘ vergleichsweise harmlos ein, beginnen sich doch die Ehepartner Fridolin und Albertine zunächst nur über den am Vortag besuchten Ball auszutauschen. Doch schon bald verändert sich der Charakter ihrer Unterhaltung:

[...] aus dem leichten Geplauder über die nichtigen Abenteuer der verflossenen Nacht garieten sie in ein ernsteres Gespräch über jene verborgenen, kaum geahnten Wünsche, die auch in die klarste und reinste Seele trübe und gefährliche Wirbel zu reißen vermögen, und sie redeten von den geheimen Bezirken, nach denen sie kaum Sehnsucht verspürten und wohin der unfaßbare Wind des Schicksals sie doch einmal, und wär's auch nur im Traum, verschlagen könnte. (Schnitzler 1994: 9)

Es fällt auf, dass die Themenbereiche, zu denen die Partner im Verlauf ihres intimen Gesprächs vordringen, dezidiert raummetaphorisch als ‚geheime Bezirke‘ qualifiziert werden. Zwar sind damit noch keine explizit verbotenen, aber immerhin verborgene mentale Räume benannt, in die sich Fridolin und Albertine wechselseitig hineinführen. Als sie ihm gesteht, sich im Verlauf des letzten Urlaubs in einen jungen Dänen verliebt zu haben, beichtet er ihr, sich beinahe zeitgleich einem 15jährigen Mädchen angenähert zu haben. Diese narrative Parallelführung kontrastiert jedoch mit der internen Fokalisierung Fridolins,

die ab dem zweiten Kapitel der *Traumnovelle* vorherrscht (vgl. Scheffel 2014: 229). Aufgrund dieser Anlage bleibt es offen, ob und inwieweit sein Bekenntnis bei Albertine nachwirkt. Bei Fridolin hingegen kommen nicht nur „Bitterkeit“ und „dumpfer Groll“ zum Vorschein, sobald er an Albertines jungen Dänen denkt, sondern auch drastische Vernichtungsphantasien (Schnitzler 1994: 19, 23). Angesichts dieser Vorgänge wird zu Beginn des vierten Kapitels resümiert: „seit dem Abendgespräch mit Albertine rückte er immer weiter fort aus dem gewohnten Bezirk seines Daseins in irgendeine andere, ferne, fremde Welt“ (Schnitzler 1994: 27). Bezeichnend an dieser Selbstreflexion ist die erneute Verwendung der Raummetapher des ‚Bezirks‘, so dass sich vorläufig festhalten lässt: Das Eintreten in die ‚geheimen Bezirke‘ außeralltäglicher Vorstellungen führt zum Austreten aus dem ‚gewohnten Bezirk‘ des alltäglichen Lebens.

Diese Transgression bahnt sich an, als Fridolin seinem alten Studienfreund namens ‚Nachtigall‘ begegnet, der ihm andeutungsweise von seiner Tätigkeit berichtet, zur Nachtzeit in Privathäusern Klavier zu spielen. Dass es sich dabei zweifellos um geheimnisvolle Orte handeln muss, belegt Nachtigalls rhetorisches Changieren zwischen Mitteilen und Verschweigen. Dennoch geht aus seinen Worten hervor, dass man eine ‚Parole‘ benötigt, um Zutritt zu diesen Häusern zu erlangen, dass dort alle Gäste maskiert und kostümiert sind, um ihre Identität zu schützen, und dass jedes unbefugte Eindringen in diese Gesellschaft streng sanktioniert wird. Damit erweist sich das Privathaus, in dem er noch auftreten soll, als ein verbotener Ort. Mit dem Hinweis auf die dort anwesenden „nackten Frauenzimmer“ (Schnitzler 1994: 33) wird zugleich nahegelegt, dass es sich offenbar um ein Refugium handelt, das für die Realisierung exklusiver sexueller Fantasien reserviert ist. Von diesem verbotenen Ort zugleich abgeschreckt und fasziniert, folgt Fridolin seinem Freund, nachdem er sich selbst Maske und Kostüm besorgt hat. In dieser Ambivalenz von Abstoßung und Anziehung manifestiert sich Fridolins ‚Angstlust‘.

Seine latente Furcht hat ihre Ursache in dem Unheimlichen, das von der Geheimgesellschaft und ihrem abgeschotteten Handlungsraum ausgeht. Dabei lässt sich feststellen, dass Schnitzler verschiedene Impulsmomente des Unheimlichen aufgreift, die Sigmund Freud in seiner sechs Jahre zuvor erschienenen Schrift über *Das Unheimliche* (1919) erläutert hatte. Darin äußert sich Freud beispielsweise über die Wirkung des Zufalls: „An einer anderen Reihe von Erfahrungen erkennen wir [...] mühelos, daß es nur das Moment der unbeabsichtigten Wiederholung ist, welches das sonst Harmlose unheimlich macht und uns die Idee des Verhängnisvollen, Unentrinnbaren aufdrängt, wo wir sonst nur von ‚Zufall‘ gesprochen hätten.“ (Freud 2000: IV, 260) Bei Schnitzler tritt ein solcher ‚Zufall‘ genau dann zutage, als Fridolin von Nachtigall die Parole für

das Privathaus mitgeteilt bekommt. Sie lautet „Dänemark“ (Schnitzler 1994: 38) und verweist nicht nur auf den gemeinsamen Urlaub mit Albertine, sondern auch auf die wechselseitigen Geständnisse des Ehepaars. An anderer Stelle seiner Schrift macht Freud darauf aufmerksam, dass sich das Unheimliche vor allem dann „oft und leicht [...] [herausbilde], wenn die Grenze zwischen Phantasie und Wirklichkeit verwischt wird“ (Freud 2000: IV, 267). Dieses Überspielen der Realitätsgrenze korrespondiert nicht nur mit der Grundstruktur der *Traumnovelle*, sondern auch mit dem Zustand, in den Fridolin im Inneren des verbotenen Hauses gerät. Denn das wachsende Gefühl der Unwirklichkeit führt dazu, dass er schließlich meint, sich „wie [...] im Traume“ (Schnitzler 1994: 44) wahrzunehmen.

Dass es sich bei dem Privathaus tatsächlich um einen Angstraum handelt, erläutert die schöne Unbekannte, der Fridolin dort begegnet und zu der er sich sofort hingezogen fühlt. Nachdem sie bemerkt hat, dass er sich unbefugt Zutritt zu der Geheimgesellschaft verschafft hat, führt sie ihm die Gefahr vor Augen, in die er sich begeben hat. Doch selbst ihre Warnung, dass eine Angehörige dieser Gesellschaft erst kürzlich Suizid begangen habe, registriert er nur beiläufig. Konsequenter weigert sich Fridolin, den verbotenen Raum als Angstraum anzuerkennen. Vielmehr nimmt er eine heroische Pose ein und beabsichtigt, den Abend mit einem „edeln Akkord“ (Schnitzler 1994: 46) zu beschließen. Allerdings scheitert Fridolins erhoffte Befreiung der Unbekannten: Während sie sich für ihn ‚opfert‘, wird er aus dem Privathaus gejagt.

Obwohl es Fridolin gelingt, den verbotenen Raum zu betreten und wieder zu verlassen, bleiben ihm die Regeln und Rituale der dortigen Geheimgesellschaft vollkommen fremd. Zugleich wird ihm bewusst, dass er durch seine Neugier etwas provoziert hat, dessen Folgen er nicht abzusehen vermag. So weiß er weder, warum sich die Unbekannte für ihn geopfert hat, noch kann er sich erklären, was diese Opferung überhaupt bedeutet. Folglich versucht er, die nächtlichen Erlebnisse zu rationalisieren und ihnen damit das Unheimliche zu nehmen: Die Mitglieder der Geheimgesellschaft werden zu „Narren“ bzw. „Wüstlingen“ degradiert, und das Opferritual wird zu einer „Faschingskomödie“ bzw. „Mummerei“ reduziert (Schnitzler 1994: 46, 48). Damit scheint Fridolin jene Souveränität zurückzugewinnen, über die – so Freud – ein weltgewandter Mensch im Umgang mit unheimlichen Phänomenen verfüge: „Je besser ein Mensch in der Umwelt orientiert ist, desto weniger leicht wird er von den Dingen oder Vorfällen in ihr den Eindruck der Unheimlichkeit empfangen.“ (Freud 2000: IV, 244–245).

Doch Fridolins weiterhin bestehender Gedanke, die schöne Unbekannte finden und retten zu müssen, zeigt, wie sehr ihn die Begegnung im verbotenen

Haus destabilisiert hat. Nachdem er selbst in der Pathologie erfolglos nach ihr gesucht hat, kehrt er schließlich zu seiner Gattin zurück, um ihr seine nächtlichen Erlebnisse zu gestehen. Seine plötzliche Offenbarung bildet das Pendant zu Albertines Traum, mit dem sie ihm Einblick in die ‚geheimen Bezirke‘ ihrer Triebnatur geboten hatte. Oder um es mit Maurice Maeterlinck zu formulieren: Am Ende der *Traumnovelle* haben sich beide Figuren Zugang zu den ‚Blaubart-Zimmern ihrer Seele‘ (Maeterlinck 1890: 61) gewährt.

4 Mikael Håfström: *Zimmer 1408* (USA 2007)

Ende des 19. Jahrhunderts berichtete die *Chicago Tribune* unter dem Titel *Modern Bluebeard* über ein Hotel mit dem Namen *The Castle*, das der Besitzer mit einem Labyrinth aus zahlreichen geheimen Räumen ausgestattet und in eine „riesige Mordmaschine“ (Binotto 2013: 9) umfunktioniert hatte. Die damit verbundene Vorstellung eines Gebäudes, das über eigenständige Handlungsqualitäten verfügt und das „sieht [...], frisst und verdaut“ (Seeßlen/Jung 2006: 539), hat in den *haunted houses* des Horrorkinos längst Gestalt gewonnen (vgl. Heger 2010: 24–39). In diese Tradition gehört auch der Mystery-Thriller *Zimmer 1408* (2007) des schwedischen Regisseurs Mikael Håfström, in dem es ein verbotener Raum ist, der selbst zu einem autonomen Akteur avanciert. Im Mittelpunkt steht jedoch zunächst der von John Cusack gespielte Schriftsteller Mike Enslin, der als „Meister des Okkulten“ (Håfström 2007: TC 00:05:10) eingeführt wird, der aber mit seinen Büchern über paranormale Phänomene eher mäßig erfolgreich ist. Sein aktuelles Werk, das als „Survival Guide“ (Håfström 2007: TC 00:05:55) ausgewiesen ist, handelt von zehn „Haunted Hotels“, in denen es jedoch – wie Enslin selbst empirisch nachgewiesen hat – keineswegs spukt. Kurz darauf erhält er eine anonyme Postkarte, die auf der Frontseite das New Yorker *Dolphin Hotel* zeigt und auf der Rückseite die schlichte Warnung enthält: „Don’t Enter 1408“ (Abb. 1):

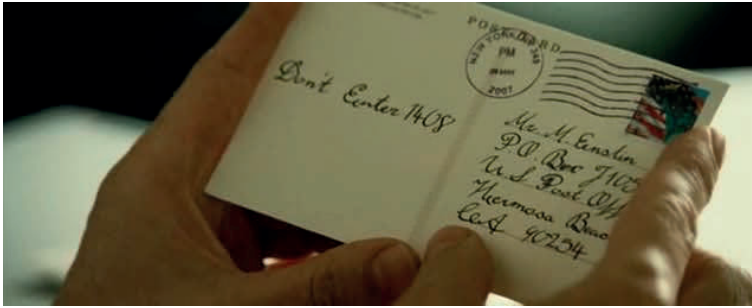


Abb. 1: Anonyme Postkarte mit der Warnung „Don't Enter 1408“

Nachdem der Hotelmanager sich telefonisch geweigert hat, ihm das Zimmer zu vermieten, und er herausgefunden hat, dass in diesem Zimmer zahlreiche Selbstmorde verübt wurden, will er das *Dolphin* unbedingt aufsuchen. Gerade diese Auskunft stachelt seinen Forscherdrang an und macht seine ‚Angstlust‘ rege. Doch der Hotelmanager versucht vehement, Enslin von seinem Vorhaben abzubringen, indem er darauf hinweist, dass es noch niemandem gelungen sei, sich mehr als eine Stunde in diesem Zimmer aufzuhalten. Vielmehr seien dort bereits 56 Personen gestorben, weshalb er es ‚untersagt‘ (Håfström 2007: TC 00:17:52) habe, darin jemals wieder einen Gast unterzubringen. Mit dieser ausdrücklichen Interdiktion wird das Hotelzimmer explizit als verbotener Raum ausgewiesen. Außerdem versucht der Hotelmanager, Enslin über die Natur von Zimmer 1408 aufzuklären: Ihn erwarte dort kein Phantom und auch kein Gespenst, sondern vielmehr „ein verdammt mieses Zimmer“ (Håfström 2007: TC 00:23:02). Mit dieser Aussage wird der verbotene Raum schon andeutungsweise zu einer autonomen Handlungsinstanz aufgewertet.

Auch wenn der trotz aller Warnung erfolgte Eintritt in das Hotelzimmer aufgrund der Hell-Dunkel-Kontraste zunächst bedrohlich erscheint, wirkt die Innenausstattung derart konventionell, dass Enslin eine berühmte Formulierung Hannah Arendts trivialisiert und von der „Banalität des Bösen“ (Håfström 2007: TC 00:29:40) spricht. Nach kleineren merkwürdigen Vorfällen zeigt der Radiowecker plötzlich einen Countdown von sechzig Minuten (Abb. 2), der die Erwartung weckt, Enslin müsse nur eine volle Stunde in dem verbotenen Raum ausharren, um dessen Bann zu brechen.



Abb. 2: Radiowecker, der einen Countdown von sechzig Minuten zeigt

Mit dem Start des Countdowns wird er zunehmend mit seinen Ängsten konfrontiert, die in der Gestalt seines dementen Vaters oder seiner verstorbenen Tochter sichtbar werden und die sich als Wiederkehr von psychischen Verdrängungen lesen lassen. Nach seiner anfangs demonstrativ zur Schau gestellten Überlegenheit beginnt Enslin allmählich zu realisieren, in welche Gefahr er sich begeben hat.

Aufgrund seiner wachsenden Konfusion versucht er vergeblich, aus Zimmer 1408 zu entkommen. Mit einem Blick aus dem Türspion muss Enslin erkennen (Abb. 3), in einem heterotopen Angstraum gefangen zu sein.



Abb. 3: Blick aus dem Türspion

Nachdem das Hotelzimmer schließlich durch ein auslaufendes Seegemälde überflutet worden und er in den Wassermassen versunken ist, erwacht Enslin in einem Krankenhaus in Los Angeles und erfährt, nur einen Surfingunfall gehabt zu haben. Die vergangenen Erlebnisse erscheinen ihm wie ein „schrecklicher Traum“ (Håfström 2007: TC 01:21:08), den er sofort in Form eines neuen Buches

festhält. Als er aber das Manuskript zum Postamt bringt, beginnen die dortigen Bauarbeiter, eine Wand von Zimmer 1408 freizulegen, auf der die Anweisung zum Vorschein kommt „Burn me alive“ (Abb. 4):



Abb. 4: Wand von Zimmer 1408 mit der Anweisung „Burn me alive“

Enslin erkennt, dass es nur eine Illusion gewesen ist, dem verbotenen Raum entkommen zu sein. Mit letztem Bewusstsein nimmt er schließlich wahr, wie der Countdown sein Ende erreicht. Kurz darauf erwacht er in dem wieder in seinen Ursprungszustand zurückversetzten Hotelzimmer, schaut auf den Radiowecker und sieht, dass der Countdown erneut von vorn beginnt.

Hatte der Türspion die Heterotopie des verbotenen Raumes angezeigt, kennzeichnet der Radiowecker mit dem sich wiederholenden Countdown dessen Heterochronie. Enslin muss einsehen, in einer sechzigminütigen Zeitschleife gefangen zu sein, die sich so oft wiederholen wird, bis er die Zwangswiederholung mit einem Selbstmord durchbricht. Angesichts der gefährlichen Handlungsmacht dieses Zimmers, das ihn als autonomer Akteur zu vernichten versucht, entschließt sich Enslin, es mit einem Feuer endgültig zu zerstören. Im Gegensatz zu dem verbrennenden Raum wird er im letzten Moment aus den Flammen gerettet. Auch wenn sein Erkenntnisinteresse letztlich nicht gestillt ist, wird sein Erkenntnisdrang belohnt: Aus der lebensgefährlichen Konfrontation mit dem verbotenen Zimmer 1408 geht Enslin als der Überlebende hervor. Dass jedoch Häfström mit diesem Ausgang nicht gänzlich zufrieden gewesen ist, belegt der *Director's Cut*, der ein alternatives Ende bietet. In dieser Fassung wird Enslin nicht aus den Flammen gerettet und bleibt dem zwar abgebrannten, aber nach wie vor handlungsmächtigen Zimmer als schattenhafte Figur dauerhaft ausgeliefert.

5 Fazit

Wie die dargebotenen Beispiele gezeigt haben, sind verbotene Räume strukturell dadurch gekennzeichnet, semantisch unterbestimmt zu sein. Im Regelfall weiß der Außenstehende weder, warum der Zugang zu ihnen eingeschränkt ist, noch ist ihm bekannt, was sie vor ihm verbergen. Aufgrund dieser inhaltlichen Offenheit können die verbotenen Räume als idealtypische Ausformungen der Heterotopie qualifiziert werden, denn sie fordern den Außenstehenden heraus, sie mit hypothetischen Annahmen über ihre Beschaffenheit und Bedeutung als ‚lokalisierte Utopien‘ (Foucault ³2017: 10) fassbar zu machen.

Darüber hinaus setzt das Verbot, konkrete Räume zu betreten, einen expliziten Akt der Tabuisierung voraus. Derjenige, der ein solches Verbot verhängt, ist sich bewusst, dass in dem separierten Raum etwas verborgen wird, das von den geltenden Moral- oder Wertvorstellungen abweicht. Um das private Refugium vor Unbefugten zu schützen, werden nicht nur ausdrückliche Verbote formuliert, sondern auch drastische Konsequenzen im Falle ihrer Übertretung angedroht. Aufgrund dieses Gefahrenpotentials können die durch Interdiktionen abgeschirmten Orte wiederholt zu Angsträumen avancieren.

Weil sie das Fremde und Unvertraute beherbergen, wirken die verbotenen Räume geheimnisvoll und unheimlich. Solche „Atmosphären des Grauens“ (Seiler 2013: 169) bilden sich heraus, wenn zumindest die Erwartung entsteht, dass an jenen Orten etwas Unerwartetes oder Unerklärbares vorzufinden sei. Aufgrund dieser Angst vor dem Ungewissen werden die verbotenen Räume als Orte der Angstprojektion kenntlich. Gleichzeitig ist die von den Außenstehenden empfundene Angst – die freilich die Angst vor dem Zutrittsverbot einschließt – nie so stark, dass diese Räume gemieden würden. Denn die ‚Angstlust‘ der Protagonisten erweist sich geradezu als ein impulsgebendes Spannungsmoment: Die Überwindung der Angst vor dem Verbotenen mündet in eine epistemische Exploration. Bei Hoffmann entwickelt Theodor zwar die Vorstellung von einem unheimlichen Spukhaus, entdeckt aber dank seiner Neugier, dass sich seine phantastischen Einbildungen auf das deviante Verhalten einer psychisch erkrankten Gräfin zurückführen lassen. Bei Schnitzler wird Fridolin zwar mit den Machenschaften einer unheimlichen Geheimgesellschaft konfrontiert, vermag es aber nicht, die mutmaßlich kriminellen Aktivitäten dieses Zirkels aufzudecken. Und bei Häfström will Mike Enslin zwar die Funktionsweise des unheimlichen Zimmers 1408 offenlegen, wird aber letztlich von dessen rätselhafter Handlungsmacht überwältigt. In jedem dieser Beispiele kann sich die unterschiedlich stark ausgeprägte ‚Angstlust‘ der Protagonisten auch auf die Rezipienten übertragen, die unmittelbar verfolgen, wie versucht wird, das je-

weilige Geheimnis der zugleich angst- und lustbesetzten Räume zu lüften. Möglicherweise vermag die Wirkung des Mediums Film diese Erfahrung gegenüber dem Medium der Literatur noch zu intensivieren, da die Rezipienten beim „Begreifen der Angst der Anderen [...] selber von Angst ergriffen“ (Bronfen 2013: 253) sind.

Filmverzeichnis

Zimmer 1408 [Original: *1408*]. Regie: Mikael Häfström. USA 2007.

Literatur

Quellen

Grimm, Jakob & Wilhelm Grimm (Hrsg.) (1812/15): *Kinder- und Hausmärchen*. 2 Bde. Berlin: Realschulbuchhandlung.

Hoffmann, E.T.A. (1985/2004): *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von Hartmut Steinecke und Wulf Segebrecht unter Mitarbeit von Gerhard Allroggen und Ursula Segebrecht. Frankfurt a. M.: Deutscher Klassiker.

[Maeterlinck, Maurice] (23. Februar 1890): *Confession de Poète*. *L'Art Moderne* 8, 60–62.

Perrault, Charles (2012): *Blaubart*. Ders.: *Sämtliche Märchen*. Übersetzung und Nachwort von Doris Distelmaier-Haas, 74–81. Stuttgart: Reclam.

[Reil, Johann Christian] (1803): *Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Curmethode auf Geisteszerrüttungen*. Halle: Curtsche Buchhandlung.

Schnitzler, Arthur (1994): *Traumnovelle*. Frankfurt a. M.: Fischer.

Werner, Friedrich Ludwig Zacharias (1789): *Der Schlüssel*. Erzählung in zwei Gesängen. Ders.: *Gedichte*, 20–50. Königsberg: Hartungsche Buchhandlung.

Sekundärliteratur

Balint, Michael (1972): *Angstlust und Regression*. *Beitrag zur psychologischen Typenlehre* [1959]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Binotto, Johannes (2013): *TAT/ORT. Das Unheimliche und sein Raum in der Kultur*. Zürich/Berlin: Diaphanes.

Bronfen, Elisabeth (2013): Art. Angst im Film. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 251–264. Stuttgart/Weimar: Metzler.

- Burwick, Roswitha (2012): „Man müsste ihn so lieben können, dass man für ihn sterben würde“. Emotionen im Märchen *Blaubart* und Arnims Bearbeitung in seinem Roman *Die Kronenwächter*. In: Antje Arnold & Walter Pape (Hrsg.), *Emotionen in der Romantik. Repräsentation, Ästhetik, Inszenierung. Salzburger Kolloquium der Internationalen Arnim-Gesellschaft*, 33–51. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Davies, Mererid Puw (2001): *The Tale of Bluebeard in German Literature. From the Eighteenth Century to the Present*. Oxford: Clarendon Press.
- Foucault, Michel (2017): Die Heterotopien [1966]. Ders.: *Die Heterotopien / Les hétérotopies. Der utopische Körper / Le corps utopique*. Zwei Radiovorträge. Zweisprachige Ausgabe. Übersetzt von Michael Bischoff. Mit einem Nachwort von Daniel Defert, 7–22. Berlin: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2015): Von anderen Räumen [1967]. [Übersetzt von Michael Bischoff.] In: Jörg Dünne & Stephan Günzel in Zusammenarbeit mit Hermann Doetsch und Roger Lüdeke (Hrsg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, 317–327. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2013): *Die Anormalen*. Vorlesungen am Collège de France (1974–1975). Aus dem Französischen von Michaela Ott und Konrad Honsel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Frenzel, Elisabeth (1998): Art. *Blaubart*. Ders.: *Stoffe der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. 9., überarbeitete und erweiterte Auflage, 107–111. Stuttgart: Kröner.
- Freud, Sigmund (2000): Das Unheimliche [1919]. Ders.: *Studienausgabe*. Hrsg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards & James Strachey, IV, 241–274. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Heger, Christian (2010): Haunted Houses: Über Häuser im Horrorfilm. Ders.: *Im Schattenreich der Fiktionen. Studien zur phantastischen Motivgeschichte und zur unwirtlichen (Medien-)Moderne*, 24–39. München: Akademische Verlagsgemeinschaft.
- Klika, Dorle (2003): Erlaubte und verbotene Räume. Der erinnerte Raum in Autobiographien. In: Franz-Josef Jelich (Hrsg.), *Die pädagogische Gestaltung des Raums. Geschichte und Modernität*, 207–220. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Lloyd, Frank & O'Brien, Catherine (Hrsg.) (2000): *Secret Spaces, forbidden Places. Rethinking Culture*. New York: Berghahn Books.
- Meteling, Arno (2013): Der Schrecken anderer Räume. Zum literarischen Ausnahmezustand des Spukhauses. In: Nadja Elia-Borer u. a. (Hrsg.), *Heterotopien. Perspektiven der intermedialen Ästhetik*, 623–636. Bielefeld: transcript.
- Pollet, Jean-Jacques (1995): *Maisons hantées: Das öde Haus, Bulemanns Haus, Das unbewohnte Haus*. In: *Les songes de la raison. Mélanges offerts à Dominique Lehl*, 146–162. Bern u. a.: Lang.
- Scheffel, Michael (2014): Art. *Traumnovelle (1925/1926)*. In: Christoph Jürgensen, Wolfgang Lukas & Michael Scheffel (Hrsg.), *Schnitzler-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, 228–232. Stuttgart/Weimar: J.B. Metzler.
- Sebald, Winfried G. (2012): Das Schrecknis der Liebe. Zu Schnitzlers *Traumnovelle*. Ders.: *Die Beschreibung des Unglücks. Zur österreichischen Literatur von Stifter bis Handke*, 38–77. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Seeßlen, Georg & Jung, Fernand (2006): *Horror. Geschichte und Mythologie des Horrorfilms*. Marburg: Schüren.

- Seiler, Sascha (2013): Art. Atmosphären. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 165–174. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Sittig, Claudius (2011): Vom ‚Wunderlichen‘ in der Poesie. Wissbegierde und Einbildungskraft in E.T.A. Hoffmanns ‚Nachtstück‘ *Das Öde Haus*. In: Barry Murnane & Andrew Cusack (Hrsg.), *Populäre Erscheinungen. Der deutsche Schauerroman um 1800*, 231–248. München: Fink.
- Springer, Mirjam (2007/08): Verbotene Räume. Annette von Droste-Hülshoffs *Klänge aus dem Orient. Droste-Jahrbuch* 7, 95–108.
- Stiglegger, Marcus (2013): Art. Überschreitung. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 217–225. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Szczepaniak, Monika (2005): *Männer in Blau. Blaubart-Bilder in der deutschsprachigen Literatur*. Köln u. a.: Böhlau.
- Tatar, Maria (2004): *Secrets Beyond the Door. The Story of Bluebeard and His Wives*. Princeton/N.J.: Princeton University Press.
- Tetzlaff, Stefan (2016): *Heterotopie als Textverfahren. Erzählter Raum in Romantik und Realismus*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Trautmann, Simon (2014): Der sechste Sinn der Literatur. Entwurf einer romantischen Wissenspoetik in E.T.A. Hoffmanns *Das öde Haus* (1817). *Focus on German Studies* 21, 1–23.
- Uther, Hans-Jörg (2008): Art. Blaubart. Ders.: *Handbuch zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. Entstehung – Wirkung – Interpretation*, 449–455. Berlin/New York: De Gruyter.
- Wolf, Burkhardt (2013): Art. Raum. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 148–156. Stuttgart/Weimar: Metzler.

Maren Lickhardt

A Matter of Perspective

Frames and Discourses of Fear in the Netflix series *Jessica Jones*, *Stranger Things*, *Dark* and *The Rain*

Abstract: Der Artikel diskutiert wie die Netflix-Serien *Jessica Jones*, *Stranger Things*, *Dark* and *The Rain* nicht nur dadurch Angst erzeugen, dass sie Suspense aufweisen, sondern indem sie asymmetrische Beobachterperspektiven und Wissensstände zwischen den Figuren sowie den Figuren und den RezipientInnen durch standardisierte filmästhetische Frames wie z. B. die Kameraperspektive etablieren. Es soll gezeigt werden, dass die Serien diese weit verbreiteten Frames neu encodieren und kritisch auf gouvernementale Überwachung, die Funktion von Mediennetzwerken, Atomenergie und die Methoden der Pharmaindustrie verweisen.

This article discusses how the Netflix series *Jessica Jones*, *Stranger Things*, *Dark* and *The Rain* evoke fear not only by creating suspense but also in a deeper sense by establishing asymmetrical view perspectives and knowledge levels among the figures and between the figures and the audience and how stereotypical film aesthetic frames contribute to this process (e. g. special camera perspectives). It shall be shown that these already widespread frames are newly encoded and used to point critically towards governmental surveillance systems, media networks, atomic energy and the methods of pharma industries.¹

1 Theoretical Framework

Examining fear or surveying the current research situation on fear is difficult as long as it is not clarified if fear is really the term to choose, viz. which concept or phenomenon is precisely meant. We have to ask why not talking of or analysing fright, panic, anxiety, angst etc.? All the more we have to differentiate whether fear is acted out on the fictional or the metafictional level or whether fear is discussed in fiction or caused by fiction in us spectators – and these oppositions are not exactly the same as metafictional negotiations do not include or evoke a

¹ Teil des Forschungsprojekts I 5049-G (SFB 1472 ‚Transformationen des Populären‘) gefördert vom Wissenschaftsfonds (FWF).

certain effect per se. Especially in the latter case, it seems evident to focus on suspense, although we have to keep in mind that suspense does not necessarily equate with fear, because it describes an abeyance on the basis of a previously raised expectation in a very general sense – so much for the etymology (Borrin-go 1980: 41–48; Bálint, Kuijpers & Doicaru 2017: 178–180). Though Alfred Hitchcock, the master of suspense, connects suspense with thrill, viz. the expectation of a shocking event.

Let us suppose that there is a bomb underneath this table between us. Nothing happens, and then all of a sudden, “Boom!” [...] The public is surprised, but prior to this surprise, it has seen an absolutely ordinary scene [...]. Now, let us take a suspense situation. The bomb is underneath the table and the public knows it [...]. The audience is longing to warn the characters on the screen. [...] In the first case we have given the public fifteen seconds of surprise [...]. In the second we have provided them with fifteen minutes of suspense. The conclusion is that whenever possible the public must be informed (Hitchcock 1995: 73).

Hitchcock obviously focuses on the tension between expectation and resolution in a situation of total overview. He states that he lets “the audience play God“ by informing them “what fate is facing the poor actors“ (Weibel 2008: 132). So, there is an asymmetrical level of information and perspective on the fictional level (Weibel 2008: 135) on which some figures presumably do not feel fear, because they do not expect anything, while others pose the threat, and an overview on the metafictional level on which we see this asymmetry. Not only does the audience share the sovereign knowledge and perhaps also the point of view of the culprit; they are also able to reflect all perspectives from a meta-perspective. This might lead to an identification with the perpetrator, but above all it may lead to a distant, cold view – despite of all excitement –, because the spectators are not in the same situation as the affected figures. Of course, Hitchcock has proven the efficiency of his concept that definitely causes suspense and even the impression of impotence because of the audience’s impossibility to shout to the figures what is happening next (Frame & Smuts 2004: 17), but there still remains room for more effective means when it comes to involving viewers emotionally. Fear may rather be caused when the audience is unreservedly involved in the situation at that table (Bronfen 2013: 253). Either the audience has to identify with the threatened figures in a specific way that depends on or implies certain character layouts for certain types of spectators, which could lead to an immersion into the situation and to an emergence of fear respectively (Frame & Smuts 2004: 25). Or the immersive and emergent effect respectively is based on a more general setup that secondarily leads to the identification with the threatened figures. So, if the audience does not absolutely

identify with the possibly affected figures from the outset, it is reasonable to assume that the total overview of the situation described by Hitchcock may not be the best mean for creating a fearful suspense. To make the audience feel affected just as the threatened figures – independently from the question if they smell danger – it might be more effective if viewers get the impression of being at the mercy of somebody or something, which is best brought out by limiting their perspective, by depriving them of the overview – what reflects that the audience is always at the producer’s mercy when it comes to the provision of information. Suspense theories emphasise a rather abstract uncertainty regarding the future outcome (Carroll 1996a: 94–118, Frame & Smut 2004: 30). Apart from the possibility that such a suspensive time structure is not necessarily accompanied by fear – the question if lovers will come together implies the same structure – time is by far not the only dimension that counts. A less abstract and instant, sensorial *spatial* setup may rather have a direct nexus with fear. This leads to the examination of *tension between limited perspectives* instead of suspense between points of time (Frame & Smut 2004: 18; Lickhardt 2012). And this implies a *visual* arrangement and perception. Elisabeth Bronfen states that fear is not evoked by what the audience sees on screen but by what they just surmise (2013: 263). Relating to Steven Spielberg’s *Jaws*, she remarks that the shark loses its suggestive cinematic potency when it takes shape in the course of the action (2013: 262). What spectators assume but not know and especially not see, the gap of information or the narrowing of perspective (Iser 1970), not only is an impactful subject of fear in fiction but it also evokes fear in the spectators, because this informational and visual slot activates their phantasy that mostly imagines worse things than a film or series can realise. Bronfen also shows with regards to Robert Aldrich’s *Whatever happened to Baby Jane* how the narrative provision of information and the camera perspective, viz., if and when spectators are in the position of the camera or what they see lead to the feeling of uncertainty (2013: 252). So, it is a matter of perspective.

Asymmetrical perspectives and levels of information can easily be realised in films and television series in standard situations. In his literary theory Umberto Eco refers to Marvin Minsky when he speaks of these situations as cognitively grounded ones, and Minsky speaks of frames.

A frame is a data-structure for representing a stereotyped situation, like being in a certain kind of living room, or going to a child’s birthday party. Attached to each frame are several kinds of information. Some of this information is about how to use the frame. Some is about what one can expect to happen next. Some is about what to do if these expectations are not confirmed (Minsky 1974).

More precisely a frame is a mental data structure for representing a stereotyped situation that is remembered and is activated in new situations similar to those we have already experienced (Eco 1987: 99–100). Mass media pre-coding is of great importance in that process. As Eco states, no text is read independently from the experiences we have made in and by former texts. It is the intertextual competence that shapes our frames (1987: 101). That means that each film or series can recall something that has been deposited by another film or series. So, we have to consider that fear in and through films or series arises in the light of certain setups, because we have learned in a previous context that they lead to a scary or shocking moment. Furthermore, film or television producers have learnt this as well so that they can play with a frame or the spectators respectively. Presumably, there are special frames restricted only to fiction: The same situations that cause fear in the context of films or series do not frighten us in reality, because completely different probabilities for the outcome of situations and different scripts for conduct exist. Minsky pays attention to the understanding of stories, which is interesting for literary studies in general. He also describes his frame theory by examples of how to explore space, because this is a basic human experience. “When we enter a room, we seem to see the entire scene at a glance. But seeing is really an extended process. It takes time to fill in details“ (Minsky 1974). Moreover, he combines the perception of a room and the interpretation of a story. “In seeing a room, or understanding a story, one assembles a network of frames and subframes“ (Minsky 1974). According to Minsky, entering a room and decoding a text have in common that we do not have all the information at once but one after the other. In every single detail something is lacking in the first moment of its perception that we have to compensate. We are neither aware of this fragmentariness nor of our attempt to complete single details to a whole scenario. This process is not restricted to the mere sensory perception and unfolding, viz. finalisation of details, words etc. but refers to all possible social implications that can and must come into play because of our cultural competence. Against the backdrop of this competence we can explain what a piggy bank and a child’s birthday have to do with each other only by reading or hearing the words – to give an often-stated example from Minsky’s frame theory. This corresponds to German phenomenological and reception aesthetic approaches by Roman Ingarden and Wolfgang Iser. According to them, we unfold a whole object, scenario or narrative by closing the gaps between every single information given by a ‘scheme’ in the reading process (Ingarden 1972: 279–295, Iser 1970: 6–7, 15–29, Lickhardt 2013). But while Minsky, Ingarden and Iser describe universal modes of perception, it shall be discussed in the following how the recently launched Netflix series *Jessica Jones*

(2015–present), *Stranger Things* (2016–present), *Dark* (2017–present) and *The Rain* (2018–present) evoke fear in particular by informational and sensory deprivation, and which discursive implications and ramifications the usage of frames of fear has.² It makes some sense to examine the latter three series in the same context, because they do not only belong to the same genre, but they are related to each other via an intertextual chain of reception and citation from *Stranger Things* over *Dark* to *The Rain*, whilst *Jessica Jones* as a superheroine comic book adaptation with another main topic seems to be something different at first glance. But it has much in common with the other series firstly by the structures that are to be shown in this article and secondly by some subtopics like PTSD, extraordinary, paranormal abilities, dys- or utopian atmosphere etc.

2 Narrative Provision of Information. To Know or not to Know

Before film aesthetical or sensorial frames are being described we have to look at the rather abstract asymmetrical level of information between the fictional figures and between the fictional figures and us spectators, which is rather a question of what has happened before than of what will happen next or what will be the outcome of the narrative, what is rather a mystery structure than a suspense structure (Carroll 1996b: 75). In *Jessica Jones* we know that Jessica had been under mind control by Kilgrave, who had forced her to intimacy and even to murder. Together with Jessica we believe at the beginning that the worst is over and that Kilgrave is dead. But then Jessica and we discover simultaneously that Kilgrave is not only still alive but that he has had an eye on her all the time she had felt safe again. As Kilgrave can control everyone's mind, everyone could be a threat. So, we have multiple possible invaders, and the threat is mainly one of infiltration. "I'm not safe anywhere. Every corner I turn, I don't know what's on the other side." (II, 14:15) The fact that Kilgrave observes Jessica turns her into an object again after the traumatic experience has been – and is in principle – characterized by being in the status of an object (Lickhardt 2020). This is acted out via perspectives. Jessica becomes an object again, because she is seen. "Now I know how it feels, someone watching your every move, seeing you in private moments." (IV, 26:00) While Kilgrave has an overview over the situation, which means that he has control over Jessica, we suffer from a restricted

² This article refers to the first season of each series.

perspective together with Jessica. Later it is essential for Jessica – and us – that she not only regains control over the situation in a generic sense, but that she concretely looks at Kilgrave. She assesses this as a triumph explicitly. “I see you, asshole.” (III, 40:02) The overcoming of the trauma is accompanied by becoming a sovereign subject with total overview. We spectators of the series are not the ones whom are looked at and spied on. Nonetheless, we feel as if we are being observed, because like Jessica we do not see Kilgrave for a long time. We do not have an overview over the situation and are not sovereign over the different perspectives until Jessica is, which is the reason why the frightening situation has an immersive effect or why fear emerges into our lives respectively.

In *Stranger Things* twelve-year-old Will Byers has disappeared, and we know that he has not just run away, because we have been provided with hints. In contrast to the figures in fiction, we have seen suspicious persons, a sinister laboratory, a perturbed girl and in a fraction of a second an evil creature. The fictional figures begin to search for Will in three groups, each group being in a different level of information. All groups begin to sense soon that they are facing a bigger problem than just a child running off. We spectators have to endure that we have the overview over the three different perspectives of the groups, but this does not reassure us, because for one thing, we cannot interfere into the situation and help the groups to align their levels – this is the kind of suspense Hitchcock describes – and secondly, our hints of an insight become blurred, because we only surmise something without knowing or seeing what exactly that is (I, 6:40). The eerie thing is that Will seems to have been dematerialized and delocalized what turns out to be a wrong impression at the end of the first season, by the way. But actually it is the imagination that Will can be everywhere and nowhere that evokes fear in us. We have to ask ourselves if the evil is lurking everywhere and nowhere as a concrete phenomenon – supposedly the creature from the beginning – or if the fleeting everywhere and nowhere itself is the evil – like a limbo. That uncanny disorientation decreases when we receive more information. We learn about the parapsychological experiments that opened a door to a parallel universe. Simultaneously, the evil gets a more concrete shape. The children imagine that they are dealing with a conventional monster and begin to call it Demogorgon according to the monster of the pen and paper roleplay *Dungeons & Dragons* (II, 40:38; V, 06:17). Quite at the end of the first season the fade-in of the monster closes the gap in our imagination (VIII 15:40; 20:00). At that point this has already been reflected in a meta-commentary. We have seen two figures watching a horror film one episode before so that our appraisal has been adjusted metafictionally: One of the figures gets scared by a monster and the other says: “Hey you know how they did that?”

[...] Melted plastic and microwaved bubble gum.“ (VII, 25:20) Then they both smile not only facilitated but almost boastfully. The capacity of being able to deconstruct the monster for one thing physically and for the other thing epistemologically against the background of film or film making knowledge gives them sovereignty over the situation. Same happens to us. As soon as we see the monster it loses its suggestive force. The visible phenomenon is not as threatening as our intertextual pre-coded imagination as long as the latter has the opportunity to be active (Iser 1970; Bronfen 2013: 262). What we are offered visibly is just another film monster. And the last laugh is on the side of the producers. To transport the atmosphere of the 80s they let reduce digital methods to create it. The monster they show is still partly a practical effect what means it is partly still a piece of plastic – but of course with digital influence (Reichstadt & Sims³). Even considered from the productional point of view the monster is as sturdy or tangible as in the horror film watched by the figures before. So, one cannot say that the monster is in total as aesthetically vague as digital information or that it corresponds to the void as what the other room is shown that does correspond to the digital world – more on that later.

In *Dark* we know that a boy has disappeared, and a man has committed suicide. Together with most of the figures we ask ourselves which role the mysterious Noah and the confused forest goblin play, but at least we know a little bit more than the fictional figures, because we are aware of the fact that we are dealing with a time travel between 1953, 1986 and 2019. The question is not *where* the missing Mikkel is, but *when* he is. Though there are still some figures in the scenario who know more than we. They state repeatedly: “It will happen again.“⁴ (I, 52:10) Together with our main identification figure Jonas we do not know what ‘it’ means. At the end of the first season we only get the disturbing information by a voice over that we are trapped in time and predestination paradoxes without knowing which action fulfils the predestination and which could be a step out, without even knowing which option would be the better or the worse one. Together with Jonas we end in an apocalyptic future, but we do not know what had been the mistake. We lean who the forest goblin is, but the voice over tells us that there are powerful forces – very likely Noah – that will decide our fate whilst we are only disorientated pawns. We remain in the creepy dark.

In *The Rain*, we know that the outbreak of a virus contained in the rain is leading to an apocalypse. Our perspective is tied to Simone and Rasmus who are

³ See also a making-of video on Youtube (<https://www.youtube.com/watch?v=4YxpGJ6-uQDw>).

⁴ The quotations of the German *Dark* and the Danish *The Rain* have been translated by the author of this article and are not taken from the English dubbed version.

rescued by their parents by bringing them into a bunker. It is obvious that the parents know more about the situation, but the only figures who could resolve the outstanding issues disappear from the scene. The father leaves the children alone and the mother dies without having given an explanation. We are trapped in the bunker with the siblings without communication media, viz., access to any information. The exclusion of information is staged strikingly, because in one scene we see a discussion between the parents behind a window without being able to hear what they are saying (I, 06:36). After several years in the bunker – bridged by a leap in time – the siblings and we leave the habitat. We learn that the father is still alive and that Rasmus plays an important role for controlling the virus, because he had been treated with it before – the fatal incident –, and that an ominous laboratory exists that the teenagers try to reach in a *Walking-Dead*-like plot. All this suggests that there is a solution for the problem and an explanation for what exactly had happened. But firstly the siblings do not know how to reach the father and the laboratory and secondly they do not know whether they can trust its inhabitants or not: The ones who could bring light into the situation and solve the problems could very likely be the ones who had caused them culpably.

Apart from these abstract asymmetries of information, we have to consider the sensual dimension of these setups or rather that the setups are implemented by film aesthetical means. In fact, most of the time the lack of information exists due to a sensory deprivation of us spectators by special visual arrangements, e. g. the setup and the camera perspective. In each case this is accompanied by impressive sounds and music (Bronfen 2013: 257). This shall not be forgotten. But the question how the setting is staged with respect to the perspectivation is more relevant in the present argumentation, so, it is important with regard to the discussed series what we or certain figures can see or get to know by seeing. We are not always but very often tied to the level of information of unknowing figures, because we are tied to limited camera perspectives. Our feeling of powerlessness results from the fact that we cannot overlook and control the fictional room autonomously. It has to be remarked that level of information, camera perspective and created atmosphere do not go hand in hand automatically like that. Theoretically, a guiding and calming voice over could be deployed during a visually limited scene etc., but the discussed series do not avail means of calming and guiding very often. They rather implement visually staged frames of fear – often the same ones again and again. In the following some selected frames of fear shall be shown that rather want to cause trepidation because of powerlessness instead of suspense because of quite precise expectations – and it has to be asked beyond this article if this is a general tendency.

3 Frames of Fear. To See or not to See

The door-frame: One morning we see Jessica waking up in her bed. We hear a clank and Jessica begins to move towards the kitchen where she expects to find an intruder. We see the scene in the corridor alternately with Jessica via a shoulder-mounted camera and through the gap of the door of the room she is approaching (I, 11:22). So, we look at the half-opened door without knowing what is behind and we look at Jessica through the crack of the door as if we were the intruder lying in wait for Jessica. On the one hand, this arrangement is an artful orchestration, because we change the perspectives between the victim and perpetrator. We can identify with Jessica because we have shared her perspective for a moment, and we must assume that there is a gaze on Jessica that we have also shared for a moment, but in any case, we do not see the room Jessica is entering. On the other hand, this is a standard situation that we have seen quite often in films before. We have learned in former films that something bad will happen. As the series knows what we know it can play with our expectations: Actually it turns out to be only Jessica's neighbour whom we find in the kitchen. The series repeatedly plays with this frame that is effective, viz., immersive, because we do not have an overview unlike Hitchcock postulates.

Although the door-frame is not used very often in *Stranger Things* it is important in the central scene when Will disappears (I, 07:40). Will runs into a tool shed to get a gun, because he obviously is being hunted by something we can only hear but not see. After having reached the shed Will stares at the door expecting the monster to enter. In a shot-reverse shot technique we look at first into Will's frightened face and then see from Will's perspective the entrance door of the shed that does not open and does not reveal what we want to see. The final shot points to nothing. After we had stared at the door together with Will the next reverse shot only shows the empty place where Will had stood before. Will has disappeared. We have neither seen the monster nor the fundamental event. We are sensorily deprived. As said before, our eerie feeling decreases when we see the monster in its ludicrousness. Remarkably, this is reflected by the use of the camera. In the scene we finally see the monster explicitly and detailed for quite a long while two figures reflect our wish to control the room by standing back to back spinning around so that they have a rotating 360-degree-view. They desperately want to make sure to see everything. This is recorded by a camera that turns around the spinning figures so that we see not only the figures who over-view the room but also the whole room itself – not at once and step by step but there is no gap in our perception. Significantly,

seeing the monster and having that overview correspond to each other (VIII 15:40; 20:00).

In *Dark* we have an entrance to a cave. Together with several figures we regularly stand in front of that entrance and look into the dark void. No one goes in at the beginning and so the camera does not either. We are excluded from insight, but in one scene the camera is situated in the cave and focuses on Jonas standing in front of it. We are in the position of something we cannot define, but again the perspective evokes the feeling that something is waiting in the cave, that a kind of trap has already been set.

In *The Rain*, the door is part of the safety system of the bunker that separates the siblings from the contagious environment. The siblings are familiar with every room and they can be sure that they are the only ones in the bunker. Although there is no reason to expect any surprises it immediately creates the expectation of a catastrophe when the camera focuses on the door for a time (I, 31:42) while everything is dark and the figures are sleeping. The series seems to refer to the frame consciously. And it makes fun of that frame: Suddenly, an alarm sounds and it turns out to be just a timer. In connection with the view on the door we had of course expected an intruder etc. The alert is a metacommentary on the alarming function of the door-frame. In another situation the door is shown again, and a red alert is actually given (I, 42: 22). Here, this really indicates a threat, because the system for oxygen supply has failed and the siblings run to the risk of suffocating, which forces them to leave the bunker.

The room-frame: In *Jessica Jones* rooms are not safe in the sense that the home is not the castle. As Kilgrave can instrumentalise every person, every friend, visitor, neighbour etc. can turn into a weapon. But this is not meant with room-frame. The room-frame refers to the agency of rooms, when they become an unmanageable obscure entity by themselves. The parallel universe in *Stranger Things* is a strange and unpredictable space. While it uncontrollably breaks into our world and pulls human beings in, our figures do not have access to this space. And as the ones who are swallowed normally do not come back and the camera does not follow them, we do not have an imagination of it for a long time, which is the spookiest sensation in the series. In *Dark*, the area of the nuclear power plant as well as the cave we do not enter are suspicious. The fact that the nuclear power plant is a protected area is not suspicious per se, but the fact that the people working there are the ones who seem to know more – and the camera not sharing their perspective – makes the inaccessibility suspicious. The cave is like a black hole for us for a long time. The ones who enter it – for example the poodle of a girl – do not come back – at least not in the same period of time. Especially in *The Rain*, the room-frame plays a great role. We do not

know anything about the world after the apocalypse, because our figures are interned in the bunker without access to media. They are sensorily and informationally deprived. The bunker causes a close, cramping, claustrophobic atmosphere, a trepidation. This is even more the case as the siblings had to watch their mother dying in front of the entrance. Simone suffers from PTSD attacks whenever she comes near to the door. After having left the bunker, several other persons join the siblings or vice versa, and the whole group enters several other bunkers again and again, so that the claustrophobic situation is repeated again and again. The bunker is not an unknown room, but it separates the ones who are inside from the world and deprives them from an overview over the world. In addition, the room itself can become a danger, e. g. one time the siblings are almost 'fumigated' because the oxygen supply is cut from outside. The room is staged as a trap – often dark or in a red laboratory light. But isolation also means that the habitat works as a shelter for the ones who are inside and normally not children or youth but scientists are these ones. Bunkers are the rooms that isolate scientists from the rest of the world. While the public does not know what is going on in laboratories the scientists are assumed to be persons who do not know what is going on in the real world and who are not affected by the consequences their research projects may cause – a constellation to which we shall come back later.

The gaze in the back-frame: Jessica is a detective, thus, an observer by profession. We observe the observer, knowing after a while that Kilgrave observes her. Even before receiving the latter information, we get the feeling that someone is after her, because we are put in the position of someone who is way-laying her due to the camera focus. Instead of ideal-typical camera perspectives we see the scene from a too large distance as if we were observing Jessica from the other side of the street (I, 41: 40), from an odd bottom view like hiding in a bush (I, 14:50), through image interferences as if we were sitting in a hideaway – more precisely in a wardrobe looking through clothes-hangers (I, 34: 24) – or observing her through a window from outside. As we become voyeurs we have to ask ourselves whose position of gaze we are taking. After finding out that Kilgrave is still alive, the question arises if we have had shared his perspective in several situations before. So, we seem to know a little more about the lurking threat, but as we do not see Kilgrave either, the arrangement remains undetermined for a long time. We have no control over the screen, cannot view behind the camera and as behind the camera means metafictionally considered from our perspective the room we are sitting in, the threat emerges so that we think that someone is looking at us from behind our sofa. In *The Rain*, we repeatedly observe our figures through a window while they are in a room –

sometimes the quarantine room – of the bunker or laboratory. They are like experimental animals under observation (I, 42: 12). Considering that we are dealing with a sinister laboratory named Apollon for which the father works and that had spread the virus together with the father, this perspective seems to be the one of a god-like experimenter. Imagining that omnipresent and over-viewing entity, we do not feel sovereign but exposed to it. We are observing the observers and therefore, we cannot be sure that no one is observing us, who the last observer is who has no one breathing down his neck.

These frames work in films and television series even if they are implemented once, but in the discussed series they are used so often that we become aware of them – especially in *Jessica Jones*. In the latter series, they form an alliance with its issue. Jessica is traumatized. A trauma results from a menacing and/or abusive incident that has been experienced in such a paralysis that it could not and cannot be handled. The incident remains as a scenario frozen in time that reoccurs when corresponding triggers appear. This can be transferred to the discussed frames, because they have the same structure as triggers. Every new scene that activates the corresponding frame works like a trigger that elicits a flashback of similar nightmarish scenes. Thus, intertextual competence can function like a trauma. Fear is a very archaic, immediate, automatic and physical reaction to danger. But unlike a dangerous animal, frames of fear are not only mediated via television – with *tele* being the Greek word for *far* what means that what we see is far away – of what we are quite aware, they are also much more complex. So, they are not evolutionary shaped. Frames of fear can anyway be culturally formed via mass media, they can quite easily be engraved by repetition, and they seem to work effectively, but even if they do not work affectionally they are at least recognised as triggers that are intended to evoke fear.⁵ They are collective phenomena or joint triggers due to our media socialisation. We learn which signals are relevant or alarming and how to react. So, fear can be mainstreamed and even be infected on others – and among the discussed series especially *Stranger Things* counts on our intertextual competence.

Michael Tomasello takes an evolutionary biological approach for describing language acquisition. What Tomasello calls ‘scenes of common attention’ are

⁵ Of course, this is a supposition of media effects that had to be verified empirically with reception documents etc. In general critics have pointed to the thrilling potential especially of *Jessica Jones*. In the context of *Dark* is has been discussed that the series shows the intermingling of elements of *Stranger Things* with German Angst, but this is rather a question of what the series thematises than what it evokes (<http://www.spiegel.de/kultur/tv/dark-bei-netflix-wenn-stranger-things-auf-german-angst-trifft-a-1179907.html>
<https://diepresse.com/home/kultur/-film/5327864/Jetzt-kommt-die-German-Angst>).

situations in which human beings learn the pragmatic use of language. In this process social participation, deictic gestures and the same point of view are relevant. Using a word is not just a question of correct reference but social implications and consequences (2006: 20). Matthias Bauer applies Tomasello's concept on cultural semiosis processes. Bauer states that signs not only signify a thing, but the background of all meanings that are communicable, that are recalled and deleted (2003: 94). In human communication it is important to interpret one's own and the other's acting against the background of the common environment and to project this on the thoughts and feeling of the communication partner, because this background motivates these thoughts and feelings (2003: 96). To a great extent, this context is our media world and the fictional world in that we are living. This is more or less the same world for all of us, but of course with individual, social and cultural specifications, e. g. the access to media is an important factor of distinction. Assuming that frames of fear have a strong collective suggestive power, it is interesting to examine in a critical discourse analysis how these frames are thematically embedded. As Erkki Huhtamo points out: "Topoi are created, transmitted, and modified by cultural agents operating in historically specific circumstances; they are not unchanging archetypes or proto-images beyond cultures. [...] Topoi should be researched as symptoms of both cultural continuities and ruptures" (2011: 34). In the following it shall be shown in which thematical context the four series use the described frames of fear, viz., with which issues or discourses the frames are connected. Some of these implications can be considered as being con-sciously installed, others seem to be less reflected.

4 Some Critical Implications of the Series

Dark and *The Rain* deal with apocalyptic scenarios. In *Dark* not only the figures but we viewers are sent on a time travel to identify the source of the apocalypse in the 50s and the 80s. We have backflashes when we are confronted with songs and commercials from 1986. We listen to Nena – the German pop icon of the 80s – and see at the beginning of the third episode a commercial for the chocolate bar Raider – up to 1991, Twix chocolate bars were called Raider. This reminds us of the atmosphere of the 80s that was shaped among others by several frightening issues: The cold war concerned the whole world and in Europe atomic energy, acid rain and dying forests were virulent issues. These global threats led to the peace movement and the environmental movement. Especially in Germany, nuclear power plants were under attack. The series is woven

around the construction of such a plant in 1953. An accident in the plant releases energy that opens a gap in time that enables time travels and so the course of the series. The later built time machine is driven by nuclear energy, too. So, nuclear energy is shown as a Pandora's box. The fact that we are dealing with a figure of whom we do not know if he is the perdition or the salvation named Noah is highly significant – although the name alone would point to salvation he is suspect. The series refers to a biblical environmental catastrophe. The time travel plot makes it impossible to relate causes and effects or even to identify what could be a cause if we do not have a relation to effects. This reflects the debate of pollution and the difficulty to calculate risks and long-term effects of technical applications on an abstract level. Atomic power is especially dubious, because we do not feel, see, smell or taste radioactive contamination. Interestingly, the contemporary debates on global warming are not directly addressed anyway. The series cannot be considered as a direct warning contribution to current environmental concerns, as the danger of nuclear power is not on the public agenda or if so, it is hardly questioned any more. In particular in Germany, nuclear energy is considered as a thing of the past. Germany is exiting from this type of energy source. Therefore, it is astonishing that the German series stages this as an issue. But as this reactivates very old fears by sending us back to 1986 – the year of the maximum credible accident in Chernobyl that affected Germany – and as the series mixes very different environmental issues – atomic energy and acid rain as well as forest dieback have hardly any causal relation, but the competing and not mentioned fossil fuels and the latter phenomena have – the issue seems to be a frame itself or an end in itself. Frames of fear are not used to point on the nuclear threat, but the nuclear threat, viz, the recollection of it is used for the purpose of thrilling entertainment with which the series fulfils a certain genre pattern that had been successful before – e. g. in *Stranger Things* to what the series strongly refers – and that will be reproduced as long as the audience rating is sufficient. Series enter series production when similar products have achieved popular success before (Venus 2013: 62). Remarkable is anyway that the series draws the picture that modern technique is suspicious and that we are still suffering from the effects of the technical optimism of the 50s in a more general sense. A possible negative side effect of the justified critical implications of the series and the justified interest in entertainment may be a general suspect in modern sciences, and we are currently dealing with a dangerous anti-intellectual discourse into which this fits – presumably unwillingly.

This is more obvious in *The Rain*. The series deals with the outbreak of a virus. It is likely to have been created to fight against multi-resistant germs and to have been set free by the father to save his ill son. But while the latter circum-

stance is not certain, we get to know that the holder of Apollon laboratories now is trying to develop a remedy against that virus in order to sell it and to control the world economically. The Dr. No of *The Rain* is a capitalist scientist or at least someone who manages the scientific based group; the triggers or frames of fear are connected with modern technology viz. pharmacology that opens a Pandora's box. The oppressive and hostile rooms that are shown are mostly laboratories and most of the members of Apollon company are completely untrustworthy. They are either cowards and act and do not act because of fear of the company holder and his surveillance measures or they are avid for revenge because of different reasons or they are avaricious. Especially the European holder is staged as the evil incarnation of a mercenary entrepreneur, shareholder, member of an executive board etc., who significantly speaks English in the Danish original and the German version of the series with a quite strong Swedish accent what highlights the use of the foreign language as such. Speaking English in non-English-speaking countries connotes rather economic than scientific affairs. Frames of fear in the context of the outbreak of a virus are connected to the problem of economic entanglement of pharma industries. Here too we get the impression of corrupt or at least economically exploitable science and technological research: not only can the virus not be controlled, but also the motives of the people who are responsible and have access to resources like laboratories that are sealed off from the rest of the world and whose intentions we do not exactly know. Here too, the critic is justified, but it shapes the image that science is suspect in general as soon as it is not accessible for the public – and perhaps it may motivates not to disclose scientific work processes.

In *Stranger Things*, we are thrown into the 80s, too. That leap in time not only becomes evident by music, fashion, fixed telephones etc., but also by the use of well-known scenographies of the 80s from *E.T.*, *Stand by me*, *The Goonies* etc. The series recalls our childhood and youth, firstly with realistic hints and secondly with allusions to the fictional world that had been our habitat as well. Actually, the series reflects that we have been pulled into a parallel media universe in the 80s, otherwise we would not understand all the allusions to media contents. We are living, and we have been living in a media saturated world. There is obviously no fix boundary between fiction and real life when a contemporary series evokes nostalgia concerning another, past series. The filmic archive is and has been a 'scene of common attention' so that we have the same memories in a certain cultural space. The series discusses and stages frames of fear in the context of this reflection of media history (Lickhardt 2016). Firstly, the series can be interpreted as an allegory of the world wide web. Eleven is the subject of parapsychological experiments. In a sensory deprivation tank she is

able to cross space and spy on people, that means she is able to connect without direct physical contact. In that tank she wears a mask similar to cyber glasses and the room she enters looks just like we imagine an empty cyber space. She is in an internet where she discovers a monster. She cannot stand her fear and in a panic attack that equates an energetic overcharge due to her abilities and so she accidentally tears down the wall between the normal and this other, parallel world. The panic attack arises because she cannot divide between fact and fiction, which then opens the gateway between the two states. Immersive effects of media use are partly criticised in that design. Will's doom is the permeability between the two dimensions. So, the series shows how the nerdy kids of the 80s – we – have been absorbed by media. The scenario is set in the year 1983, which is considered the birth year of the internet the way we know it today. All hosts of the ARPANET got connected via a common TCP/IP protocol and the military and civilian use differentiated. What had been used mainly for military purpose hitherto spread into the civil world what is figured by Eleven's flight out of the laboratory. The parallel universe even looks like a visualisation of communication media. Rhizomatic tendrils infiltrate the houses and walls just like our telephone and internet cable do and they penetrate Will's body through the mouth (VIII, 33:00) just like he is being transformed into a terminal device. In addition to that the universe is filled with snowflakes (IV, 19:03) that float through that air like we could imagine wireless network information. This is the visible version of a network that infiltrates our surrounding and supplies us among other things with fictions – like the figure of the Demogorgon of the roleplay game *Dungeons & Dragons*. In the meantime, our terminal devices supply us with the Netflix series. So, the series has a strong self-reflexive trait, with the joke that the monster itself is an incarnation of digital information to a lesser extent, because it really is partly melted plastic, viz. the production process is based on practical effects more than necessary. On the other hand digital processes have had huge influence on the shaping and the shape of the monster so that it still can be seen as the metaphorical confluence and concentration of digital information. But the series is not media critical consequently. It is all a question of competence and use. The children who search for Will use the network of CB radio and the logic of the aforesaid game to find him. The mother, who is the one to tell children to stop media use – in the series and in our reality – builds a kind of computer, i. e. she uses new media technology to rescue her son. When she realizes that Will is able to communicate from the parallel universe by the binary code on/off, power/no power via lights, she installs bulbs along the wall and writes the alphabet on it. This helpful translation system from a binary code to the alphabet corresponds to the way computers work.

In contrast to the differentiated handling of media the mysterious Hawkins National Laboratory is constantly the target of critique. It is obviously a state laboratory that is involved in alternative warfare and espionage in the context of cold war affairs that cause civilian collateral damages in its own country. Most interesting is the presentation that this laboratory monitors citizens of its own country. The laboratory is an energy company, which controls electricity and the telephone network and which uses information and communication technology to establish a surveillance system to open a Pandora's box of surveillance (V, 16:27). Not for nothing do the children postulate a conspiracy theory that the company, the government and the forced army together are responsible for the whole disaster (VII, 11:08). Again, research and new technologies are shed in a bad light by suggesting that they enter uncontrollable, wrong and dangerous alliances – with a blond fascistic mastermind at the top. As a monster is easy to be killed it gets clear that the network-like space and embedding of the monster are a huger problem than the monster itself and that the background of its emergence in the military context remains the actual secret and threat.

According to Loredana Bercuci, *Jessica Jones* “functions as a metaphor for misogyny” (2017: 265). Without denying this, another discourse reflection can be pointed out. The series tackles the principles of Michel Foucault's surveillance and punishment to a great extent. Thus, the trauma of being an object has political implications beyond gender-specific implications (Bronfen, Erdle & Weigel 1999; Tuschling 2013: 49). Jessica is being observed and photographed by Kilgrave the whole time. The camera takes on non-human perspectives, for instance, with views from far above, which stand out especially because they are not the usual panoramic shots from the bird's eye view. In fact, every now and then we are put into the position of a surveillance camera in conspicuous ways, by viewing a scenario from a slanted angle from above for example (II, 20:54, 22:44, 04:05). In one scene we see a surveillance mirror in a kiosk at first hanging from the ceiling in one corner. Then we are looking at the scenario through that mirror (III, 08:24). When we see a surveillance camera hanging from the ceiling of a hospital (IX, 01:32), we soon come to realise that we had been looking at the hospital's hallways and at Jessica from that position, at an angle from above, before. Once again, it is Kilgrave who is also watching Jessica from this perspective and seems to be capable of surveillance in an omnipresent, multiplied, net-like way. We later look at him sitting behind the monitors of the hospital's cameras (XIII, 08:11). However, surveillance footage is also used by Jessica and the – more or less – good people to hunt Kilgrave down (e. g. IV, 45:32; IX, 10:55, 14:50). According to Michel Foucault, the public surveillance

system represents an impersonal ensemble of mechanisms and procedures which ensures power (1995: 14). In the scenario of *Jessica Jones*, both sides wish that “[t]he perfect disciplinary apparatus would make it possible for a single gaze to see everything constantly“ (1995: 173). The Panopticon, as described by Foucault, is an adequate control tool. “The Panopticon is a machine for dissociating the being seen dyad: in the peripheric ring, one is totally seen without ever being seen“ (1995: 201–202). In complex systems, also the surveillants are actually being watched (1995: 207). Thus, in *Jessica Jones*, time and time again, the question arises of who is watching the surveillant, who is the last surveillant without anyone on his/her tail. The series leaves us with a permanent eerie feeling that the super villain has a comprehensive and ultimate vision, because he knows how to exploit the system to his advantage. Roland Meyer describes the type of the super villain not as an antitype, but as an integral part of social order, who occupies hubs of power (2011: 138), who mainly controls communication, transport and storage media and the flow of information and money respectively (2011: 143). The villain can be understood as an analogy or effect of anonymous connections, as an emerging event that does not need any psychology, just as an accident or a virus would not need one (2011: 149). Should one be inclined to name Kilgrave a terrorist, one ought to keep in mind that, quite on the contrary, he is part of the system itself and as a character is void of any special personal motives. He just incarnates super-personal structures, especially surveillance and control media, in which fear and terror may be perpetuated virally in a figurative sense (Koch 2013: 10), but which themselves are objects causing paranoia anyway. The media critical implications of *Jessica Jones* – as well as in *Stranger Things* – are not fundamental objections, but the series deals with the topic in a differentiated way. Anyhow it reminds us of the risk of abuse once the surveillance system has been installed. And this had been a relevant debate which has recently been replaced by other debates, although it has not become less important or although the phenomenon has not become less present.

5 Conclusion

The four series use well-known frames of fear that have been encoded and they contribute to a further encoding. Every application of such a frame leads to a new or further thematic contouring and may (!) lead to a learning process of what we have to be afraid of or what alerts us and leads to immediate reactions. *Stranger Things* and *Jessica Jones* deal with media, with potentially dangerous

effects of immersion, but mainly with the media of surveillance, its possibilities of use and misuse. *Dark* and *The Rain* deal with pollution and an outbreak of a disease, with apocalyptic scenarios that are caused by a nuclear energy plant and a pharmaceutical laboratory with the holders and most of the scientist being suspect persons. Not all debates that are referred to in the series are of utmost virulence at the moment.⁶ Governmental surveillance was discussed after 9/11, but the debates are overshadowed now by others without the phenomenon being less problematic. In comparison, environmental problems have gained increasingly attention again – although not in the special form of an atomic apocalypse. It is, in any case, questionable that all four series – in *Jessica Jones* in the second season – draw a picture of suspicious science and side-effects of technical progress. It shall not be claimed that this image is wrong or without any reason. Neither atomic power nor corrupt pharmaceutical companies shall be absolved from the intentions and effects the series point out. However, it is concerning and reflects a certain public atmosphere and mood that the series can so easily – and so unreservedly – draw a bad images of science. One may for example think of the anti-vaccination lobby. The series subliminally show that scientific research sadly is a gap in the imagination of the public. As mentioned at the beginning, imagination can come into play if there is a void, if things are not shown concretely – and imagination can be stronger and worse than reality what is shown by conspiracy theories. This may be taken as a hint to work more transparently and transferoriented in science.

References

Bálint, Katalin, Moniek M. Kuijpers & Miruna M. Doicaru (2017): The effect of suspense structure an felt suspense and narrative absorption in literature and Film. In: Frank Hakemulder u. a. (Hrsg.), *Narrative Absorption*, 177–197. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company.

⁶ The special issue *Fear and Anxiety in American Culture* of *The Journal of American Culture* (40:1 (2017)) edited by Carl H. Sederholm with a broad range of themes deals with the atomic war and fear of nuclear destruction in the 50s, but not with pollution, surveillance, media and science as possible subjects of fear in the present sense. According to a long-term survey investigating the fears of the Germans migration, Donald Trump and political extremism currently cause fears (<https://www.ruv.de/static-files/ruvde/Content/presse/die-aengste-der-deutschen/aengste-grafiken/ruv-aengste-grafiken.pdf>). Climate change also is an important issue, but does not belong to the main concerns in 2019 (https://www.ruv.de/staticfiles/ruvde/downloads/presse/aengste-der-deutschen/grafiken/StaticFiles_Auto/ruv-aengste-klimawandel.jpg). The latter issue may be at the top of the agenda again in 2020 (?).

- Bauer, Matthias (2003): Szenen gemeinsamer Aufmerksamkeit. Medien als Kulturpoetik. Zum Verhältnis von Kulturanthropologie, Semiotik und Medienphilosophie. In: Christoph Ernst, Petra Gropp & Karl Anton Sprengard (Hrsg.), *Perspektiven interdisziplinärer Medienphilosophie*, 94–118. Bielefeld: Transcript.
- Bercuci, Loredana (2017): Pop Feminism. Televised Superheroines from the 1990s to the 2010s. *Gender Studies. The Journal of West University* 15 (1), 252–269.
- Boringo, Heinz-Lothar (1980): *Spannung in Text und Film*. Frankfurt am Main: Cornelsen.
- Bronfen, Elisabeth, Birgit R. Erdle & Sigrid Weigel (1999): Vorwort. In: Elisabeth Bronfen, Birgit R. Erdle & Sigrid Weigel (Hrsg.), *Trauma. Zwischen Psychoanalyse und kulturellem Deutungsmuster*, VII–VIII. Köln: Böhlau.
- Bronfen, Elisabeth (2013): Angst im Film. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 251–264. Stuttgart: Metzler.
- Carroll, Noel (1996a): *Theorizing the Moving Image*. New York: Cambridge UP.
- Carroll, Noel (1996b): The Paradox of Suspense. In: Peter Vorderer, Hans J. Wulff & Mike Friedrichsen (Hrsg.), *Suspense: Conceptualizations, Theoretical Analyses, and Empirical Explorations*, 71–91. London: Routledge.
- Eco, Umberto (1987): *Lector in fabula. Die Mitarbeit der Interpretation in erzählenden Texten*. München: Dtv.
- Foucault, Michel (2017): *Discipline & Punish. The Birth of the Prison*. München: Random House.
- Frame, Jonathan & Aaron Smuts (2004): Helpless Spectators. Generating Suspense in Video Games and Film. *Text. Technology* 13 (1), 13–34.
- Hitchcock, Alfred (1995): *Hitchcock by Francois Truffaut*. New York: faber & faber.
- Huhtamo, Erkki (2011): Dismantling the Fairy Engine. Media Archeology as Topos Studies. In: Erkki Huhtamo & Jussi Parikka (Hrsg.), *Media. Archeology. Approaches, Applications, and Implications*, 27–47. California: UP.
- Ingarden, Roman (1972): *Das literarische Kunstwerk*. Tübingen: Niemeyer.
- Iser, Wolfgang (1970): *Die Appellstruktur der Texte. Unbestimmtheit als Wirkungsbedingung literarischer Prosa*. Konstanz: Universitätsverlag.
- Journal of American Culture* (2017): Special Issue *Fear and Anxiety in American Culture*. Hrsg. v. Carl H. Sederholm 40 (1).
- Lickhardt, Maren (2012): Schemen, Leerstellen und Räume der Angst. Narrative Strategien der Evokation und Repräsentation. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 167, 148–160.
- Lickhardt, Maren (2016): Stranger Things. Suspekte Medien und gruselige Netzwerke. <http://www.pop-zeitschrift.de/2016/09/04/stranger-things-suspekte-medien-und-gruselige-netzwerkevon-maren-lickhardt4-9-2016/>.
- Lickhardt, Maren (2020): Threatening Gazes. Observation and Objectification in the TV series *Marvel's Jessica Jones*. *Journal of Popular Television* (2020) [accepted for print].
- Meyer, Roland (2011): Im leeren Zentrum der Netze. Ein Versuch über Superschurken und kriminelle Genies. *Kritische Berichte. Zeitschrift für Kunst- und Kulturwissenschaften* 39 (1), 135–152.
- Minsky, Marvin (1974): A Framework for Representing Knowledge. MIT-AI Laboratory Memo 306. <http://web.media.mit.edu/~minsky/papers/frames/frames.html>.
- Tomasello, Michael (2006): *Die kulturelle Entwicklung des menschlichen Denkens. Zur Evolution der Kognition*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Tuschling, Anna (2013): Psychologie der Angst. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 41–50. Stuttgart: Metzler.

Venus, Jochen (2013): Die Erfahrung des Populären. Perspektiven einer kritischen Phänomenologie. In: Marcus S. Kleiner & Thomas Wilke (Hrsg.), *Performativität und Medialität Populärer Kulturen. Theorien, Ästhetiken, Praktiken*, 49–74. Wiesbaden: Springer.

Weibel, Adrian (2008): *Spannung bei Hitchcock. Zur Funktionsweise der auktorialen Suspense*. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Reichstadt, Steffen & Aaron Sims im Interview (2019). <https://formlabs.com/blog/visual-effects-stranger-things-monster-demogorgon/> (8 Jan 2019).

<http://www.spiegel.de/kultur/tv/dark-bei-netflix-wenn-stranger-things-auf-german-angst-trifft-a-1179907> (9 Jan 2019).

<https://diepresse.com/home/kultur/film/5327864/Jetzt-kommt-die-German-Angst> (9 Jan 2019).

Anita Sauckel

„Sie werden nun ziemlich furchtsam sein“. Zukunftsangst in der mittelalterlich- isländischen Sagaliteratur

Abstract: Die Analyse von Emotionen ist im Bereich der skandinavistisch-mediävistischen Literaturwissenschaft eine vergleichsweise junge Erscheinung. Im vorliegenden Beitrag wird erstmals das Phänomen „Zukunftsangst“ in der umfangreichsten und bekanntesten der sogenannten Isländersagas, der *Brennu-Njáls saga* („Die Saga vom verbrannten Njáll“), auf der Figurenebene näher beleuchtet und eine erste Bestandsaufnahme vorgelegt.

Analysing emotions is still a relatively recent approach in the field of Old Norse literary studies: In this article, I am examining anxiety about the future in medieval Icelandic *Brennu-Njáls saga* (“Njal’s saga”; “The story of burnt Njal”). Instead of focussing on the impact of fate and dreams on the plot, I am approaching the topic by analysing dialogues and the characters’ behaviour on the intradiegetic level.

1 Emotionen und „Zukunft“ in der altisländischen Literatur

Während sich diverse Geisteswissenschaften schon seit vielen Jahren mit Fragen der historischen Emotionsforschung befassen,¹ ist die Auseinandersetzung mit dem Thema „Emotionen“ im Bereich der skandinavistisch-mediävistischen Literaturwissenschaft eine verhältnismäßig junge Erscheinung.² Im Folgenden wird erstmals das Phänomen „Zukunftsangst“ in der umfangreichsten und be-

1 Vgl. Gerok-Reiter & Obermair (2007: 3).

2 Zwar wurden Emotionen insbesondere in der altisländischen Sagaliteratur durchaus erkannt und von der Forschung angesprochen. Allerdings nutzte die ältere Forschung „Emotionen“ hauptsächlich im Rahmen einer psychologisierenden Figurenanalyse. Erst Sif Ríkharðsdóttir (2017) hat die in den Texten geschilderten Gefühlsäußerungen unter Zuhilfenahme moderner literaturwissenschaftlicher Fragestellungen untersucht.

Anmerkung: *Brennu-Njáls saga*, c. 69, 171: ‚[M]unu þeir nú vera hófliga hræddir.‘ Alle Übersetzungen aus dem Altisländischen sind meine eigenen.

kanntesten der sogenannten Isländersagas, der *Brennu-Njáls saga* („Die Saga vom verbrannten Njáll“), näher beleuchtet.

In ihrer Einleitung zur Festschrift für Gerhard Wolf, die den Titel *Krise und Zukunft in Mittelalter und (Früher) Neuzeit. Studien zu einem transkulturellen Phänomen* trägt, vertreten die Germanisten Susanne Knaeble und Silvan Wagner die Ansicht, dass sich der Terminus „Zukunft“ nicht als erwartbares Ereignis, sondern im modernen Sinne als offener Zukunftshorizont verstanden weder im Mittelhochdeutschen, noch im Frühneuhochdeutschen eindeutig nachweisen lasse.³ Das Phänomen Zukunft begegne hingegen in Formen der Vorhersage, Planung und Prognose auch in den kulturellen Zeugnissen der Vormoderne. Auf dem Kontinent sind dies etwa Chroniken mit prognostischer Qualität der Beschäftigung mit der Vergangenheit und Gegenwart: Ziel ihrer Darstellung sei nicht allein die Archivierung von Wissen, sondern der Versuch, aus den beobachteten Strukturen Prognosen für die Zukunft, und vielleicht sogar konkrete Handlungsanweisungen zu finden.

Die altisländische Sagaliteratur wartet mit einer beträchtlichen Zahl an Adjektiven und Substantiven auf, die die Fähigkeit, in die Zukunft sehen zu können, zum Ausdruck bringen: So bezeichnet etwa das feminine Substantiv *framsýn* die Vorausschau, Zukunftsschau, oder auch die Sehergabe; *framvísi*, ebenfalls ein Femininum, bedeutet „Wissen um die Zukunft“ sowie „Sehergabe“, während die *forspá* mit Prophezeiung, Voraussage und Voraussicht übersetzt werden kann. Die zugehörigen Adjektive sind *framsýnn* („vorausschauend“, „in die Zukunft blickend“), *framvís* („zukunftskundig“) und *forspár* („zukunftskundig“).

Das Phänomen Zukunft ist in der altnordischen Literatur untrennbar mit dem Terminus *Schicksal* verknüpft, das, wie es scheint, keinen offenen Zukunftshorizont darstellt, sondern unumstößlich an erwartbare Ereignisse geknüpft ist. Insbesondere in der Eddadichtung ist das unausweichliche und unveränderliche Schicksal der Götter und Menschen präsent: In der sogenannten „Weissagung der Seherin“ (an. *Völuspá*), prophezeit eine Seherin dem Gott Óðinn die sogenannten *Ragnarök* („Schicksal der Götter“), das Ende der Welt, und somit den Untergang der Götter, das in Gestalt der drei Nornen, die als Symbole des Schicksals präsentiert werden, offenbart wird. Das über den Göttern stehende Schicksal findet sich auch in den *Vafþrúðnismál* („Reden des Vafþrúðnir“), in denen sich der Gott Óðinn in einem Wissenswettbewerb mit dem weisen Riesen Vafþrúðnir misst. In Strophe 39 begegnet der Ausdruck *aldar rök*

3 Vgl. Knaeble & Wagner (2017: 9).

(„Endschicksal der Welt“).⁴ Eine übergeordnete Rolle spielt das (tragische) Schicksal auch in den eddischen Heldenliedern sowie in den sogenannten „Heldensagas“, eine Untergruppe der Vorzeitsagas, die Stoffe der Heldendichtung verarbeiten. Insbesondere der Gott Óðinn übernimmt in diesen Texten die Rolle des Schicksalsbringers, wie zum Beispiel in der *Helgakviða Hundingsbana II* („Das zweite Lied von Helgi, dem Töter Hundings“) oder der *Völsunga saga*.

Für die altnordischen Königssagas (*konungasögur*) ist die sogenannte *hamingja*, auch mit „Königsglück“ übersetzt, lange Zeit von der Forschung im Zusammenhang mit dem Schicksalsglauben gedeutet worden, dem die Protagonisten unterworfen seien. Dieser Ansicht ist erst in jüngster Zeit im Zusammenhang mit der Kontingenzzforschung widersprochen worden.⁵ Während sich in der Vergangenheit in Bezug auf die altnordische Dichtung sowie die Vorzeitsagas und die Königssagas diverse Arbeiten mit den Themen Schicksal und Prophezeiung beziehungsweise Weissagung auseinandergesetzt haben, ist die diesbezügliche Forschungsliteratur für die Isländersagas von weit geringerem Umfang.

Allerdings haben sich zwei jüngst erschienene Aufsätze mit dem „Schicksal“ und damit verbundenen dem Phänomen Zukunft auseinandergesetzt: In ihrem Beitrag zum 2017 erschienenen *Routledge Research Companion to the Medieval Icelandic Sagas* konzentriert sich Stefanie Gropper auf die Analyse des Schicksals in den Isländersagas – in den Texten vornehmlich als *gæfa*, *gipta* oder *hamingja* bezeichnet. Sie kommt zu dem Schluss, dass in den Isländersagas zunächst kein Widerspruch zwischen dem Schicksal und dem freien Willen bestehe. Stattdessen gebe es eine zwingende Verbindung zwischen Schicksal und Ehre – was das Schicksal verlange, müsse demnach das Anliegen eines jeden Mannes werden, wenn er in Ehre leben oder sterben wolle.⁶ Dieser ideale Parallelismus kann gelegentlich von gravierenden Ereignissen durchbrochen werden, wie zum Beispiel, wenn das Schicksal den Mord an einem Verwandten (er-)fordert. In solchen Momenten wird Schicksal als Verhängnis (böses Schicksal) angesehen, dem nicht entronnen werden kann. Dennoch stellt das Schicksal eine Aufgabe und eine Gelegenheit zur Selbstverwirklichung dar, das keinerlei Gesetzen der Natur oder einer Verbindung von Ursache und Wirkung folgt. Der Mensch kann folglich zwar seinem Schicksal nicht enttrinnen, aber er hat die Wahl, das Beste daraus zu machen, d. h. das Schicksal bietet die Möglichkeit, ein Held zu werden.

4 Vgl. z.B. Simek (2004: 8–10).

5 Vgl. van Nahl (2017: 328–330).

6 Vgl. Gropper (2017: 199).

Kristýna Králová identifizierte kürzlich unterschiedliche Modelle von Vorahnungen in den unterschiedlichen Sagagenres.⁷ So seien Strukturunterschiede hinsichtlich Form, Inhalt, Zeitumfang und geographischem Bereich der vorausgeahnten Ereignisse zu verzeichnen. Das bedeutet beispielsweise, dass Vorahnungen an einen bestimmten Ort (auf Island), an ein ganzes Land oder gar die ganze Welt gebunden sein können. Letzteres trifft etwa auf die sogenannten Vorzeitsagas (*fornaldarsögur*) zu. Allen Sagagenres gemeinsam ist dagegen, dass ausschließlich das Schicksal der aktuell handelnden Figuren im Text „prognostiziert“ wird, nicht jedoch das ihrer Kinder und nachfolgender Generationen.

Vorahnungen nehmen zudem viele unterschiedliche Formen an: Es handelt sich dabei nicht nur um Träume, die aber zweifelsohne zu den häufigen Formen zählten. Der schwedische Literaturhistoriker Peter Hallberg zählte im Schnitt drei bis vier Träume pro Isländersaga.⁸ Daneben kommen durchaus Prophezeiungen, Omen, Ahnungen oder einfache Warnungen vor, die Figuren im Gespräch äußern. Die Inhalte von Vorahnungen seien nicht stereotyp, sondern können stark voneinander abweichen: so gebe es negative, positive, im übertragenen Sinn oder wörtlich zu verstehende Vorausdeutungen. Allerdings bleibt festzuhalten, dass die meisten solcher Ahnungen negativer Natur sind – das gilt auch für die Isländersagas: Träume etwa, die Kämpfe, Waffen und viel Blut beinhalten prophezeien meist den Tod der träumenden Figur – der Träumende erfährt aufgrund der dargestellten Ereignisse oft negative Gefühle, wie Schmerz, Ärger oder Angst. Die *Gísli saga Súrssonar*, („Die Geschichte von Gísli Súrsson“) hält besonders prägnante und blutige Traumepisoden bereit, die sich häufen, je näher das Ende des Protagonisten und damit das Ende der Erzählung, rückt.⁹

2 Angst in den Isländersagas

Obwohl das Mittelalter geprägt war von diversen Ängsten, wie etwa der Angst vor Krankheiten, Hungersnöten, Kriegen sowie der Sünde,¹⁰ scheint die mittelalterliche Literatur der pathologischen Angst wenig Aufmerksamkeit zu schenken: So konstatierte Annette Gerok-Reiter 2007 für die mittelhochdeutsche Heldenepik, dass es bezüglich der Untersuchung von „Angst“ in den Texten gleich

7 Vgl. Králová (2017: 24–50).

8 Vgl. Hallberg (1969: 73).

9 Vgl. Králová (2017: 24–50).

10 Vgl. allgemein Dinzelbacher (1996: 9–23).

zu mehreren Problemen komme, die sie als „Handicaps“ bezeichnete: So komme Angst, im Sinne pathologischer Angst, schlicht und ergreifend in der deutschen Heldenepik nicht vor.¹¹ Darüber hinaus sei „[d]as Phänomen der Angst [...] appliziert auf den Protagonisten, so unwürdig, dass es noch nicht einmal in den Katalog der wiedergutzumachenden Fehler aufgenommen werden kann.“¹² Zudem gelte für die Protagonisten der mittelalterlichen Literatur, dass sie bereits von Geburt an überaus mutig seien und dies auch ihr ganzes Leben hindurch blieben. Das Thema des ängstlichen Protagonisten habe dagegen keinerlei literarische Dignität.¹³

Als drittes Handicap bezeichnet Gerok-Reiter die Figurenzeichnung, da die Figurendarstellung in der Regel keine Introspektiven, keine Subjektivität kenne. Aber wie gelingt es, Angstdarstellungen in Texten zu untersuchen, in denen narrative Normen vorliegen, die trotz oder gerade wegen der angsterfüllten Realität das Thema „Angst“ radikal zurückdrängen? Annette Gerok-Reiter demonstriert am Beispiel des Rolandslieds, wie sich Figuren verhalten, die ganz offensichtlich von Angst erfüllt sind. Körperhaltung, Kleidung, Gesichtsfarbe, aber auch verbale Äußerungen der Figuren bringen „Inneres durch Äußeres“ zum Ausdruck und kehren ihre Emotionen dadurch für den Rezipienten wahrnehmbar nach außen.

Ähnlich verhält es sich in den Isländersagas: In den meisten Texten werden Protagonisten mitnichten als ängstlich beschrieben. Sie sind mutig und bringen sich, zu Tode verwundet, noch ein letztes Mal mit markigen Sprüchen ins Gedächtnis des Rezipienten, bevor sie schließlich tot zusammenbrechen.¹⁴ Die Protagonisten fürchten nicht einmal gefährliche übernatürliche Erscheinungen und Ereignisse, wie etwa Wiedergänger, durch böse Zauberei hervorgebrachte Wetter- und Klimaphänomene, oder Flüche. Als ängstlich (*hræddr*; *fælinn*)¹⁵ werden in vielen Fällen dagegen Figuren von niedrigerem gesellschaftlichen Status, wie etwa Sklaven, beschrieben. Sie überkommt regelmäßig panische Angst, die sie zu Handlungen veranlasst, die ihren Tod bedeuten. Ausnahmen von dieser Regel finden sich allerdings in den auch als „Geächtetensagas“ bezeichneten Isländersagas: Zwar behalten auch in diesen Texten die Sklaven ihre

¹¹ Vgl. Gerok-Reiter (2007: 128–130).

¹² Gerok-Reiter (2007: 129).

¹³ Vgl. Gerok-Reiter (2007: 129); vgl. außerdem zu Angst in mittelhochdeutschen Erzähltexten Gerok-Reiter (2010a); Gerok-Reiter (2010b); vgl. ferner Filatkina (2016).

¹⁴ Torfi Tulinius hat vor einigen Jahren das dramatische und vermeintlich furchtlose Ableben der Figuren mit Sigmund Freuds umstrittenem Ansatz des Todestriebs zu erklären versucht. Vgl. Tulinius (2015: 99–115).

¹⁵ Vgl. Sif Ríkharrósdóttir (2017:37).

Furchtsamkeit, die Protagonisten haben aber ebenfalls explizit Angst: In der *Gísla saga Súrssonar* („Die Geschichte von Gísli Súrsson“) wird der Protagonist mit zunehmender Intensität seiner Albträume als *myrkræddr* bezeichnet, und die *Grettis saga Ásmundarsonar* („Die Geschichte von Grettir Ásmundarson“) nennt ihren Titelhelden *myrkfælinn* – beide Adjektive bringen Angst vor der Dunkelheit zum Ausdruck.¹⁶ Diese Angst vor der Dunkelheit spielt im Handlungsverlauf beider Sagas eine nicht unerhebliche Rolle.¹⁷

2.1 Die *Brennu-Njáls saga*. Damals und heute

Im Februar 1912 berichtet ein gewisser Hermann Jónasson im Rahmen eines Vortrags in Reykjavík von einer unerhörten Begebenheit: In einer Nacht um den Jahreswechsel 1892/93 habe er einen ungewöhnlichen Besucher gehabt: Ein gut aussehender, ca. fünfzigjähriger Mann mit dunklem Haar und Vollbart habe ihn in seinem Schlafzimmer aufgesucht und sich zunächst erkundigt, ob Hermann vollständig wach sei. Er sei gekommen, um seinem Gastgeber, der sich in der Öffentlichkeit bereits einen Namen als Seher gemacht hatte, die Wahrheit über die altisländische *Brennu-Njáls saga* („Die Saga vom verbrannten Njáll“) und die in ihr geschilderten Begebenheiten zu erzählen, da er wisse, dass Hermann brennendes Interesse für die Saga hege. In seinen Ausführungen berichtet der nächtliche Besucher einige Handlungsabschnitte bezüglich ihres historischen Gehalts und gibt Auskunft zur Entstehung der Saga und ihrer Überlieferung. Schließlich stellt sich heraus, dass es sich bei Hermanns Gast um Ketill Sigfússon í Mörk, einen Schwiegersohn des Sagaprotagonisten Njáll Þorgeirsson, handelt. Ketill fordert Hermann auf, seinen Bericht genau aufzuschreiben und zu verbreiten, damit jeder die Wahrheit über die *Brennu-Njáls saga* erfahre.¹⁸

So ungeeignet diese Traumerscheinung des Hermann Jónasson für die wissenschaftliche Arbeit eines Sagaforschers zunächst erscheinen mag, so sehr belegt sie das ungebrochene Interesse der Isländer an ihrer mittelalterlichen Literatur, insbesondere an der als künstlerisch herausragend geltenden *Brennu-Njáls saga*, oftmals *Njáls saga* oder schlicht *Njála* genannt: Noch heute kennt

¹⁶ *Gísla saga Súrssonar*, c. 33, 104; *Grettis saga Ásmundarsonar*, c. 51, 163.

¹⁷ Erwähnenswert ist in Bezug auf Lichtverhältnisse der Unterschied zwischen dem Kontinent und der nordatlantischen Insel, weshalb hier nicht die Angst vor der Nacht angesprochen wird: Während in Mitteleuropa Dunkelheit und Nacht in unmittelbarem Zusammenhang stehen, so gelten für den Norden durchaus andere Regeln: Schließlich sind isländische Sommernächte überwiegend hell, während im Winter selbst tagsüber völlige Dunkelheit herrschen kann.

¹⁸ Vgl. Hermann Jónasson (1912: 40–97).

jeder Isländer die Geschichte um den weisen und zukunftsichtigen Protagonisten Njáll Þorgeirsson, der schließlich – im Zuge mehrerer schwerwiegender Fehden – mitsamt seiner Familie Opfer eines Mordbrands (altisländisch *brenna*) wird.

Islands Literaturnobelpreisträger Halldór Kilján Laxness befasste sich 1945, im ersten Jahr der isländischen Unabhängigkeit, in seinem Aufsatz *Minnisgreinar um fornsögur* („Anmerkungen zu den Sagas“) intensiv mit der *Njáls saga* und hob in erster Linie ihren Status als literarisches Kunstwerk hervor.¹⁹ Das Arnarnáanische Institut in Reykjavík widmet sich seit 2012 einem Forschungsprojekt zur Varianz in den bisher bekannten über 70 Handschriften der um 1280 entstandenen Saga.²⁰ Der Germanist Alois Wolf bezeichnete sie kürzlich gar als „Islandepos“²¹. Aber nicht nur Literaturschaffende und Mediävisten hegen Interesse an der Erzählung, sie hat längst Eingang in die isländische Alltagskultur gefunden, wie u. a. die Comicbuchreihe *Sögur úr Njálu* („Geschichten aus der Njála“), das Museumsprojekt *Njálurefill* („Njáls saga-Teppich“) oder das 2016 am Reykjavíker Stadttheater inszenierte Drama *Njála* belegen.²²

2.2 Zur Forschungsgeschichte

Der Analyse dieser umfangreichsten aller Isländersagas haben sich bis zum heutigen Tag zahlreiche Einzelstudien gewidmet, die von der Untersuchung der handschriftlichen Überlieferung, über die Erzählstruktur bis hin zur Interpretation einzelner Figuren und der sie umgebenden mittelalterlichen Umwelt inklusive der Anwendung altisländischen Rechts reichen. Ein besonderer Fokus lag dabei stets auf den Einflüssen kontinentaler Literatur und christlicher Theologie. Sowohl die Handlung als auch einzelne Protagonisten sind häufig im Lichte der Christianisierung Islands interpretiert worden. Insbesondere die Figur des Njáll wurde nicht selten als Märtyrer gelesen, der trotz seiner „guten“ Ratschläge zur friedlichen Konfliktbeilegung am Ende den üblen Machenschaften seiner Feinde zum Opfer fällt.

¹⁹ Vgl. Jón Karl Helgason (2005: 65); Halldór Kiljan Laxness (1945: 55–56).

²⁰ Zum Projekt *Breytileiki Njáls sögu*. *Variance of Njáls saga* vgl. die Projekthomepage: <https://www.arnastofnun.is/is/breytileiki-njals-sogu> (10.07.2019).

²¹ Wolf (2014: 99).

²² Vgl. Embla Ýr Bárudóttir & Ingólfur Örn Björgvinsson (2003–2007); zum *Njáls saga*-Teppich vgl. die Projekthomepage <https://www.njalurefill.is/> (10.07.2019); Sauckel (2017); zur Inszenierung am Borgarleikhús vgl. Davíð Kjartan Gestsson (2016).

In jüngster Zeit wurde dieser gängigen Deutung der Saga als Erzählung von Islands Bekehrung und einem damit verbundenen Wertewandel – von heidnischer „Rachekultur“ zu christlicher Nächstenliebe – innerhalb der präsentierten Gesellschaft allerdings widersprochen: So fallen beispielsweise die Sagaforscher Theodore Andersson, William Ian Miller und Daniel Sävborg in ihren Lesungen der Saga bezüglich des Protagonisten ein kritischeres Urteil.²³ Ihren Interpretationen gemeinsam ist die Erkenntnis, dass es sich bei Njáll nicht um einen aufopferungsvollen Märtyrer handle, der seinen Tod in den Flammen selbst gewählt habe. Vielmehr habe Njáll aus Berechnung gehandelt, beziehungsweise am Ende zu hoch gepokert, weshalb er schließlich Opfer des Mordbrands geworden sei. Zudem könne die von der Forschung vertretene These bezüglich eines radikalen Wertewandels, der sich ab dem Zeitpunkt der geschilderten Christianisierung manifestiere, nicht aufrechterhalten werden; schließlich geschehen weiterhin brutale Rachemorde und auch der Hebride Kári Sölmundarson, Njálls Schwiegersohn und einziger Überlebender des grausamen Mordbrands an Njáll und seiner Familie, strebt nicht nach einer friedlichen Kompensation. Erst nachdem er seine Verwandten durch 15 Totschläge gerächt hat, willigt er in einen Vergleich ein. Darüber hinaus wartet die Erzählung mit einer Reihe invertierter sagatypischer sozialer Normen und Erzählmuster auf, die einen Subtext erzeugen, in dem gültige Normen eher infrage gestellt als zementiert werden.²⁴

Weiteres Augenmerk richtete die Forschung auf die ungewöhnliche Erzählstruktur der *Njáls saga*: So zerfällt die Erzählung um den Titelhelden deutlich in zwei große Abschnitte; ihnen voran geht eine längere Episode um einen Verwandten Gunnarr Hámundarsons; mit letzterem verbindet den Protagonisten eine tiefe Freundschaft. Nach dem Tod Njálls in den Flammen verzweigt sich die Handlung weiter in Episoden um den Rächer Kári Sölmundarson, der nach seinem Rachefeldzug im Ausland schließlich wieder nach Island zurückkehrt und sich dort mit Flosi Þórðarson, dem Initiator des Mordbrands, aussöhnt. Diese episodenhafte, auch als lose kompiliert bezeichnete Struktur der Saga sowie die Diskussion um ihre inhaltliche Einheit hat die Forschung lange Zeit vor Rätsel gestellt. So hat man u. a. angenommen, dass die *Njáls saga* eine Kompilation aus mindestens zwei Sagas sei.

In der deutschsprachigen Forschung ist die *Njáls saga* innerhalb der letzten drei Jahrzehnte nur selten Gegenstand umfangreicher Einzelstudien gewesen: Mit der oben zitierten Monographie des Germanisten Alois Wolf „Die Saga von

²³ Vgl. Andersson (2006); Miller (2014); Sävborg (2014: 251–257); Tirosh (2014: 208–226).

²⁴ Vgl. Andersson (2006: 183–203); Sauckel (2016: 94–115); Sauckel (2018: 223–237).

der *Njálsbrenna* und die Frage nach dem Epos im europäischen Mittelalter“ wurde sie zuletzt im Zusammenhang mit der deutschsprachigen Epik betrachtet; Ziel von Wolfs Analyse war u. a. das Bewusstsein der deutschsprachigen Germanistik für die altnordische Sagaliteratur zu wecken.

2.3 Zukunft und Zukunftsangst in der *Brennu-Njáls saga*

Die *Njáls saga* stellt in Bezug auf diverse Forschungsthemen der Sagaforschung eine Ausnahme dar – so auch im Hinblick auf das den Sagas inhärente Schicksal: Aufgrund der Hinwendung zum Christentum durch die Protagonisten wird das Schicksal besonders im letzten Drittel der Handlung nicht mehr als alleiniger Weg gezeichnet; an dessen Stelle tritt allmählich die Providenz.²⁵ Ich möchte mich im Folgenden jedoch nicht auf die übergeordnete Frage der Präsenz von Schicksal und Providenz konzentrieren, da dies bereits an anderer Stelle erfolgt ist.²⁶ Vielmehr soll schlaglichtartig auf der Figurenebene untersucht werden, inwiefern der Protagonist Njáll Þorgeirsson, der in der Vergangenheit als aufopferungsvoller Märtyrer interpretiert wurde, von seiner Sehergabe Gebrauch macht, um sich und seinen Angehörigen Vorteile zu schaffen, inwiefern er dadurch Zukunftsängste schürt und um welche Art von Ängsten es sich dabei handelt.

Bereits vor Einführung des Protagonisten in die Sagahandlung, wird von negativen Vorahnungen der Figuren und damit verbundenen Ängsten berichtet: In Kapitel 3 bricht Hrútr Herjólfsson mit seinem Onkel Qzurr nach Norwegen auf, um das Erbe seines getöteten Bruders Eyvindr für sich zu beanspruchen. In Vik angekommen überbringt ihnen ein Diener der Königinmutter Gunnhildr eine private Botschaft; seine Herrin bietet den beiden Isländern Unterkunft für den Winter und ihre Freundschaft an. Nach einem Gespräch unter vier Augen, dessen Inhalt dem Sagarezipienten verborgen bleibt, wendet sich Qzurr an Hrútr:

‘Svá lízk mér, frændi, sem nú muni vit hafa gort ráð okkat, því at ek kann skapi Gunnhildar: jafnskjött sem vit viljum eigi fara til hennar, mun hon reka okkr ór landi, en taka fé okkat allt með ráni; en ef vit fõrum til hennar, þá mun hon gera okkr slíka soemð sem hon hefir heitit.’

²⁵ Vgl. Gropper (2017: 201).

²⁶ Vgl. Winterbourne (2004: 98–100; 136); Bek-Pedersen (2009: 29); Hamer (2014); Lönnroth (1976: 123–136).

[‘Es sieht mir so aus, Verwandter, als ob wir nun unseren Beschluss bereits gefasst hätten, denn ich kenne Gunnhildrs Art: Sobald wir nicht zu ihr gehen wollen, wird sie uns aus dem Land jagen, und all unser Vermögen mit Gewalt an sich nehmen; aber wenn wir uns zu ihr begeben, wird sie uns solche Ehre erweisen, wie sie sie uns versprochen hat.‘]²⁷

Hrútr und Qzurr bleibt zu diesem Zeitpunkt nichts anderes übrig als nach dem Willen der Königin zu handeln und in ihren Gemächern den Winter zu verbringen. Es handelt sich in diesem Beispiel um die Angst vor konkretem Status- und Ehrverlust. Diese Angst wiegt so schwer, dass sich Hrútr im weiteren Handlungsverlauf der Königinmutter als Liebhaber zur Verfügung stellt. Auf diese Weise gelingt es ihm auch, das mittlerweile von Seeräubern gestohlene Vermögen seines Bruders zurückzuholen, da Gunnhildr ihn militärisch unterstützt.

Der Titelheld der Saga, der erst in Kapitel 21 der *Íslenzk Fornrit*-Edition in die Handlung eingeführt wird, wird als zukunftskundig charakterisiert:

Njáll bjó at Bergþórshváli [...]; annat bú átti hann í Þórólfsfelli. Hann var vel auðigr at fé ok vænn at álitu, en sá hlutr var á ráði hans at honum óx eigi skegg. Hann var lögmaðr svá mikill, at engi fannsk hans jafningi, vitr var hann ok forspár, heilráðr ok góðgjarn, ok varð allt at ráði, þat er hann réð mǫnnum, högværr ok drenglýndr, langsynn ok langminnigr; hann leysti hvers manns vandræði, er á hans fund kom.

[Njáll wohnte auf Bergþórshváll [...]; einen anderen Hof hatte er in Þórólfsfell. Er war vermögend und von schönem Äußeren, aber dieses Merkmal hatte er an sich, dass ihm kein Bart wuchs. Er war ein so hervorragender Gesetzeskenner, dass ihm keiner gleichkam, weise war er und zukunftskundig, er erteilte gute Ratschläge und war friedliebend, und alles, was er den Leuten riet, bewährte sich; er war umgänglich und edelmütig, sah weit voraus und konnte sich lange zurückerinnern. Er löste die Probleme eines jeden, der zu ihm kam.]²⁸

Aufgrund dieser eingehenden Charakterisierung der Figur muss es bemerkenswert erscheinen, dass Njáll in den Arbeiten, die sich Weissagern und Sehern in der altnordischen Literatur gewidmet haben, wie etwa Simone Horsts 2010 erschienene Monografie „Merlin und die *völva*. Weissagungen im Altnordischen“²⁹, die ein Kapitel über „zukunftskundige Figuren“ enthält, nicht erwähnt wird. Auch Jón Hnefill Aðalsteinssons Artikel zu Wahr- und Weissagen im Reallexikon der Germanischen Altertumskunde zählt diverse Sagafiguren auf, spart Njáll jedoch aus.³⁰

27 *Brennu-Njáls saga*, c. 3, 12–13.

28 *Brennu-Njáls saga*, c. 20, 57.

29 Vgl. Horst (2010).

30 Vgl. Jón Hnefill Aðalsteinsson (2006: 81–85).

2.3.1 Njáls „guter“ Rat

Njáll erteilt anderen Figuren, wie etwa Familienmitgliedern und Freunden, juristische Ratschläge, die er nicht selten mit einer Zukunftsprognose in Bezug auf einen möglichen Erfolg oder Misserfolg ihres Anliegens versieht. Neben seinen Söhnen ist der häufigste Empfänger dieser Beratungen Njáls treuer Freund Gunnarr Hámundarson, der als vermögender Landbesitzer und stattlicher Krieger in die Handlung eingeführt wird.³¹ Im Zuge einer schwerwiegenden Fehde mit seinem Erzfeind Mǫrðr Valgarðsson ersucht Gunnarr Njáll in Kapitel 55 nicht nur um Rat, sondern bittet ihn ganz konkret um einen Blick in die Zukunft:

„Hversu mun nú ganga síðan?“ segir Gunnarr. „Villt þú, at ek segja þér þat,“ segir Njáll, „er eigi er fram komit? Þú munt ríða til þings, ok muntú njóta við ráða minna ok fá af þessu ina mestu sœmð. Mun þetta upphaf vígaferla þinna.“ „Ráð þú mér heilræði nokkur,“ segir Gunnarr. „Ek skal þat gera,“ segir Njáll; „veg þú aldri meir í inn sama knérunn en um sinn ok rjúf aldri sætt þá, er góðir menn gera meðal þín ok annarra, ok þó sízt á því máli.“

[„Wie wird es nun weitergehen?“ sagt Gunnarr. „Willst du, dass ich dir sage,“ sagt Njáll, „was noch nicht geschehen ist? Du wirst zum Thing reiten und von meinem Rat profitieren und davon die größte Ehre davontragen. Das wird für dich der Anfang einer Reihe von Totschlägen sein.“ „Gib mir nun einen guten Rat,“ sagt Gunnarr. „Das werde ich tun,“ sagt Njáll; „begehe niemals einen zweiten Totschlag in derselben Geschlechtslinie und brich niemals einen Vergleich, den gute Männer zwischen dir und anderen gestiftet haben, am allerwenigsten in dieser Sache.“]³²

Anhand der Tatsache, dass Gunnarr seinen Freund Njáll zuerst um einen Blick in die Zukunft bittet, und nicht um eine konkrete Handlungsanweisung oder einen taktischen Kniff, lässt sich erkennen, dass der tatkräftige Sagaheld nicht nur ratlos ist, sondern Angst vor bevorstehenden Konsequenzen hat. Njáls Zukunftsschau verstärkt diese Angst, da sie in Bezug auf eventuelle Totschläge in derselben Familie und dem Brechen eines Vergleichs eine eindringliche Warnung bereithält. Sie wird im weiteren Gesprächsverlauf sogar noch verschärft: Denn sollte sich beides – ein wiederholter Totschlag in derselben Familie sowie der Bruch eines bereits geschlossenen Vergleichs – gleichzeitig ereignen, „þá munt þú skammt eiga ólifat, en ella munt þú verða gamall maðr.“ [„Dann wirst du nur noch kurze Zeit zu leben haben, aber andernfalls wirst du ein alter Mann werden.“]³³ Dank der Ratschläge seines Freundes wird Gunnarr in der Fehde

³¹ Vgl. *Brennu-Njáls saga*, c. 19, 52–53.

³² *Brennu-Njáls saga*, c. 55, 139.

³³ *Brennu-Njáls saga*, c. 55, 139.

zunächst die Oberhand behalten und – wie Njáll es bereits vorhergesehen hat – die „größte Ehre davontragen“.

Bemerkenswert an der Beratschlagung der beiden Männer ist aber auch, dass sich Gunnarr umgekehrt für Njálls Zukunft interessiert und ihn dazu befragt:

Gunnarr mælti: ‚Veizt þú, hvat þér mun verða at bana?‘ ‚Veit ek,‘ segir Njáll. ‚Hvat?‘ segir Gunnarr. ‚Þat, sem allir munu sízt ætla,‘ segir Njáll. Síðan reið Gunnarr heim. [Gunnarr sprach: ‚Weißt du, was dir den Tod bringen wird?‘ ‚Das weiß ich,‘ sagt Njáll. ‚Was?‘ sagt Gunnarr. ‚Das, was alle am wenigsten erwarten,‘ sagt Njáll. Dann ritt Gunnarr nach Hause.]³⁴

Auf Gunnarrs Angst vor der nahen, bedrohlich wirkenden, aber dennoch ungewissen Zukunft, folgt Njálls Gewissheit in Bezug auf seinen eigenen Tod. Die ausführlich gestaltete Beratungsszene dient an dieser Stelle der Handlung jedoch nicht nur dazu, das Innenleben der Figuren zum Ausdruck zu bringen; sie stellt vielmehr ein spannungssteigerndes Element dar, das durch die Ausgestaltung mit direkter Rede dem Rezipienten im Gedächtnis bleibt.³⁵

Als es im Zuge von Gunnarrs Fehde zum zweiten Mal zu einer bewaffneten Auseinandersetzung mit Toten kommt, unterstützt Njáll seinen Freund abermals mit juristischer Versiertheit: Um eine Anklage auf dem Thing gegen Gunnarr abzuwenden, beziehungsweise, um einen Vergleich der beiden Parteien erzwingen zu können, tritt Njáll zwei eigene Rechtsangelegenheiten an ihn ab. Zudem rät er Gunnarr so schnell wie möglich die von ihm im Kampf getöteten Männer an der Kampfstätte auszugraben, sich Zeugen zu ernennen und die Toten für friedlos zu erklären, da sie ihn mit der Absicht, ihn zu ermorden, angegriffen hätten. Außerdem rät er seinem Freund, einen weiteren Verbündeten aufzusuchen, der ihm eine Totschlagsklage abtreten könne. Letzterer habe die Klage wegen Erschlagung seines Bruders zu führen. Als die Gegner schließlich ihre Klage gegen Gunnarr vorbereiten, solle Gunnarr einen der erschlagenen Widersacher des Mordes an seinem Bruder Hjørtr anklagen.³⁶ Njálls Übertragung von Klagen an seinen Freund und die genaue Instruktion bei der Ernennung von Zeugen sind nicht die einzigen Mittel, mit denen er Gunnarr unter die Arme greift.

Während der Verhandlung stellt sich Njáll schützend vor seinen Freund und steht der Gegenpartei Rede und Antwort: So erkundigt sich Mörðr Val-

³⁴ *Brennu-Njáls saga*, c. 55, 139.

³⁵ Vgl. Lönnroth (1989: 83).

³⁶ Vgl. *Brennu-Njáls saga*, c. 64–65, 160–163.

garðsson nach Gunnarrs Rechtsfähigkeit, die ihm der weise Ratgeber kurzerhand erläutert. Dieser sei durchaus rechtsfähig, da Njáll persönlich ihn auf einer Thingversammlung im vorangegangenen Herbst für rechtsfähig erklärt habe.³⁷ Ebenso entkräftet er das Argument Mǫrðr, der Tote Gegner könne gar nicht für die Erschlagung von Gunnarrs Bruder Hjotrtr angeklagt werden, und zwar schlicht und ergreifend, weil Gunnarr ihn unter Zeugen zum Totschläger erklärt habe.³⁸ Schließlich wundert sich der Initiator des Angriffs, weshalb Gunnarr die Angreifer für friedlos gefallen erklärt habe. Njáll entgegnet, sie seien mit der Absicht, Körperverletzung und Totschlag zu begehen, aufgebrochen. Auch wenn Gunnarr nicht verletzt worden sei, so habe einer seiner Brüder den Angriff mit seinem Leben bezahlen müssen, der andere mit einer schweren Verletzung. Dem auf diese Weise Belehrten bleibt nichts weiter übrig als festzustellen: *„Lög hafð þér at mæla,“ segir Mǫrðr, „þó at hart sé undir at búa.“* [‘Das Gesetz habt ihr auf eurer Seite,‘ sagt Mǫrðr, ‘doch es ist hart, sich dem beugen zu müssen.‘]³⁹

Die Aussage des Antagonisten Mǫrðr Valgarðsson ist eine der wenigen innerhalb der Saga, die die Gefühlslage von Njálls und Gunnarrs Gegnern zum Ausdruck bringen: Die Feststellung, dass es schwierig sei, sich Njálls Versiertheit beugen zu müssen, bedeutet nämlich auch, sich der rechtlichen und politischen Vormachtstellung von Njáll und seinem Freund Gunnarr unterordnen, beziehungsweise unterwerfen zu müssen. Folglich verwundert es nicht, dass die bereits zum wiederholten Mal gescheiterten und in ihrer Ehre erniedrigten Feinde Gunnarrs nach weiteren Vergeltungsschlägen trachten, wozu sie die recte *Angst* vor weiterem Ehrverlust und finanziellen Einbußen anstacheln wird. Im weiteren Handlungsverlauf gelingt es dem Antagonisten, Gunnarr mittels ehrenrühriger Provokation in eine Falle zu locken, die sein von Njáll vorhergesehenes negatives Schicksal besiegeln wird. Gunnarr wird schließlich auf seinem eigenen Hof im Kampf erschlagen. Njáll unterstützt daraufhin Gunnarrs Sohn Hǫgni bei der Vatrache, indem er mit seinem Sohn Skarpheðinn, ein gefürchteter und äußerst schlagkräftiger Krieger, einen – wohlgemerkt nächtlichen – Vergeltungsangriff plant. Nachdem es den beiden jungen Männern bereits gelungen ist, mehrere der Mörder niederzustrecken, machen sie sich auf den Weg zum Hof des eigentlichen Initiators an dem Angriff auf Gunnarr:

³⁷ Vgl. *Brennu-Njáls saga*, c. 66, 165.

³⁸ *Brennu-Njáls saga*, c. 66, 165: *„Rett var þat,“ segir Njáll, „þar sem hann kaus hann til vegenda með vátum.“* [‘Das war rechtens,‘ sagt Njáll, ‘da er ihn vor Zeugen zum Totschläger ernannt hat.‘]

³⁹ *Brennu-Njáls saga*, c. 66, 165.

Þaðan fara þeir [Skarpheðinn ok Hǫgni] til Hofa, ok var Mǫrðr úti á velli ok það sér gríða ok bauð alsætti. [Dann ziehen sie [Skarpheðinn ok Hǫgni] nach Hof, und Mǫrðr war [bereits] draußen auf der Hauswiese und bat um Pardon und bot vollen Vergleich an.]⁴⁰

In dieser Szene tritt die Angst vor dem eigenen Tod in Mǫrðrs Verhalten deutlich hervor: Im Gegensatz zu seinen Verbündeten, die sich zum Zeitpunkt des Rachezugs noch weitgehend nichtsahnend in ihren Häusern aufhalten, erwartet der Antagonist einen Angriff. Weil er der Kampfkraft Skarpheðinns nichts entgegenzusetzen hat, läuft er den Angreifern unbewaffnet und ohne Schutz auf freier Fläche entgegen und signalisiert noch bevor er schließlich um Schonung bittet, seine Bereitschaft zur Unterwerfung und bekräftigt sie mit einem Vergleichsangebot. Diese Schilderung der Angst vor einem gewaltsamen Tod ist für eine Figur wie Mǫrðr Valgarðsson durchaus ungewöhnlich: der Sohn eines Goden, also eines Bezirkshäuptlings, lässt sich in den Isländersagas für gewöhnlich nicht zu einer solchen Unterwerfungsgeste hinreißen. Um Gnade und Schonung zu flehen ist eher typisch für Sklaven oder andere (Neben-)figuren von niedrigem sozialen Status. Die Szene um Mǫrðrs Angst dient allerdings nicht dazu, die körperliche Unterlegenheit des Antagonisten gegenüber Skarpheðinn zum Ausdruck zu bringen: Der Sohn Njálls handelt auf diesem Rachezug als Exekutive seines Vaters. Vielmehr ist es Njáll, dem Mǫrðr unterlegen ist, wie in den nachfolgenden Episoden deutlich wird, die von den Vergleichsverhandlungen berichten: Die Verhandlungen auf dem Thing enden damit, dass Mǫrðr die komplette Vergleichssumme allein (!) entrichten muss.

2.3.2 Njálls Zukunftsangst

Doch auch der Seher Njáll selbst ist nicht vor ausgeklügelten Plänen seiner Gegner gefeit – wie Kapitel 110 eindrucksvoll beweist: Es handelt sich um jene Szene, in der der bereits zuvor erwähnte Antagonist und Intrigant Mǫrðr Valgarðsson die Njállsöhne zum Mord an ihrem von Njáll über alles geliebten Ziehbruder, Hǫskuldr Práinsson, aufhetzt. Inhaltliche Details der Unterhaltung von Mǫrðr und den Njállsöhnen werden allerdings nicht geschildert:

Bergþóra spurði Njál: ‚Hvat tala þeir úti?‘ ‚Ekki em ek í ráðagerð með þeim,‘ segir Njáll; ‚sjáldan var ek þá frá kvaddr, er in góðu váru ráðin.‘

⁴⁰ Brennu-Njál's saga, c. 79, 195.

[Bergþóra fragte Njáll: 'Was reden die da draußen?' 'Ich bin an ihrer Beratung nicht beteiligt,' sagt Njáll; 'selten war ich ausgeschlossen, wenn die Ratschläge guter Natur waren'.]⁴¹

Diese Unterhaltung zwischen Mǫrðr und den Njállsöhnen auf Bergþórshváll ist übrigens das einzige Mal in der Saga, dass sich Njáll zwar in unmittelbarer Nähe einer (geheimen) Beratschlagung seiner Söhne befindet, aber nicht Teil von ihr ist. In der Feststellung des Protagonisten, dass er selten abwesend gewesen sei, wenn seine Söhne „gute Ratschläge“ ersonnen hätten, verbirgt sich eine negative Vorahnung gemischt mit Zukunftsangst um die sich anschließend ereignenden Begebenheiten.

Nach der Tötung des Ziehsohns durch seine leiblichen Söhne ist Njáll von Trauer, aber auch von seiner Angst vor den Konsequenzen tief bewegt:

„Hörmulig tíðendi,“ segir Njáll, „ok er slíkt illt at vita, því at þat er sannligt at segja, at svá fellr mér nær um trega, at mér þóetti betra at hafa látit tvá sonu mína ok væri Hǫskuldr á lifi.“ „Þat er nú nokkur várkunn,“ segir Skarpheðinn; „þú ert maðr gamall, ok er ván, at þér falli nær.“ „Eigi er þat síðr,“ segir Njáll, „en elli, at ek veit gǫrr en þér, hvat eptir mun koma.“ „Hvat mun eptir koma?“ segir Skarpheðinn. „Dauði minn,“ segir Njáll, „ok konu minnar ok allra sona minna.“

[‘Das sind beklagenswerte Neuigkeiten,’ sagt Njáll, ‘und so etwas ist schlimm zu erfahren, weil es wahr ist, dass es mir so nahe geht, dass ich es lieber gehabt hätte, wenn ich zwei meiner Söhne verloren hätte und Hǫskuldr noch am Leben wäre.’ ‘Das ist nun begreiflich,’ sagt Skarpheðinn; ‘du bist ein alter Mann und es ist zu erwarten, dass es dir nahegeht.’ ‘Die Ursache meines Kummers ist nicht nur mein Alter,’ sagt Njáll, ‘sondern ebenso sehr, dass ich besser weiß als du, was darauf folgen wird.’ ‘Was wird darauf folgen?’ sagt Skarpheðinn. ‘Mein Tod,’ sagt Njáll, ‘und der meiner Frau und aller meiner Söhne.’]⁴²

Wie diese Szene eindrücklich zum Ausdruck bringt, nimmt die Angst des Protagonisten vor seinem eigenen Tod mit Fortschreiten der Handlung zu: In dieser Auseinandersetzung mit seinem ältesten Sohn Skarpheðinn steht die Angst vor dem eigenen Ende an dritter und somit wichtigster Stelle: Zunächst äußert Njáll, dass der Mord an seinem Ziehsohn ihm nahegehe, dann erfährt seine Trauer eine Steigerung, indem der verzweifelt anmerkt, dass er für Hǫskuldrs Leben zwei seiner leiblichen Söhne geopfert hätte; schließlich erfolgt die Vorahnung und Prophezeiung, dass dieses Ereignis die Auslöschung seiner Familie zur Folge haben wird.

Njáll widerspricht in dieser Szene zum ersten Mal vehement seinem ältesten Sohn Skarpheðinn: Bis zu diesem Punkt herrscht meist Übereinstimmung in-

⁴¹ *Brennu-Njáls saga*, c. 110, 280.

⁴² *Brennu-Njáls saga*, c. 111, 282.

nerhalb einer Konversation. Mit der Ermordung seines Ziehsohnes Hǫskuldr zerreißt das Band zwischen Vater und Sohn, was durch den heftigen Widerspruch und der Prophezeiung zum Ausdruck gebracht wird.

Im weiteren Verlauf der Handlung spitzt sich die angespannte Lage zwischen den mittlerweile diversen Konfliktparteien aufgrund der Ermordung Hǫskuldrs weiter zu, bis der entscheidende Vergleich zwischen Njálls Familie und den Angehörigen des Ermordeten scheitert. An eine friedliche Einigung ist nicht mehr zu denken und Njálls Vorahnungen bezüglich seines Todes nehmen deutlich Gestalt an: Während Njálls Ehefrau in Kapitel 127 für ihre Hausleute Essen auftragen lässt und sie in dunkler Vorahnung bittet, sich ihre Liebesspeise auszusuchen, hat ihr Mann eine Erscheinung:

„Undarliga sýnisk mér nú. Ek þykkjumsk sjá um alla stofuna, ok þykki mér sem undan sé gaflveggirnir báðir, en blóðugt allt borðit ok matrinn.“

[‘Ich habe eine merkwürdige Erscheinung: Es kommt mir so vor, als sähe ich die ganze Stube, aber mir scheint, als seien die beiden Giebelwände verschwunden, und der ganze Tisch und das Essen voller Blut.’]⁴³

Weiter wird erzählt, dass alle Anwesenden Njálls Erscheinung große Bedeutung beimessen. Schließlich erfolgt der bekannte Angriff auf Njálls Hof Bergþórshváll, in dessen Verlauf der Mordbrand verübt wird, der so gut wie sämtliche Bewohner auslöscht: Als die Angreifer heranziehen, bittet Njáll seine Männer um eine Einschätzung der Gegner. Skarpheðinn bezeichnet sie zwar als starke Mannschaft, die jedoch nicht unüberwindbar sei, solange sich die Verteidiger stets vor dem Haus aufhielten.⁴⁴ Kurioserweise widerspricht Njáll seinem ältesten Sohn, einem erfahrenen Krieger, abermals vehement und befiehlt allen, ins Haus zu gehen. Schließlich hätten es die Angreifer auch schwer gegen Gunnarr gehabt, als er sich in seinem Haus verteidigt habe. Skarpheðinn kann die Strategie seines Vaters nicht gutheißen:

„Þetta er ekki þann veg at skilja,“ [...] „Gunnar sóttu heim þeir hǫfðingjar, er svá váru vel at sér, at heldr vildu frá hverfa en brenna hann inni. En þessir munu sækja oss með eldi, ef þeir megu eigi annan veg, því at þeir munu allt til, at yfir taki við oss. Munu þeir þat ætla, sem eigi er ólíkligt, at þat muni þeira bani, ef oss dregr undan. Em ek ok ófúss þess at láta svæla mik inni sem melrakka í greni.“

[‘Das ist nicht auf diese Weise zu verstehen,’ [...] ‘Gunnarr wurde von denjenigen Häuptlingen aufgesucht, die so rechtschaffen waren, dass sie eher abziehen wollten, als ihn drinnen zu verbrennen. Aber die hier werden uns mit Feuer angreifen, wenn sie keine an-

⁴³ *Brennu-Njáls saga*, c. 127, 324.

⁴⁴ *Brennu-Njáls saga*, c. 128, 326.

dere Lösung finden, weil sie alles daran setzen würden, um mit uns fertigzuwerden. Sie werden [das] denken, was nicht unwahrscheinlich ist, dass es ihr Tod wäre, wenn wir entkommen. Ich bin auch nicht begierig darauf, mich drinnen ausräuchern zu lassen wie ein Fuchs im Bau.⁴⁵

Bemerkenswert an Skarphéðinns Antwort ist die Ausführlichkeit, mit der er der Erklärung seines Vater und dem Befehl, sich ins Haus zurückzuziehen, entgegentritt. Aus vermeintlichem Trotz und Unwillen, als Krieger im Kampf eine Niederlage zu erleiden, lässt sich die Angst vor dem Tod herauslesen. Sehr treffend verwendet er an dieser Stelle die Metapher des Fuchses im Bau für seinen Vater.⁴⁶

2.4 Angst und Zukunft in der *Brennu-Njáls saga*

Was Annette Gerok-Reiter für die Angstdarstellungen in der mittelhochdeutschen Epik formuliert hat, gilt im Kern auch für die Schilderungen von Angstzuständen, einschließlich der Zukunftsangst, in den Isländersagas; Ausnahmen finden sich v.a. in den Sagas um geächtete Protagonisten, wie der eingangs erwähnten *Gísla saga* und der *Grettis saga*. Trotz ihrer Ängste sterben diese Figuren einen heldenhaften Tod und bleiben dem Rezipienten als Helden in Erinnerung. Mein Beitrag ist ein erster Versuch, die Phänomene „Angst“ und „Zukunft“ in der *Brennu-Njáls saga* zu untersuchen – losgelöst von der bereits bestehenden Forschung zum Terminus „Schicksal“ – und eine erste Bestandsaufnahme vorzulegen.

Die Figuren dieser Saga entsprechen an der Oberfläche den in den Isländersagas präsentierten sozialen Normen; insbesondere die Aufrechterhaltung der (männlichen) Ehre spielt in der Saga eine übergeordnete Rolle, wie im Zusammenhang mit der Analyse des Phänomens Angst zum Ausdruck kommt. Auch scheint eine Verbindung zu bestehen zwischen der Intensität der Angst und der Länge einzelner Aussagen der Protagonisten: So erkundigt sich Gunnarr zunächst nach dem weiteren Verlauf der Ereignisse, bittet um Rat und fragt sein Gegenüber nach dem Tod. In Gunnarrs ausführlicher, gesteigerter Anfrage liegt die Angst vor dem eigenen Tod, aber auch vor konkretem Ehrverlust. Große Angst vor dem Verlust von Ehre und Ansehen hat auch der Antagonist Mörðr

⁴⁵ *Brennu-Njáls saga*, c. 128, 326.

⁴⁶ Wie kaum ein anderer Protagonist der Isländersagas wendet Njáll sein Wissen um die Zukunft, sein juristisches Können und durchaus fragwürdige Listen an, um seine Ziele zu erreichen.

Valgarðsson. Zwar sind in den entsprechenden Szenen seine Aussagen und Gesten nicht so ausführlich wie die von Gunnarr, doch sind sie prägnanter gestaltet – wie etwa die Feststellung, dass es hart sei, dass das Gesetz auf Seiten der Gegner sei, oder auch die ritualisierte Unterwerfungsgeste, während des Angriffs durch Skarpheðinn und Hogni. Diese Ängste werden durch das Taktieren Njalls und seine dadurch erreichten Erfolge geschürt, was schließlich dazu führt, dass sein Freund Gunnarr getötet wird. Njalls eigene Angst vor der Zukunft wird markiert durch die Frage nach dem Vorhaben seiner Söhne, die sich in Kapitel 79 ohne ihren Vater beraten. Seine konkrete Furcht vor dem Tod kommt schließlich in Kapitel 111, als sein Sohn ihm die Ermordung Høskuldrs mitteilt, verstärkt zum Ausdruck und erfährt eine weitere Steigerung in der Vision seines in Blut getränkten Hauses. Schließlich äußert sich Skarpheðinn zur Verteidigungstaktik seines Vaters und widerspricht ihr nachdrücklich: Die ausführliche Erläuterung zur Kriegstaktik sowie seine Verwendung der Metapher vom Fuchs im Bau veranschaulichen seine Angst vor einem drohenden Feuertod, die durch seinen Willen zum Kampf relativiert wird.

Wie die ausgewählten Beispiele gezeigt haben, sind die Zukunftsängste der Figuren in der *Njáls saga* konkreter Natur – Kontingenzangst lässt sich dagegen nicht belegen. Diese Ängste äußern sich je nach Figurentypus unterschiedlich: Die tapferen Protagonisten bringen meist in ausführlicher direkter Rede sowie in Form von Fragen nach der Zukunft oder (taktischen) Vorahnungen ihre Angst zum Ausdruck. Beispiele hierfür wären etwa die Beratschlagung von Gunnarr und Njáll im Zuge von Gunnarrs Fehde sowie das Gespräch zwischen Njáll und seinem Sohn Skarpheðinn nach der Ermordung Høskuldrs.

Um die Angst des Antagonisten Mørðr Valgarðsson zu verdeutlichen, werden dagegen unterschiedliche Gestaltungsmittel verwendet: Hier sind es entweder kürzere, prägnante Aussagen, die Resignation oder Verzweiflung erkennen lassen oder die eindeutige Unterwerfungsgeste, die anzeigen sollen, dass der Antagonist nicht die geforderten Normen der altisländischen Sagagesellschaft erfüllt. Es gilt nun, diese anfängliche Bestandsaufnahme zum Thema „Zukunftsangst“ in weiteren Schritten zu vertiefen und die narrativen Systematiken dieses „Epos der Isländer“ stärker herauszuarbeiten.

Literatur

- Jón Hnefill Aðalsteinsson (2006): Wahrsagen und Weissagen. In: Heinrich Beck et al. (Hrsg.), *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*² 33, 81–85. Berlin/New York: De Gruyter.
- Andersson, Theodore M. (2006): *The Growth of the Medieval Icelandic Sagas (1180-1280)*. Ithaca, London: Cornell University Press.

- Embla Ýr Bárudóttir & Ingólfur Örn Björgvinsson (2003–2007): *Sögur úr Njálu*. Reykjavík: Mál og menning.
- Bek-Pedersen, Karen (2009): Fate and Weaving: Justification of a Metaphor. *Viking and Medieval Scandinavia* 5, 23–39.
- Breytileiki Njáls sögu. Variance of Njáls saga: <https://www.arnastofnun.is/is/breytileiki-njals-sogu> (10.07.2019).
- Dinzelbacher, Peter (1996): *Angst im Mittelalter. Teufels-, Todes-, und Gotteseferfahrung: Mentalitätsgeschichte und Ikonographie*. Paderborn u. a.: Ferdinand Schöningh.
- Filatkina, Natalia (2016): Darumb kam eine seer grosse furcht vnd schrecken in das Volck. angst vs. vorhte – Martin Luther als Wendepunkt? In: Nina Bartsch & Simone Schultz-Balluft (Hrsg.), *PerspektivWechsel oder Wiederentdeckung der Philologie. Band 2: Grenzgänge und Grenzüberschreitungen. Zusammenspiele von Sprache und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit. Festschrift für Klaus-Peter Wegera*, 67–89. Berlin: Erich Schmidt.
- Gerok-Reiter, Annette (2007): Die Angst des Helden und die Angst des Hörers. Stationen einer Umbewertung in mittelhochdeutscher Epik. *Das Mittelalter: Perspektiven mediävistischer Forschung* 12, 127–143.
- Gerok-Reiter, Annette & Sabine Obermair (2007b): Angst und Schrecken als kulturelle Matrix. Einleitung. *Das Mittelalter: Perspektiven mediävistischer Forschung* 12, 3–6.
- Gerok-Reiter, Annette (2010a): angst/vorhte – literarisch. Möglichkeiten und Grenzen der Emotionsforschung zwischen Text und Kontext. In: Daniela Hammer-Tugendhat & Christina Lutter (Hrsg.), *Emotionen. Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, herausgegeben von Thomas Hauschild und Lutz Musner, 15–22.
- Gerok-Reiter, Annette (2010b): Angst – Macht – Ohnmacht. Emotionscrossing in Hartmanns *Erec*? In: Ingrid Kasten (Hrsg.), *Machtvolle Gefühle* (Trends in Medieval Philology 24), 218–245. Berlin, New York: De Gruyter.
- Davíð Kjartan Gestsson (2016): *Njála er „einstakur viðburður“*. <https://www.ruv.is/frett/njalar-einstakur-vidburdur> (10.07.2019).
- Gísla saga Súrssonar*. In: Björn K. Þórolfsson & Guðni Jónsson (Hrsg.) (1943): *Vestfirðinga sögur* (Íslenzk Fornrit VI), 1–118. Reykjavík: Hið íslenzka fornritafélag.
- Grettis saga Ásmundarsonar*. In: Guðni Jónsson (Hrsg.) (1936): *Grettis saga Ásmundarsonar. Bandamanna saga. Odds þátr Ófeigssonar* (Íslenzk Fornrit VII), 1–290. Reykjavík: Hið íslenzka fornritafélag.
- Gropper, Stefanie (2017): Fate. In: Ármann Jakobsson & Sverrir Jakobsson (Hrsg.), *The Routledge Research Companion to The Medieval Icelandic Sagas*, 198–209. New York: Routledge.
- Hallberg, Peter (1969): *Den isländska sagan*. Andra upplagan (Verdandis skriftserie 6). Stockholm: Svenska bokförlaget.
- Hamer, Andrew (2014): *Njáls saga and its Christian Background: A Study of Narrative Method* (Mediaevalia Groningana New Series 20), Leuven u. a.: Peeters.
- Jón Karl Helgason (2005): Continuity? The Icelandic Sagas in Post-Medieval Times. In: Rory McTurk (Hrsg.), *A Companion to Old Norse-Icelandic Literature and Culture*, 64–81. Malden/MA u. a.: Blackwell.
- Horst, Simone (2010): *Merlin und die völva. Weissagungen im Altnordischen* (Münchener Nordistische Studien 5). München: Herbert Utz.
- Hermann Jónasson (1912): *Draumar. Erindi flutt í Reykjavík í Febrúar 1912*. Reykjavík: Ísafold-prentsmiðja.

- Knaeble, Susanne & Silvan Wagner (2017): Vorwort und Einleitung. In: Nadine Hufnagel, Susanne Knaeble, Silvan Wagner & Viola Wittmann (Hrsg.), *Krise und Zukunft in Mittelalter und (Früher) Neuzeit. Studien zu einem transkulturellen Phänomen*, 7–16. Stuttgart: S. Hirzel.
- Králová, Kristýna (2017): What did the Future hold for them? Different Types of Foreshadowing in Various Saga Genres. *European Journal of Scandinavian Studies* 47 (1), 24–50.
- Halldór Kiljan Laxness (1945): Minnisgreinar um fornsögur. *Tímarit Máls og menningar*, 13–56.
- Lönroth, Lars (1976): *Njáls saga: A Critical Introduction*. Berkeley u. a.: Berkeley University Press.
- Lönroth, Lars (1989): Rhetorical Persuasion in the Sagas. In: John Tucker (Hrsg.), *Sagas of the Icelanders. A Book of Essays* (Garland Reference Library of the Humanities 758), 71–98. New York/London: Garland.
- Miller, William I. (2014): *‘Why is your axe bloody?’ A reading of Njáls saga*. Oxford: Oxford University Press.
- Nahl, Jan Alexander van (2017): Krise und Kontingenz. Zu einem literaturwissenschaftlichen Potenzial am Beispiel Islands. In: Andrea Bartl & Marta Famula (Hrsg.), *Vom Eigenwert der Literatur. Reflexionen zu Funktion und Relevanz literarischer Texte* (Konnex. Studien im Schnittbereich von Literatur, Kultur und Natur 21), 311–332. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Sif Ríkharðsdóttir (2017): *Emotion in Old Norse Literature. Translation, Voices, Contexts* (Studies in Old Norse literature 1). Woodbridge: Boydell & Brewer.
- Sauckel, Anita (2016): Brennu-Njáls saga: An Old Icelandic trickster (discourse)? In: Daniela Hahn & Andreas Schmidt (Hrsg.), *Bad Boys and Wicked Women. Antagonists and Troublemakers in Old Norse Literature* (Münchener Nordistische Studien 27), 94–115. München: Herbert Utz.
- Sauckel, Anita (2017): *Føgr er hlíðin ... („Schön ist der Hang ...“)*. Das „Njál’s saga Centre“ in Hvolsvöllur (Söguasetrið Hvolsvelli)“. *Mittelalter – Interdisziplinäre Forschung und Rezeptionsgeschichte*. <http://mittelalter.hypotheses.org/11244> (10.10.2017).
- Sauckel, Anita (2018): Brennu-Njáll als scheiternder Trickster oder: Warum ein Seidengewand keinen Vergleich bricht. In: Alessia Bauer & Alexandra Pesch (Hrsg.), *Hvanndalir. Beiträge zur europäischen Altertumskunde und mediävistischen Literaturwissenschaft* (Ergänzungsbande zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 106), 223–237. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Sävborg, Daniel (2014): Konfliktlösning og religion i Njáls saga. Slutreplik till Lars Lönroth. *Gripla* 25, 251–257.
- Simek, Rudolf (2004): Schicksalsglaube. In: Heinrich Beck et al. (Hrsg.), *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* 27, 8–10. Berlin/New York: De Gruyter.
- Einar Ól. Sveinsson (Hrsg.) (1954): *Brennu-Njáls saga* (Íslenzk Fornrit XII). Reykjavík: Hið íslenska fornritafélag.
- Tirosh, Yoav (2014): Víga-Njáll. A new approach toward Njáls saga. *Scandinavian Studies* 86 (2), 208–226.
- Torfi H. Tulinius (2015): Seeking Death in Njáls saga. In: Jeffrey Turco (Hrsg.), *New Norse Studies: Essays on the Literature and Culture of Medieval Scandinavia* (Islandica 58), 99–115. Ithaca: Cornell University Press.
- Winterbourne, Anthony (2004): *When the Norns Have Spoken: Time and Fate in Germanic Paganism*. Madison: Fairleigh Dickinson University Press.
- Wolf, Alois (2014): *Die Saga von der Njálsbrenna und die Frage nach dem Epos im europäischen Mittelalter* (Beiträge zur nordischen Philologie 53). Tübingen: Francke.

Leonie Klein

Die Darstellung und Funktion von Angst im Märchen *Schneewittchen*

Die Gebrüder Grimm und Walt Disney im Vergleich

Abstract: In diesem Aufsatz werden verschiedene Versionen des klassischen Grimm-Märchens „Schneewittchen“ miteinander verglichen, wobei das Hauptaugenmerk auf der sprachlichen Konstruktion und Darstellung der Emotion *Angst* liegt. Die beiden Grimm-Fassungen von 1812 und 1850 erreichen ihre pädagogische Wirkung vor allem dadurch, dass sie ihre Charaktere mit angsteinflößenden Situationen konfrontieren und die sich daraus ergebenden angstvollen Reaktionen ausführlich beschreiben. Um solch beängstigende Situationen zu kreieren, greifen die Grimm-Fassungen auf Motive zurück, die für das Phänomen der Angst typisch sind: Verlassen-werden, unzuverlässige Elternfiguren, Altern und Tod und die zerstörende Kraft der Natur. Die ängstlichen Reaktionen der Charaktere werden üblicherweise durch den Gebrauch von Metonymien und Metaphern im Bereich körperlicher Reaktionen – wie beispielsweise Erblassen, erhöhter Herzschlag oder die Unfähigkeit zu sprechen, zu denken und sich zu bewegen – ausgedrückt. Besonders Kövecses' Schrift *Emotion Concepts* sowie der sich teilweise darauf beziehende Artikel *Schiss und Espenlaub: Idiome der Angst* von Dobrovol'skij liefern bei der Analyse dieser Angst-Stellen interessante Erkenntnisse. Sowohl die Entwicklung der bösen Stiefmutter zu einer zunehmend furchteinflößenderen Gegnerin und einem abschreckenden Beispiel für den Leser, als auch Schneewittchens Anfälligkeit für menschliche Fehler, welche die Leser-Identifikation erleichtert, verstärken die erzieherische Wirkung des Märchens. Die Disney-Version von 2018 hingegen lässt einen pädagogischen Effekt vermissen, da sie Schneewittchen einseitig als idealisierte, engelsgleiche Figur präsentiert und somit eine wahre Identifikation mit ihr erschwert. Zudem wird die Königin von Beginn an als grundsätzlich böse Figur etabliert, wodurch ihr das Potential zu einer beängstigenden Entwicklung genommen wird. Durch das Auslassen zweier von drei Anschlägen der Stiefmutter auf Schneewittchen und durch den umfangreichen Gebrauch von Euphemismen geht ein Großteil der angstauslösenden sowie belehrenden Wirkung des Originals verloren.

This article compares different versions of the Grimm brothers' classical fairy tale "Snow White" while focusing on how the emotion *fear* is constructed and depicted linguistically. The Grimm editions from 1812 and 1850 draw much of

their educational impact from exposing the characters to frightening situations and showing their fearful reactions. In order to create such frightening situations, the tales fall back on motives typical of the phenomenon of fear: abandonment, unreliable parental figures, aging and death and the destructive forces of nature. The characters' fearful reactions are commonly expressed through the use of metonymies and metaphors related to the body, such as turning pale, experiencing an increase in heart rate or being unable to speak, think and move. The stories' pedagogical effect is reinforced by giving the evil stepmother room to develop into an increasingly terrifying opponent who serves as a warning and by allowing Snow White to make human mistakes which facilitates reader identification. The Disney version from 2018, on the other hand, lacks a sufficiently educational function for it one-sidedly presents Snow White as an idealized angel-like figure, thereby complicating true identification, while making the stepmother inherently wicked from the start. By leaving out two out of three assassination attempts on Snow White and by extensively using euphemisms, much of the original's fear-inducing as well as instructive effect is lost in the modernized version.

Die *Angst* als „Grunderfahrung menschlicher Existenz“ (Dinzelbacher 1993: 315) beschäftigt uns – ob nun bewusst oder unbewusst – tagtäglich. Zwar verändern sich die Ängste der Menschen, und auch unser Umgang mit diesen erfährt historisch gesehen einen Wandel (siehe Dinzelbacher 1993), doch das Bedürfnis und die Notwendigkeit, unsere Ängste in Worte zu fassen, bleibt über die Zeit hinweg erhalten.

Als Emotion ist die *Angst* Bestandteil unseres Erlebens und somit auch essentieller Teil unserer Interaktion mit anderen Menschen, denen wir ein spezifisches Erleben kommunikativ vermitteln möchten (vgl. Fiehler 2011: 17, 19). Wollen wir über unsere Gefühle sprechen, stehen uns dafür verschiedene sprachliche Verfahren zur Verfügung; so können wir beispielsweise auf einen bestimmten Erlebenswortschatz zurückgreifen, um unseren Ängsten in einer Konversation Ausdruck zu verleihen oder aber unsere Emotionen durch den Gebrauch spezieller sprachlicher Mittel umzuschreiben (ebd. 22f.). Für die sprachliche Konzeptualisierung der Emotion *Angst* spielen hierbei Idiome und konventionelle Metaphern eine zentrale Rolle, da es uns durch sie möglich ist, die sonst nicht beobachtbaren Phänomene des Geistes in der objektivierbaren Welt der physischen Reaktionen widerspiegelt zu sehen – wir Konzeptualisieren *Angst* als Analogie zu anderen, greifbareren Bereichen (vgl. Dobrovól'skij 1995: 318, Fiehler 2011: 25). Ganz konkret bedeutet dies, dass nicht bloß die Aussage

„Ich habe Angst“ eine akkurate sprachliche Benennung dieser Emotion darstellt, sondern dies auch viel subtiler geschehen kann, unter anderem durch den Rückgriff auf gewisse Angst-Idiome: z. B. *Mir stehen die Haare zu Berge* (vgl. Dobrovolskij 1995: 328, Unterteilung verschiedener *source domains*).

Wir verbalisieren unsere Ängste aber nicht nur in der interpersonalen Interaktion – die Grundemotion der *Angst* wird auch in schriftlichen Texten auf unterschiedliche Weise kommuniziert und sprachlich konstruiert. Es sind beispielsweise gerade die verschriftlichten Erkenntnisse antiker Dichter und Philosophen oder die Analyse althochdeutscher und mittelhochdeutscher Epik (vgl. Endres 1987, Gerok-Reiter 2007), die uns Aufschluss geben können über die Angstempfindungen und -einstellungen der Menschen früherer Epochen – und über die sprachliche Konstruktion derselben.

Auch heute rückt sowohl das verbale als auch das schriftliche Gespräch über die *Angst* zunehmend in den Fokus – laut Bähr haben Furcht und Angst wieder Konjunktur (vgl. Bähr 2013: 21), was sich in den Untersuchungen Beckers bestätigt, die *Angst* als eine Leitvokabel in der aktuellen Flüchtlingsdebatte identifiziert (vgl. Becker 2016: 1). Dies mag auch damit zusammenhängen, dass besonders eine solch starke Emotion wie *Angst* durch gewisse Diskursakteure aktiv erzeugt und verstärkt werden kann, um Diskussionen und Diskussionssteilnehmer gezielt zu beeinflussen (vgl. Becker 2016: 9). Das bedrohliche Potential der *Angst*, zur „Disziplinierung der Untertanen“ instrumentalisiert werden zu können, lässt sich geschichtsübergreifend beobachten (vgl. Dinzlbacher 1993: 338). Aber die *Angst* kann auch zu pädagogischen Zwecken ‚instrumentalisiert‘ werden, was sich besonders in der Textsorte des Märchens zeigt.

Die sprachliche Darstellung der Emotion *Angst* anhand von Märchentexten zu untersuchen, ist deshalb interessant, weil diese Textgattung heutzutage sowohl den Ruf hat, speziell auf Kinder ausgerichtet zu sein, als auch für ihr inhärentes Angstpotential bekannt ist, welches sich beispielsweise in Form von grausamen Strafen für Boshaftigkeit und Ungehorsam äußert. In diesem Zusammenhang gab und gibt es auch immer wieder Auseinandersetzungen zwischen Märchenbefürwortern, die die Konfrontation von Ängsten als pädagogisch wertvoll betrachten, und Märchengegnern, die das Angstpotential des Märchens als für Kinder abträglich, gar schädlich empfinden. Allein dieser anhaltende Konflikt spricht für eine Analyse der sprachlichen Darstellung der *Angst* im Märchen, welche auch Aufschluss geben kann über die Funktionen dieser Angstdarstellung und deren Wirkung auf die Rezipierenden. Deshalb soll im Folgenden eine Gegenüberstellung der Grimm’schen „Schneewittchen“-Ausgaben von 1812 und 1850 und einer modernisierten, an der Verfilmung orientier-

ten Märchenversion aus Disneys „Das große goldene Buch der Prinzessinnen“ von 2018 stattfinden.

1 Die Angst als Grundelement des Märchens

Vor bereits über zweihundert Jahren (1812) erschien mit der ersten Ausgabe der „Kinder- und Hausmärchen“ der Gebrüder Grimm die erste verschriftlichte Sammlung der zuvor bloß mündlich weitergetragenen Volksmärchen, welche sich schon damals zu einem der meistgelesenen Bücher innerhalb des deutschen Sprachgebiets entwickelte (vgl. Maier 1987: 66–67). Auch heutzutage scheint die Popularität des Märchens nicht abgenommen zu haben: In Buchläden findet sich stets eine speziell für Märchen eingerichtete Sektion, an deutschen Schulen ist die Lektüre von Märchen – besonders in der 5. und 6. Klasse – länderübergreifend im Lehrplan verankert und nicht zuletzt verdankt die Textgattung Märchen ihre Beliebtheit auch den modernen Disney-Verfilmungen der letzten Jahrzehnte.

Oftmals werden die Verbreitung und das Ansehen des Märchens damit in Verbindung gebracht, dass es uns ein „*Welterleben*“ präsentiert, dass es „wesentliche Elemente und Grundzustände des menschlichen Seins widerspiegelt“ und sein Zuständigkeitsbereich somit nicht auf eine besondere Epoche oder ein bestimmtes Volk reduziert ist, sondern die menschliche Existenz überhaupt betrifft (vgl. ebd. 80–81). Somit ist es nicht verwunderlich, dass auch die *Angst* als zeitloses und in allen Kulturen vorkommendes Grundgefühl des menschlichen Lebens (vgl. Götze 1984: Vorwort) nicht bloß Einzug in das Märchen gefunden hat, sondern einen Teil der „endlichen Gruppe von Elementen“ (Braun 1985: 95) bildet, die das Märchengeschehen definieren. Als solches berührt die Angst sowohl die in der Geschichte vorkommenden Figuren, als auch die Rezipierenden, der sich mit dem Helden identifiziert, mit ihm leidet und Gefahren besteht und letztendlich auch ein Stück Angst mit ihm bewältigt (vgl. Strehlow 1985: 155).

Befürworter des pädagogischen Einsatzes von Märchen betrachten diese deshalb als Angebot von Konfliktlösemustern und Bewältigungsstrategien bzw. als Modelle der Lebensbewältigung (vgl. Horn 1990: 159–160). Die Befürworter betonen ferner die Vorrangstellung des Märchens als Kinderlektüre aufgrund seiner Tendenz, die kindlichen Nöte und ihre existentiellen Ängste nicht zu verniedlichen, sondern sie in ihrer Schwere ernst zu nehmen, unmittelbar auszusprechen und für das Kind verständliche Lösungen anzubieten (vgl. Bettelheim 1977: 10, 15), die nicht bloß in der Handlung verankert sind, sondern sich

auch in Form von Projektionsmöglichkeiten der Angst anbieten, indem für sie ein Bild geschaffen wird (vgl. Kaiste 2005: 185). Es sind häufig Hexen, Drachen und andere Schreckensgestalten, die das Böse, Unerklärliche, Unberechenbare – die Angst des Kindes – versinnbildlichen (vgl. Trescher 1985: 55) und das Märchen ist dem kindlichen Geist gerade deshalb willkommen, da in ihm „das Magisch-Wunderbare einen so selbstverständlichen Platz einnimmt wie in der Psyche des Kindes“ (Maier 1987: 85). Es kann auf diese Weise zum Reifungsprozess des Kindes beitragen, indem es seine Trennungs- und Schuldängste, seine Regressionen zu überwinden hilft (vgl. Horn 1990: 163).

Auf der anderen Seite gab und gibt es auch zahlreiche Gegner des Gebrauchs von Märchen in Zusammenhang mit Kindern. Bereits die Urfassung der Grimm'schen „Kinder- und Hausmärchen“ war heftiger Kritik ausgesetzt, da Eltern und Erzieher die inhaltlichen Grausamkeiten vieler Märchen ablehnten und diese aufgrund ihres Angstpotentials als unangemessen für Kinder empfanden (vgl. Kaiste 2005: 34). Tatsächlich werden im Grimm'schen Märchen „[Augen] ausgestochen, Menschen in vier Stücke zerrissen, gefressen, verbrannt, ertränkt, verprügelt, gehängt, gestochen und gezwickt. Eine ganze Parade von Grausamkeiten wird dem Kind vorgeführt“ (Gutter 1968: 16). Die Empörung über so geartete Inhalte und die Forderung kindgerechter Textbearbeitung führte schon zu Grimms Zeiten zu einer „Reinigung“ der Texte (vgl. Kaiste 2005: 20f.). In den Augen der Befürworter sind solche Beschönigungen jedoch fatal:

Die meisten Kinder begegnen dem Märchen lediglich in verniedlichten, vereinfachten Versionen, die den Sinn entstellen und eine tiefere Wirkung unmöglich machen – in Film- und Fernsehbearbeitungen, in denen die Märchen zu bedeutungsloser Unterhaltung herabsinken. (Bettelheim 1977: 28)

Überdies werden solche „Zensuren“ als sinnlos abgetan, da grausame Vorgänge in den Märchen zwar genannt, niemals aber detailreich und blutig, sondern durchgehend „entwirklicht“ beschrieben werden und deshalb das Kind nicht nachhaltig beeindrucken (vgl. Kaiste 2005: 35). Die Frage, ob Märchen für Kinder geeignet sind oder nicht, soll hier jedoch nicht beantwortet werden – Jacob Grimm jedenfalls betrachtete seine Märchen als nicht eigentlich für Kinder erfunden und geschrieben, unterstützte aber ausdrücklich ihren lehrreichen Effekt und ihre eindrucksvolle Wirkung auf diese (vgl. ebd. 39).

Trotz und vielleicht gerade wegen seiner Beschäftigung mit dem „Urphänomen“ Angst (vgl. Dinzelbacher 1993: 337) hat sich das Märchen bis in die heutige Zeit durchgesetzt – wenn auch manchmal in veränderter Form:

Far from being comfortably fixed points of cultural reference, fairy tales are in fact shifting, evanescent, subject to almost as many reversals of emphasis and periodic recyclings as the fashion industry. (Crago 2008: 163)

Die erste Zeichentrick-Verfilmung des Märchens „Schneewittchen“ (1937) durch Disney brachte wohl einen solchen bedeutungsvollen Wahrnehmungswechsel für viele Kinder, möglicherweise für alle darauffolgenden Generationen, mit sich und leitete einen Fokus auf Heldinnen und Prinzessinnen und einen Trend in Richtung Idealisierung ein (vgl. ebd. 171). Erstaunlicherweise zählt aber auch „Schneewittchen“ zu jenen Gräuelmärchen, die von Kritikern aufgrund ihrer Grausamkeitsdarstellung wiederholt angeklagt wurden (vgl. Gutter 1968: 17). Der vorliegende Beitrag soll die Frage beantworten, wie sich die Grimm'sche „Schneewittchen“-Version bezüglich der Angstdarstellung im Vergleich zu ihrem Disney-Gegenstück verhält.

2 Die Versionen des *Schneewittchen*-Märchens im Vergleich

2.1 Familienkonstellation

Ein grundlegender Unterschied aller drei Versionen des Märchens zeigt sich bereits in der Darstellung der Ausgangssituation: Zunächst gleichen sich beide Grimm-Versionen noch dahingehend, dass die Geburt und das Aussehen Schneewittchens durch die Erfüllung des Herzenswunsches der Mutter erklärt wird, ausgelöst durch einen Nadelstich in den Finger und durch den Anblick von drei Blutstropfen im weißen Schnee. Der Nadelstich und die drei Tropfen Blut lassen sich hier möglicherweise schon als Vorausdeutung auf die Gefahren – besonders die drei Konfrontationen mit der Königin – interpretieren, die Schneewittchen im Verlauf der Geschichte zu bestehen hat. Diese Ausgangslage fehlt in der Disney-Version ganz – sie steigt stattdessen unmittelbar mit einer Beschreibung der Königin als Gegenspielerin Schneewittchens ein.

Hier weichen die drei Versionen nun in einer Art und Weise voneinander ab, die die Angstdarstellung und -interpretation im Zusammenhang mit der Königin erheblich beeinflusst¹:

¹ Aus Rölleke 1986 wird fortan die 1812er Version von *Schneewittchen* zitiert, aus Grimm 2000 die 1850er Version.

Die Königin war die schönste im ganzen Land, und gar stolz auf ihre Schönheit.² (Rölleke 1986: 245) [hier und im Folgenden meine Kursiv-Schreibung, L.K.]

Nachdem das Kind geboren war, *starb die Königin*. Ungefähr ein Jahr später nahm sich der König *eine andere Gemahlin*. Es war eine schöne Frau, aber sie war stolz und übermütig, und konnte nicht leiden, wenn sie von jemand anderem an Schönheit übertroffen wurde. (Grimm 2000: 235)

[...] da regierte eine schöne, aber grausame Königin. [...] Die Königin war sehr stolz auf sich und ihre Zauberkräfte. Doch noch viel stolzer war sie auf ihr schönes Aussehen. [...] *Nach dem Tod von Schneewittchens Vater* hatte die Königin das Mädchen nur noch wie eine Dienstmagd behandelt. (Disney 2018: 10, 13)

In der ältesten Version ist noch nicht die Rede von der allbekannten *bösen Stiefmutter* – stattdessen wird die Mutter selbst, deren Herzenswunsch es war, eine Tochter zu bekommen, aufgrund ihres Stolzes und ihrer Eifersucht zur Gegenspielerin Schneewittchens. Diese Ausgangssituation ist mit besonderem Angstpotential verbunden: Die eigene Mutter als fürsorgliche, „allesspendende Beschützerin,“ deren Aufgabe darin besteht, das Überleben ihres Kindes zu sichern, verwandelt sich in das genaue Gegenteil; indem sie sich gegen ihr Kind wendet, steht dessen Leben selbst auf dem Spiel (vgl. Bettelheim 1977: 67, 195). Schneewittchens Vater bleibt in der Geschichte unerwähnt, wobei jedoch von seiner Anwesenheit auszugehen ist, da im Märchen nicht selten eine ohnmächtige, schwache Vaterfigur präsentiert wird, die unfähig dazu ist, ihre Kinder vor Gefahren der Außenwelt oder auch eigenen Charakterschwächen zu schützen (vgl. ebd.: 195). Somit wird Schneewittchen den Rezipierenden hier in einer Situation präsentiert, in der sie von keinem ihrer Elternteile Unterstützung, Geborgenheit oder Schutz erwarten kann, sondern vielmehr der Grausamkeit der eigenen Mutter hilflos ausgeliefert ist.

In der Grimm'schen Version von 1850 findet sich nun die klassische Aufspaltung in eine liebevolle Mutter und eine ablehnende Stiefmutter. Das gute Bild der eigentlichen Mutter bleibt somit unangetastet, und die hasserfüllten Gefühle der Stiefmutter gegenüber Schneewittchen lassen sich so vielleicht leichter nachvollziehen (vgl. ebd.: 67). Dennoch erweist sich auch diese Ausgangslage als angsteinflößend: Sowohl Schneewittchen, als auch die Rezipierenden werden hier mit einer grundlegenden menschlichen Not konfrontiert – dem Tod eines Elternteils – welcher quälende Probleme für das alleingelassene

² Sämtliche Änderungen an dem Grimm'schen Originaltext durch beispielsweise kursiv markierte Einschaltungen des Herausgebers und durch eckige Klammern markierte Streichungen werden hier nicht berücksichtigt, um Verständnisschwierigkeiten zu vermeiden.

Kind aufwirft (vgl. ebd.: 13). Die „Angst, verlassen zu werden und die Liebe eines hochwertigen Objekts einzubüßen“ gehört für Dettmering (1984: 160) zu einer der grundlegenden Varianten von Märchenängsten, die sich bei seiner Analyse der Grimm-Werke ergeben haben. So wird hier zwar die eigene Mutter nicht zur Feindin, jedoch wird das Allein-Gelassen-Werden und Ausgeliefert-sein Schneewittchens durch den Tod der guten Mutter zusätzlich betont, während der Vater wiederum passiv bleibt und keine Unterstützung bietet.

Die Disney-Variante geht auf die Mutter Schneewittchens nicht ein, ihr Tod bleibt unerwähnt und ihre vormalige Anwesenheit wird bloß dadurch impliziert, dass Schneewittchen als Stieftochter der Königin bezeichnet wird. Tatsächlich kommt das Wort *Mutter* in keiner Form in der Geschichte vor: Auch die Königin trägt niemals den Titel einer Stiefmutter. Die Disney-Version scheint die für die Handlung einstmals so wichtige Rolle der Mutterschaft herunterzuspielen (vgl. Whitley 2012: 19), um sie erst gar nicht mit der Gegenspielerin Schneewittchens in Verbindung zu bringen. Im gleichen Zuge werden somit auch die menschlichen Züge der Königin selbst heruntergespielt – die Geschichte beginnt mit einer bereits als grausam und über Schneewittchen dominierend etablierten Feindfigur, sie setzt sie geradezu voraus (vgl. ebd.). Somit bleibt aber auch viel der beängstigenden Wirkung aus, welche die Grimm-Versionen hervorrufen, beispielsweise durch die Andeutung, dass sich die eigene Mutter zur Feindin entwickeln kann bzw. dass auf die dauerhafte Fürsorge seitens der guten Mutter nicht immer Verlass ist. Disneys Abwendung von solch destruktiven Familientendenzen zeigt sich weiterhin, indem sich die mangelnde väterliche Unterstützung Schneewittchens durch dessen Tod erklärt. So wird zwar auch hier der Verlust eines Elternteils ausgesprochen, allerdings zum Zwecke der Aufwertung der Familiensituation: Dass die Königin Schneewittchen erst nach dem Tode des Vaters zur Magd degradiert, impliziert die schützenden Qualitäten, die ihr Vater vor seinem Tod gewiss hatte.

2.2 Konfliktkonstruktion

Für Märchen ist es typisch, dass es gleich zu Beginn zu einer unmittelbar erfassbaren Konfliktsituation kommt, die häufig angstausslösende Situationen der Kindheit widerspiegelt und anzeigt, dass hier „elementar menschliche [...] Beziehungskonflikt[e] zwischen Kindern und Eltern ausgespielt“ werden (vgl. Scherf 1990: 170). Der Konflikt in diesem Märchen ergibt sich zunächst hauptsächlich aus den Charaktereigenschaften der Königin.

In den Grimm-Versionen wird an ausführlicher Beschreibung der Königin gespart, sie ist, wie oben gezeigt, neben ihrer Schönheit, „stolz“ bzw. „stolz und

übermütig“ und mehr gibt es über sie zunächst nicht zu sagen. So ist auch ihr eigentliches Verhältnis zu Schneewittchen unklar, wobei zu Beginn von keinerlei Aversionen gesprochen wird – zumal der sehnliche Wunsch einer Tochter in der ältesten Variante sogar für besondere Zuneigung sprechen könnte. In der Disney-Version hingegen wird, wie angesprochen, die außerordentliche Boshaftheit der Königin gleich zu Beginn festgelegt:

[...] da regierte eine schöne, aber *grausame* Königin. Diese Königin verstand sich auf die Kunst der *Hexerei*. Sie *missbrauchte ihre Macht* jedoch, um *mithilfe von Angst und Schrecken über ihre Untertanen zu herrschen*. Die Königin war sehr *stolz* auf sich und ihre Zauberkräfte. Doch noch viel stolzer war sie auf ihr schönes Aussehen. (Disney 2018: 10)

Bevor überhaupt Stolz zur Sprache kommt, werden der Disney-Königin bereits Grausamkeit, Hexerei, Machtmissbrauch und Schreckensherrschaft unterstellt. Sie wird so durchaus unmittelbar zu einer angsteinflößenden Figur aufgebaut und sogar mit Hexenkunst und Teufelswerk in Verbindung gebracht. Diese ausführliche Beschreibung dient hauptsächlich der „Polarisation“, also der Kennzeichnung einer Person durch den schroffen Gegensatz zu einer anderen Person – die Königin tritt hier als Extrem auf, welches dem Bereich des Bösen zugeordnet ist und so im starken Kontrast zum Schneewittchen steht, das für den Bereich des Guten eintritt (vgl. Maier 1987: 78). Auch bei den Brüdern Grimm findet eine solche Polarisation statt. Diese ist allerdings in der Charakterisierung beider Personen wesentlich einfacher gehalten und lässt zumindest etwas Raum für eine Entwicklung der Figuren, was letztendlich für die Rezipierenden mehr Spannung, Angstpotential und außerdem die Möglichkeit einer lehrreichen Erfahrung mit sich bringt.

Der eigentliche Fehler der Königin, aus welchem sich das Konfliktpotential letztlich ergibt, zeigt sich in ihrem Umgang mit dem Spiegel: „Der Spiegel der Königin ist ein Instrument, welches sie allwissend macht“ (Strehlow 1985: 121). Somit ist er Ausdruck ihrer Macht, gleichzeitig spiegelt er aber auch ihre größte Verletzlichkeit und Angst wider:

Sie hatte auch einen Spiegel, vor den trat sie *alle Morgen* und fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ da sprach der Spiegel allzeit: „Ihr, Frau Königin, seyd die Schönste Frau im Land.“ Und da *wußte sie gewiß*, daß niemand schöner auf der Welt war. (Rölleke 1986: 245)

[...] und konnte es nicht leiden, wenn sie von jemandem anderen an Schönheit übertroffen wurde. Sie hatte einen wunderbaren Spiegel: Wenn sie davor trat, sich in ihm betrachtete und dabei sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ so antwortete der Spiegel: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“ Dann war sie zufrieden, denn sie wusste, dass der Spiegel die Wahrheit sagte. (Grimm 2000: 235)

Die Königin lächelte niemals – außer wenn ihr magischer Spiegel ihr die ersehnte Antwort auf diese Frage gab: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Während die Königin dann in den Spiegel schaute und ihr *Gesicht nach Spuren des Verfalls absuchte*, verwandelte ihr Spiegelbild sich in ein *grässliches Ungeheuer*. Es war das *Abbild des verdorbenen Herzens der Königin*. Der Spiegel gab stets die gleiche Antwort: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im Land.“ Für einen kurzen Moment *entspannte sich darauf das Gesicht der Königin und sie lächelte*. (Disney 2018: 10,12)

Die größte Angst der Königin, die sie immer aufs Neue konfrontiert, indem sie vor den Spiegel tritt, ist es, in ihrer Schönheit übertroffen zu werden, gewissermaßen zu altern. Dieses Altern bzw. der Tod als Grenze unserer Existenz stellt hier wiederum eine fundamentale menschliche Angst dar (vgl. Bettelheim 1977: 13). Die Angst zeichnet sich in allen drei Versionen besonders dadurch aus, dass es für die Königin keine Ruhe und Zufriedenheit gibt, sofern sie nicht die Gewissheit hat, die Schönste in ihrem Lande zu sein. Außerordentlich beängstigend für die Königin muss sich dementsprechend der Moment der Ungewissheit darstellen, bevor der Spiegel ihr die Wahrheit enthüllt. Das abermalige Vor-den-Spiegel-Treten stellt somit, besonders in den Grimm-Versionen, eine abermalige Konfrontation der Angst und, wie sich zeigen wird, eine abermalige Steigerung dieser Angst der Königin dar.

Die Disney-Version unterscheidet sich hier deutlich von den Grimm-Fassungen dahingehend, dass sie den Rezipierenden sich die Verdorbenheit der Königin ganz bildlich als grässliches Ungeheuer vorstellen lässt. Diese Verdorbenheit ist in dieser Fassung vorangestellt und bereits verbunden mit allerlei zu verachtenden Eigenschaften der Königin, unter welchen der Stolz auf ihre Schönheit und die Angst vor deren Verfall nur weitere Komponenten darstellen. Auch der Hass auf Schneewittchen scheint schon seit jeher vorhanden gewesen zu sein, da sie das Mädchen unmittelbar nach dem Tode ihres Vaters zur Dienstmagd machte, ohne dass dafür ein Grund angegeben wäre. Dennoch ist der konfliktauslösende Moment auch in der Disney-Version dadurch begründet, dass die Schönheit der Königin durch Schneewittchens Schönheit übertroffen wird:

Eines Tages an einem schönen Frühlingsmorgen jedoch sagte der Zauberspiegel *zum Entsetzen* der Königin etwas anderes: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als Ihr.“ Die Königin *erbleichte*, als ihr der Spiegel ihre Stieftochter zeigte. (Disney 2018: 12–13)

Die Angst der Königin wird hier ganz direkt deutlich, indem sie die Nachricht des Spiegels mit „Entsetzen“ aufnimmt, aber zu ihrer Versprachlichung wird auch indirekter auf den Bereich körperlicher Reaktionen zurückgegriffen – sie „erbleichte“:

Wir können unsere Emotionen, seelischen Regungen und psychischen Reaktionen nur dann konzeptualisieren und über sie reden, wenn wir sie aus der „unsichtbaren“ und somit unfaßbaren Welt des Geistes in die „sichtbare“ und somit objektivierbare Welt der physischen Reaktionen herüberholen. Dort, wo es gilt, uns über die Regungen der Seele klar zu werden und sie zu artikulieren, greifen wir besonders oft auf Reaktionen des Körpers zurück. (Dobrovol'skij 1995: 318).

Dobrovol'skij (1995: 321) zielt in seinem Aufsatz darauf ab, Idiome der „reinen Angst“ von solchen abzugrenzen, die neben der Angst auch auf andere starke Emotionen zutreffen können. Dementsprechend schließt er das Erblassen als symptomatischen Ausdruck für Angst aus (vgl. ebd.: 321). Für die Analyse der Schneewittchen-Versionen trifft es aber durchaus zu, dass die grundsätzliche Angst der Königin vor dem körperlichen Verfall an andere Emotionen wie Neid, Hochmut, Eifersucht und Hass gekoppelt ist. Diese elementare Angst könnte zumindest bei den Grimm-Versionen als geradezu ausschlaggebend für das Entstehen anderer starker Emotionen betrachtet werden:

Wie die Königin den Spiegel so sprechen hörte, ward sie *blaß vor Neid*, und *von Stund an haßte sie das Sneewittchen*, und wenn sie es ansah, und gedacht, daß *durch seine Schuld* sie nicht mehr die schönste auf der Welt sey, *kehrte sich ihr das Herz herum*. Da ließ ihr der Neid keine Ruhe [...]. (Rölleke 1986: 247)

Da *erschrak* die Königin und wurde *gelb und grün vor Neid*³. Von dieser Stunde an *kehrte sich ihr das Herz im Leibe herum*, wenn sie Schneewittchen erblickte, so sehr *hasste* sie das Mädchen. Und *Neid und Hochmut wuchsen wie ein Unkraut in ihrem Herzen immer höher* und ließen ihr Tag und Nacht keine Ruhe mehr. (Grimm 2000: 236)

Schneewittchen ist die Schuldige daran, dass sich die größte Angst der Königin erfüllt und der Spiegel ihr nicht mehr die ersehnte, angsterlösende Antwort gibt. Hierin zeigt sich der zentrale Konflikt des Märchens. Von diesem Moment an empfindet die Königin Neid und Hass, so stark, dass sich ihr das Herz im Leibe umkehrt – eine weitere körperliche Reaktion auf das Geschehene. Viel mehr noch als bei der Disney-Version, wo die Angst vor dem Verlust ihrer Schönheit zwar ebenso vorhanden und für den Verlauf der Handlung bedeutend ist, aber anderen verwerflichen Eigenschaften wie Grausamkeit und Machtgier nebengeordnet zu sein scheint, wird besonders in der 1850er Fassung der Grimms gezeigt, wie viele der charakterlichen Übel der Königin geradezu aus dieser Angst entspringen. Bei der Disney-Version zeigt sich von Anfang an das „Abbild des

3 Gelb und grün vor Neid werden lässt sich hier durchaus weniger gut mit gleichzeitiger Angstempfindung verbinden, dafür ist aber auf die Angst der Königin ausdrücklicher verwiesen, indem sie „erschrak“.

verdorbenen Herzens“ (Disney 2018: 12) im Spiegel, bei den Grimms wachsen „Neid und Hochmut [...] wie ein Unkraut in ihrem Herzen“ (Grimm 2000: 236) erst *nachdem* sich die größte Befürchtung der Königin erfüllt.

Die Angst wird in den Grimm'schen Fassungen als Charakterschwäche präsentiert, die das Herz der Königin anfällig macht für Sünden wie Hochmut, Neid und Zorn. Dies lässt sich möglicherweise vergleichen mit einigen Feststellungen, die Gerok-Reiter in ihrer Untersuchung mittelhochdeutscher Heldenepik machte. Sie ermittelte, dass Angstdarstellung in diesen Dichtungen unter anderem dazu diente, Figuren effektiv voneinander als *Gut* und *Böse* abzugrenzen (also als Polarisationsmittel), indem die Angst auf mangelndes Gottvertrauen und Weltverfallenheit hindeutete und den *Bösen* somit als gottlos kennzeichnete (vgl. Gerok-Reiter 2007: 133). So wird auch die *böse* Königin in den Grimm'schen Versionen als „gottlos“ bezeichnet (Rölleke 1986: 259, Grimm 2000: 255) und ihr Schicksal als abschreckendes Beispiel eines Charakters dargestellt, der sich im Verlaufe des Märchens aufgrund der ihm innewohnenden Ängste selbst zu Grunde richtet. Ihr gegenübergestellt wird das *gute* Schneewittchen, deren Ängste, wie sich herausstellen wird, nicht in ihrem Charakter selbst angelegt sind, sondern sich vielmehr situativ äußern.

2.3 Der Mordanschlag durch den Jäger

Der Konflikt aller drei Versionen spitzt sich dahingehend zu, dass die Königin den Entschluss fasst, Schneewittchen vom Jäger in den Wald führen und ermorden zu lassen. Dies führt zur ersten Angstsituation, der Schneewittchen innerhalb des Märchens ausgesetzt ist und die Rezipierenden gewissermaßen mit ihm auszustehen haben. Hier wiederum findet sich ein weiterer Unterschied der Disney-Version zu den Grimm-Fassungen. Während die Informationen über das Schneewittchen bei den Grimms zunächst darauf reduziert bleiben, dass es mit sieben Jahren viel schöner wurde als die Königin selbst, erhält das Disney-Schneewittchen, wie auch die Disney-Königin, eine detailreichere Beschreibung:

Dabei war es schwer vorstellbar, dass irgendwer Schneewittchen etwas Böses wollen könnte. Die Prinzessin war nicht nur *wunderschön*, sondern auch *sanftmütig und freundlich*. Sie kümmerte sich *liebevoll* um ihre einzigen Freunde, die Vögel, und verrichtete ihre schwere Arbeit jeden Tag *mit einem Lächeln auf den Lippen*, ohne sich jemals zu beklagen. (Disney 2018: 14)

Die Abgrenzung von der Königin wird hier stärker betrieben als bei den Grimms: Der Grausamkeit und Schreckensherrschaft der niemals lächelnden Königin

wird die liebevolle Sanftmut des ewig lächelnd-freundlichen Schneewittchens gegenübergestellt. Somit scheinen die Figuren über die für Märchen übliche einfache Charakterzeichnung hinaus in Stereotypen eines „zerstörerischen Dämons“ und eines „unschuldigen Engels“ (vgl. Disney 2018: 23, „wie ein Engel“) transformiert worden zu sein (vgl. Whitley 2012: 24). Gerade die Idealisierung Schneewittchens führt aber zu einem unterschiedlichen Angstempfinden für sowohl die Figur als auch die Rezipierenden:

[...] „führ das Sneewittchen hinaus in den Wald an einen *weiten abgelegenen Ort*, da stichs todt, und zum *Wahrzeichen bring mir seine Lunge und Leber* mit, die will ich mit Salz kochen und essen.“ [...] wie er aber den Hirschfänger gezogen hatte und eben zustechen wollte, da fing es an zu *weinen*, und *bat so sehr, er mögt ihm sein Leben lassen*, es wollt nimmermehr zurückkommen, sondern in dem Wald fortlaufen. (Rölleke 1986: 247)

„Bring das Kind hinaus in den Wald, ich wills nicht mehr vor meinen Augen sehen. Du sollst es Töten und mir *Lunge und Leber als Beweis* mitbringen.“ Als er den Hirschfänger zog und damit Schneewittchens *unschuldiges Herz durchbohren* wollte, fing es an zu *weinen* und sagte: „Ach, lieber Jäger, lass mir mein Leben: ich will in den wilden Wald laufen und nie wieder nach Hause kommen.“ (Grimm 2000: 236)

Die Königin aber befahl ihrem Jäger Schneewittchen in den Wald zu bringen und dort zu töten. Das Mädchen folgte dem Jägersmann still, bis es am Wegesrand ein kleines Vöglein bemerkte, das aus dem Nest gefallen war. Schneewittchen kniete sich hin, *um es aufzuheben und zu trösten*. In dem Moment fiel ein *Schatten* über sie. Als Schneewittchen sich umsah, stand hinter ihr der Jäger mit erhobenem Dolch – bereit den Auftrag der Königin auszuführen. *Schneewittchen schaute dem Jäger in die Augen*. (Disney 2018: 15–16)

Die Gesamtsituation stellt sich hier als höchst angsteinflößend dar: Besonders die 1812er Version betont die Abgelegenheit des Waldes und damit die ausdrückliche Bedrohlichkeit der Situation. Auch wird in den Grimm-Versionen das beängstigende Anliegen der Königin zum Ausdruck gebracht, sich Schneewittchens Organe, möglicherweise als Symbol für ihre Schönheit und Anziehungskraft, einverleiben zu wollen (vgl. Bettelheim 1977: 196). Zum Höhepunkt der Angstdarstellung und dem Moment, in dem die Rezipierenden am deutlichsten dazu aufgefordert sind, mit Schneewittchen mit zu leiden und zu fürchten, kommt es, als dieses weinend um ihr Leben bitten muss. Hier nun stellt sich die 1850er Variante dramatischer dar, indem der Erzähler zugunsten der Figur in den Hintergrund rückt und Schneewittchen ihre Gefühle durch direkte Rede aussprechen lässt, wodurch ihm die Rezipierenden automatisch näherkommen (vgl. Kaiste 2005: 23).

Die Disney-Version grenzt sich eindeutig vom Grimm-Märchen ab: Zuerst wird Schneewittchens Idealisierung weiter vorangetrieben, indem sie halt macht, um einem Tier zu helfen – in diesem Moment wird ebenfalls Bedrohung

deutlich, indem der Schatten des Jägers über sie fällt. Dieser signalisiert aufgrund seiner Dunkelheit nicht bloß an sich schon Gefahr, sondern zeigt den Rezipierenden zudem das Größenverhältnis zwischen dem Jäger (groß, mächtig, bedrohlich) und Schneewittchen (klein, hilflos, schutzlos). Dann jedoch, anstatt die menschliche Reaktion zu zeigen, die sich in den Grimm-Versionen findet und den Rezipierenden ein Hineinversetzen in die Figur erlaubt, blickt das Disney-Schneewittchen im Angesicht des Todes dem Jäger bloß in die Augen. Diese eher unglaubliche Reaktion impliziert weniger unmittelbare Angst seitens Schneewittchens, womöglich aufgrund eines inneren Vertrauens auf ihre Unschuld und Reinheit, was wiederum weniger angstaussendend auf die Rezipierenden wirkt – er muss nicht um sie fürchten. Die Situation löst sich folgendermaßen auf:

Den Jäger erbarmte es, *weil es so schön* war und gedachte: die *wilden Tiere* werden es doch bald gefressen haben, ich *bin froh*, daß ich es nicht zu tödten brauche, und weil gerade ein junger Frischling gelaufen kam, stach er den nieder, nahm Lunge und Leber heraus und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit, die nahm sie kochte sie mit Salz und aß sie auf, und *meinte sie hätte Sneewittchens Lunge und Leber gegessen*. (Rölleke 1986: 247)

Und *weil es so schön war*, hatte der Jäger Mitleid und sagte: „So lauf hin du armes Kind“ – „die *wilden Tiere* werden dich bald gefressen haben“, dachte er, und doch war es ihm, *als wäre ein Stein von seinem Herzen gewälzt*, weil er es nicht zu töten brauchte. Und als gerade ein junger Frischling daher gesprungen kam, stach er ihn ab, nahm Lunge und Leber heraus, und brachte sie als Wahrzeichen der Königin mit. Der Koch mußte sie in Salz kochen, und das boshafte Weib aß sie auf und *meinte sie hätte Schneewittchens Lunge und Leber gegessen*. (Grimm 2000: 236)

Und als er sah, wie *gut und unschuldig* das Mädchen war, brachte er es nicht übers Herz, ihm etwas anzutun. Er ließ seine Waffe fallen und *senkte den Kopf*. „*Vergib mir*“, sagte er. „Die Königin hat mir befohlen, dich zu töten, doch ich kann es nicht. Lauf fort und komm niemals zurück!“ (Disney 2018: 16)

In beiden Grimm-Versionen erbarmt sich der Jäger aufgrund der Schönheit Schneewittchens, jedoch mit der Einschränkung, dass seine Aufgabe im gefährlichen Wald von den wilden Tieren erfüllt werden wird – dies deutet bereits die folgende Angstsituation an, die Schneewittchen zu meistern hat. In der Version von 1850 gibt es zusätzlich einen Verweis auf die Angst des Jägers vor dem verwerflichen Mord an dem unschuldigen Mädchen: Als er das Kind gehen lässt, befreit er sich zugleich von einer steingleichen Schwere, die zuvor auf seinem Herzen lastete. Kövecses (1990: 70-79) beschreibt Angst als eine Emotion, die sich durch eine Reihe von physiologischen Effekten und Verhaltensauffälligkeiten charakterisieren lässt und zu deren Beschreibung auf zahlreiche metaphori-

sche Wendungen zurückgegriffen werden kann. Demzufolge wird hier die Angst des Jägers durch eine „FEAR (DANGER) IS A BURDEN“ Metapher ausgedrückt, welche Angst als eine unangenehme Last dargestellt, deren Wegfall eine erhebliche Erleichterung mit sich bringt (vgl. ebd. 77f.). Fiehler (2011: 26) hingegen spricht in diesem Zusammenhang von „Konzeptualisierungen, die die Dimension Höhe/Tiefe benutzen, wobei positiv bewertete Entitäten hoch und negativ bewertete tief sind“ – das positive Gefühl, Schneewittchen zu verschonen, äußert sich demnach als Gewichtsverlust, welcher durch den vom Herzen fallenden Stein ausgedrückt wird.

In der Disney-Version erbarmt sich der Jäger hingegen, weil er erkennt, wie „gut und unschuldig“ Schneewittchen ist, ja er wird regelrecht demütigt und bittet sie um Verzeihung. Weder ist vorher von dem Verzehr von Organen die Rede, noch von der Frischlingsleber und -lunge als Ersatzmahl für die Königin, noch werden wilde und gefräßige Waldtiere erwähnt – die Angstdarstellung ist im Vergleich zu den Grimm-Fassungen deutlich reduziert.

2.4 Flucht in den Wald

Sneewittchen aber war in dem großen Wald mutterseelig allein, so daß ihm recht Angst ward und fing an zu laufen und zu laufen über die spitzen Steine, und durch die Dornen den ganzen Tag [...]. (Rölleke 1986: 247)

Nun war das arme Kind in dem großen Wald mutterseelenallein und ihm wurde so Angst, dass es alle Blätter an den Bäumen ansah und nicht wusste, wie es sich helfen sollte. Da fing es an zu laufen und lief über die spitzen Steine und durch die Dornen [...]. Es lief, solange die Füße konnten, bis es bald Abend werden wollte. (Grimm 2000: 237)

Die Prinzessin lief tief in dem Wald hinein. Als die Nacht anbrach, schienen die Bäume nach ihr greifen zu wollen und Schneewittchen fürchtete sich. Sie stolperte über eine Wurzel zu Boden und begann bitterlich zu weinen. Wohin nur sollte sie gehen? (Disney 2018: 17)

Die Flucht in den Wald ist aus vielerlei Gründen sowohl für die Märchenfigur, als auch in der Vorstellungswelt der Rezipierenden höchst bedrohlich:

Am deutlichsten wohl spricht das Märchen von seelischer Not, wenn sein Held verlassen und ausgestoßen in der Welt steht, wenn er sich seiner Schwäche inne wird in der Begegnung mit einer ihn bedrohenden Welt. Die Gefahr schaut in solchen Situationen aus der Welt auf ihn und erregt in [...] [ihm] das Gefühl der Furcht vor einer Übermacht. (Gerstl 1964: 74)

Das Verlassen-Werden und Ausgestoßen-Sein in fremder Umgebung stellt wiederum eine elementare Angst des Menschen dar, denn es beinhaltet nicht bloß

die Hilflosigkeit angesichts der lauernden Gefahren, sondern, wie Gerok-Reiter feststellt, ebenfalls den Verlust des sozialen Integrationsrahmens: Durch das Einbüßen des vertrauten Sozialisationsgefüges ist man – zumindest in der mittelalterlichen Welt und auch der Welt des Märchens – den Unwägbarkeiten der Natur schutzlos ausgeliefert (vgl. Gerok-Reiter 2007: 141). Somit sind sowohl die Angst des Schneewittchens als auch tatsächliche Befürchtungen für das Schneewittchen seitens der Rezipierenden hier höchst nachvollziehbar.

Betrachtet man die beiden Grimm Versionen im Vergleich, so sind beide nach dem Muster „Verlassen-Werden – Realisieren des Alleinseins – Angst – Flucht“ aufgebaut, jedoch unterscheidet sich der Angstzustand Schneewittchens dahingehend, dass er „verschiedenen Stufen literarischer Bewußtheit entspricht“ (Dettmering 1984: 159). Während in der älteren Fassung Schneewittchen lediglich Angst bekommt und anfängt zu laufen, ist die Beschreibung in der späteren Fassung komplexer und reflektierter, da Schneewittchen in ihrer Angst beginnt ihre Umwelt als sonderbar, entfremdet und fragmentiert wahrzunehmen, indem sie alle Blätter an den Bäumen einzeln betrachtet (vgl. ebd.). Die Angst kann außerdem mit einem Verlust der Kontrolle über das eigene Verhalten zusammenfallen (vgl. Dobrovolskij 1995: 334, 337), welches sich bei Schneewittchen in einer Flucht ungeachtet der sie verletzenden Natur und in der 1850er Version bis hin zur völligen körperlichen Erschöpfung (bis sie die Füße nicht mehr tragen) äußert.

Auch in der Disney-Version bekommt es Schneewittchen erstmals mit der Angst zu tun und sie verliert sich nicht bloß im Wald, sondern auch in ihrer eigenen subjektiven Einbildungskraft (vgl. Whitley 2012: 21), indem sie die Bäume nach ihr greifen sieht und die Natur somit personifiziert und in ein gefährliches Wesen transformiert wahrnimmt. Ihre Flucht findet hier außerdem, im Gegensatz zu den Grimms, bei Nacht statt, womit hier eine *gruseligere* Atmosphäre generiert wird.

2.5 Erster und zweiter Mordanschlag durch die Königin

Nach ihrer angsterfüllten Flucht durch den Wald findet Schneewittchen letztendlich in allen Versionen die schutzpendende Waldhütte der Zwerge. Auch hier sei jedoch ein Unterschied in der Darstellung Schneewittchens angemerkt: Während sie in den Grimm-Fassungen nach der anstrengenden Reise durch den Wald zunächst darauf bedacht ist, ihre körperlichen Bedürfnisse zu befriedigen und deshalb aus jedem Becherchen trinkt, von jedem Tellerchen isst und schließlich vor dem Schlafengehen jedes Bettchen einmal ausprobiert, verhält sich dies in der Disney-Version ganz anders. Schneewittchen klopft hier brav

und bittet um Einlass, findet beim Eintreten ein heillooses Chaos vor und reinigt und putzt das gesamte Haus, bevor sie sich schließlich schlafen legt.

Dies zu erwähnen ist von Bedeutung, da wiederum die Idealisierung des Disney-Schneewittchens hin zu einer Vorbild-Rolle hervorsteicht – trotz ihrer kindlichen Erscheinung besitzt sie bereits die Charaktereigenschaften und Fähigkeiten einer idealen erwachsenen Hausfrau (vgl. Whitley 2012: 32) und muss deshalb auch in keiner Weise belehrt und erzogen werden. Dementsprechend fehlen in der Disney-Version zwei der drei ursprünglichen Mordversuche der Königin, die bei den Grimms eine zentrale pädagogische Funktion einnehmen. Und somit fehlt auch die sich immer steigende Angst der Königin aufgrund abermalig scheiternder Anschläge und die immer größere Angst der Rezipierenden um das Schicksal Schneewittchens, da die Mordversuche der Königin sich durch die zunehmende Heimtücke auszeichnen.

In den Grimm-Versionen erlauben die Zwerge Schneewittchen zu bleiben, wenn diese für sie die alltäglichen Hausarbeiten verrichtet. Sich diese Welt der Arbeit zu eigen zu machen, stellt hier einen zentralen Bestandteil des Heranwachsens und der Entwicklung Schneewittchens dar (vgl. Bettelheim 1977: 198). Zudem warnen die Zwerge Schneewittchen vor ihrer Mutter/Stiefmutter:

Abends kommen wir nach Haus, da muß das Essen fertig seyn, am Tage aber sind wir im Bergwerk und graben Gold, da bist du allein; hüt dich nur vor der Königin und laß niemand herein. (Rölleke 1986: 251)

Den Tag über war das Mädchen allein; darum warnen es die guten Zwerge und sprachen: „Hüte dich vor deiner Stiefmutter, die wird bald wissen, dass du hier bist; lass ja niemand herein.“ (Grimm 2000: 243)

Das Märchen folgt nun einer leicht erkennbaren Strukturformel, nämlich dem *Verbot* der Zwerge, jemanden einzulassen/dem *Gebot* zur Vorsicht – der *Übertretung* durch Schneewittchen – und der darauffolgenden *Rettung* bzw. *Strafe*: Erzählungen dieser Art lehren, dass die Missachtung der Normen der Bezugspersonen und der Gesellschaft aufgrund von Trieben wie Neugier, Ungehorsam und kindlicher Lust schlimme Folgen haben können und haben somit u. a. norm- und regelstiftende Funktion (vgl. Kaiste 2005: 26, 53–55). Es soll also durch die Erzeugung von Angst vor ähnlichen Strafen, wie sie der Märchenheld erleidet, zum Gehorsam erzogen werden (vgl. ebd. 15). In der Disney-Version würden ein solches Ungehorsam, die Möglichkeit der Verführung durch das Böse oder kindliche Charakterfehler, die zur Missachtung von Geboten führen, sich in den idealisierten Charakter Schneewittchens nicht einfügen, weshalb es dort auch nicht zu einer solchen Belehrung kommt.

Die Königin in beiden Grimm-Versionen glaubt nun Schneewittchens Leber und Lunge verspeist zu haben und tritt in der Erwartung vor den Spiegel, wieder die Allerschönste im Lande zu sein. Da sich ihre Erwartung nicht bewahrheitet und sie den Betrug ihres Jägers feststellen muss, wird sie jedoch umso mehr „erschreckt“ (Rölleke 1986: 251, Grimm 2000: 244). Unfähig dazu, Ruhe zu finden, solange sie der Spiegel nicht zur Schönsten erklärt, verkleidet sich die Königin und konfrontiert Schneewittchen selbst:

Sneewittchen guckte aus dem Fenster: „was habt ihr denn?“ – „Schnürriemen, liebes Kind [...] willst du den haben?“ – Ei ja, sprach Sneewittchen, und dachte *die gute alte Frau kann ich wohl hereinlassen, die meints redlich; riegelte also die Thüre auf* [...] Schneewittchen stellte sich vor sie, da nahm sie den Schnürriemen und schnürte und schnürte es so fest, daß ihm der Athem verging, und *es für todt hinfiel*. Darnach *war sie zufrieden* und ging fort. (Rölleke 1986: 251–252)

Schneewittchen guckte zum Fenster hinaus und rief: „Guten Tag, liebe Frau, was habt ihr zu verkaufen?“ [...] „Schnürriemen von allen Farben“ [...] *Die ehrliche Frau kann ich hineinlassen*, dachte Schneewittchen, *riegelte die Tür auf* und kaufte sich den hübschen Schnürriemen. [...] *Schneewittchen hatte kein Arg*, stellte sich vor sie hin und ließ sich mit dem neuen Schnürriemen schnüren. Aber die Alte schnürte geschwind und schnürte so fest, dass dem Schneewittchen der Atem wegblieb, und *es wie tot hinfiel*. „*Nun bist du die Schönste gewesen*“, sagte die Alte und eilte hinaus. (Grimm 2000: 245)

Was sich als besonders beängstigend darstellt, ist die Fähigkeit der Königin, sich – und damit das Böse selbst – bis zur Unkenntlichkeit zu verschleiern, so dass Schneewittchen sie für „redlich“/„ehrlich“ hält, obgleich sie das genaue Gegenteil darstellt. Das Böse übt hier durchaus eine Art von Faszination auf Schneewittchen aus (vgl. Bettelheim 1977: 14), weshalb sie das Verbot übertritt und gewissermaßen das Böse zur Türe hineinlässt. Schneewittchen wird nicht als perfekter Charakter präsentiert, sie ist nicht bloß aufgrund ihrer Schönheit und Unschuld in Gefahr, sondern auch aufgrund ihrer Gutgläubigkeit und Verführbarkeit – dies hat beinahe ihren Tod zur Folge, was auf die Rezipierenden eine äußerst abschreckende Wirkung haben sollte. Doch die Zwerge eilen ihr noch rechtzeitig zur Hilfe und sprechen daraufhin ein zweites Verbot aus.⁴

Als die Königin nun abermals vor den Spiegel tritt und dieser ihr wiederum die Lebendigkeit und Schönheit Schneewittchens verkündet, steigert sich ihre Angst erneut:

⁴ Auch die Zwerge erschrecken sich und haben Angst um Schneewittchen, da sie sie leblos am Boden liegend finden, dies gehört jedoch eher zum Nebengeschehen und soll hier nicht im Detail aufgeführt werden.

Sie erschrock, daß das Blut ihr all zum Herzen lief, da sie sah, daß Sneewittchen wieder lebendig geworden war. (Rölleke 1986: 253)

Als sie das hörte, lief ihr alles Blut zum Herzen, so sehr erschrak sie, denn sie wusste, dass Schneewittchen wieder lebendig geworden war. (Grimm 2000: 247)

Wiederum zeigt sich hier eine körperliche Reaktion in Verbindung mit der Herzmetaphorik, die sich durch das Märchen zu ziehen scheint – auf eine etwas ungewöhnliche Art wird vermutlich beschrieben, wie das Blut der Königin in Folge des Schrecks *in Wallung gerät*, also ein erhöhter Puls und Blutdruck ausgelöst wird. Dies reiht sich wiederum in Kövecses Feststellungen ein, der die Beschleunigung der Herzfrequenz („INCREASE IN HEART RATE“) als einen durch Angst ausgelösten physiologischen Effekt unter seinen Metonymien der Angst aufführt (vgl. Kövecses 1990: 70). Zu der elementaren Angst vor dem Altern scheint zudem nun eine weitere Angst zu stoßen: die Angst vor der scheinbaren Unüberwindbarkeit des immer wieder auferstehenden Schneewittchens.

Für die zweite Konfrontation mit Schneewittchen muss die Königin also ein größeres Maß an Macht aufwenden, als zuvor. In der Version von 1850 stellt sie einen giftigen Kamm mit Hilfe von „Hexenkünsten“ (Grimm 2000: 247) her. Was also in der Disney-Variante von vorne herein vorausgesetzt wurde – die Hexenkraft der Königin – wird hier, zumindest in der späteren Grimm-Version, erst im Verlaufe der Handlung aufgedeckt und bringt so eine Spannungssteigerung mit sich, da die Rezipierenden nicht wissen, welche verborgenen Fähigkeiten die Königin außerdem noch besitzen mag.

Bei der zweiten Konfrontation öffnet Schneewittchen nun der verkleideten Königin nicht sofort die Tür, sondern erklärt in beiden Versionen, dass sie niemanden hineinlassen darf. Die Königin hält jedoch den vergifteten Kamm in die Höhe:

[...] da zog sie den Kamm hervor, und als Sneewittchen den *blinken sah* und es auch jemand ganz fremdes war, so machte es doch auf [...] kaum aber stack der Kamm dem Sneewittchen in den Haaren, da fiel es nieder und war todt. „Nun wirst du liegen bleiben,“ sagte die Königin, und *ihr Herz war ihr leicht geworden*⁵, und sie ging heim. (Rölleke 1986: 253)

Da *gefiel er dem Kind so gut*, dass es sich *betören* ließ und die Tür öffnete. [...] Das arme Schneewittchen *dachte an nichts Böses* und ließ die Alte gewähren: aber kaum hatte sie den Kamm in die Haare gesteckt, als das Gift darin wirkte und das Mädchen ohne Besin-

5 Hier findet sich die gleiche Reaktion, wie sie der Jäger erlebt, als er das Schneewittchen gehen lässt: Das Freiwerden von Angst stellt sich als Freiwerden von einer Last dar, die das Herz beschwert hatte.

nung niederfiel. „Du Ausbund von Schönheit“, sagte das boshafte Weib, „jetzt ists um dich geschehen“, und ging fort. (Grimm 2000: 248)

Schneewittchen kann sich der magischen Anziehungskraft des Kammes nicht erwehren, er „blinkt“ und „betört“ sie und diese Verführungskraft des Bösen führt sie wiederum dazu, das Gebot der Zwerge zu brechen und dies mit harter Strafe zu bezahlen. Auf diese Weise wird immer deutlicher, dass nicht bloß davor gewarnt werden soll, elterliche Normen zu missachten, sondern auch davor, sich aufgrund von Gutgläubigkeit oder materiellen Wünschen und Sehnsüchten der Verführung des Bösen selbst hinzugeben. Dennoch macht vielleicht gerade diese Unfähigkeit, der Versuchung zu widerstehen, das Schneewittchen umso menschlicher und sympathischer (vgl. Bettelheim 1977: 198) und erlaubt es den Rezipierenden so, aufgrund der nachhaltigen Identifikation mit ihr, eine größere Lehre aus der Märchenhandlung zu ziehen. Die Zwerge erreichen Schneewittchen jedenfalls abermals zur rechten Zeit und sprechen schließlich ein drittes und letztes Verbot aus.

2.6 Dritter Mordanschlag durch die Königin

Wieder tritt die Königin vor den Spiegel und wieder bewahrheiten sich ihre Ängste:

Wie das die Königin wieder hörte, *zitterte und bebte sie vor Zorn*: „so soll das Sneewittchen noch sterben, und wenn es mein Leben kostet!“ Dann ging sie in ihre *heimlichste Stube*, und *niemand durfte vor sie kommen*, und da machte sie einen *giftigen, giftigen Apfel*, äußerlich war er schön und rothbäckig, und jeder der ihn sah, bekam Lust dazu. (Rölleke 1986: 255)

Als sie den Spiegel so reden hörte, *zitterte und bebte sie vor Zorn*. „Schneewittchen soll sterben“, rief sie, „und wenn es mein eigenes Leben kostet.“ Darauf ging sie in eine *ganz verborgene, einsame Kammer, wo niemand hinkam*, und machte da einen giftigen Apfel. Äußerlich sah er schön aus, weiß mit roten Backen, dass jeder, der ihn erblickte, Lust danach bekam; *aber wer ein Stückchen davon aß, der musste sterben*. (Grimm 2000: 249)

Auch hier zeigt sich eine körperliche Reaktion der Königin, die man in diesem Zusammenhang wohl wieder als Ausdruck von Angst verbunden mit einer anderen starken Emotion, diesmal mit heftigem Zorn, interpretieren kann. Dobrovolskij (1995: 328f., 320) ordnet seine Angst-Idiome vier imaginär-konzeptuellen Bereichen zu: Angst als Kälte, unangenehme Empfindung im analen Bereich, körperliche Schwäche und als feindliches Wesen: Das „zittern und beben“ der Königin, wenn es auch dem Zorn zugeordnet wird, kann hier mit der

konzeptuellen Metapher „ANGST ALS KÄLTE“ verbunden werden, wenn man davon ausgeht, dass die elementare Angst der Königin vor dem Altern – und nun auch vor Schneewittchen selbst – ausschlaggebend für ihre anderen starken Emotionen ist. Auch Kövecses führt „zittern“ unter seinen Angst-Metonymien auf, und zwar im Bereich „PHYSICAL AGITATION“ (Kövecses 1990: 70).

Dass die Königin für ihren letzten Mordanschlag nun all ihre Macht aufwendet zeigt sich daran, dass sie in beiden Grimm-Fassungen ihre heimlichste Kammer aufsucht, zu der nur sie selbst Zugang hat. Es wird impliziert, dass der giftige Apfel aus einem solch geheimen und damit bedrohlichen Vorgang entsteht, dass keine Menschenseele davon wissen darf. In der Version von 1850 wird zudem das scheinbar unvermeidliche Ende angedeutet: Wenn Schneewittchen ein Stück von dem Apfel probiert, muss sie sterben. Durch die drei aufeinanderfolgenden Mordanschläge in den Grimm-Fassungen wird somit dreierlei erreicht: 1. Die sich steigernde Angst der Königin wird demonstriert, indem diese immer aufs Neue den Spiegel konfrontieren muss, 2. Ihre gesteigerte Angst führt zu der Verstärkung anderer Emotionen (beispielsweise Zorn) und in der Folge zu verstärktem Machtaufwand, um Schneewittchen endlich zu vernichten, 3. Dies führt zu einer Spannungssteigerung für die Rezipierenden und gleichzeitig einem verstärkten Mitfühlen und -fürchten mit Schneewittchen, da er bei jeder neuen Konfrontation die Entwicklung der Königin zu einer noch böseren Kontrahentin beobachten muss.

Der dritte Anschlag der Grimm'schen Königin ist nun der erste Anschlag der Disney-Fassung:

„Das ist unmöglich!“, schrie die Königin. „Schneewittchen ist tot!“ [...] Wutentbrannt schloss die Königin sich daraufhin in ihren Gemächern ein und braute einen Zaubersaft aus Schlangengift, fauligem Wasser und schierer Böswilligkeit. Dieses Getränk schluckte die Königin hinunter und *verwandelte sich auf der Stelle in eine hässliche alte Hexe*. Dann griff sie nach einem schönen, roten Apfel und tauchte ihn in einen Topf voll Gift. *„Ein Biss von diesem Apfel und Schneewittchens Augen schließen sich für immer.“* Sie kicherte böse. „Dann bin ich endlich wieder die Schönste im ganzen Land!“ (Disney 2018: 28)

Der wichtigste Unterschied zu den Grimm-Fassungen, neben der bereits erwähnten mangelnden Angst- und Spannungssteigerung, ist die Verwandlung der Königin in eine Hexe: Bereits die Umwandlung der ursprünglichen Mutter im Grimm-Märchen von 1812 zur bösen Stiefmutter in der 1850er Version zeigt einen Prozess an, der darauf ausgerichtet ist, die Königin unnatürlicher und unmenschlicher zu machen (vgl. Whitley 2012: 23). Dies kulminiert in der Disney-Variante darin, dass die Königin durch ihre Transformation tatsächlich nicht mehr menschlich zu sein scheint und fortan bis zum Ende des Märchens

hauptsächlich den Titel Hexe trägt. Die Vorstellung der Hexe hat auf die Rezipierenden durchaus eine angsteinflößende Wirkung:

Angst und Schrecken gegenüber Hexen und ihrer magisch-archaischen Bösartigkeit und Machtfülle sind im Märchen immer wieder zentrales Thema [...] [besonders,] weil sie Bilder und Namen für eigentlich namenlose Ängste und kaum artikulierbare, lebensgeschichtlich frühe Wünsche von Leser und Zuhörer bereitstellen. (Trescher 1985: 55).

Ein weiterer auffälliger Aspekt ist die später noch häufiger auftretende Verwendung eines Euphemismus, also die verhüllende Beschreibung des Todes, der als tabuisierter Sachverhalt gilt: „Schneewittchens Augen schließen sich für immer“ (Disney 2018: 28) dient als Umschreibung ihres sich andeutenden Todes (vgl. Nübling 2017: 156).

Als in den Grimm-Versionen nun die verkleidete Königin erneut vor Schneewittchen tritt, weigert sich diese zunächst vehement, die Frau einzulassen, indem sie auf das Verbot der Zwerge verweist. Doch die Königin ist auf Angst und Skepsis vorbereitet und weiß einen noch bösartigeren Weg der Verführung, als zuvor:

„Ihr mögt Euch wohl fürchten, da ich will den Apfel entzwei schneiden und die Hälfte essen, da den schönen rothen Backen sollt ihr haben;“ der Apfel aber war so künstlich gemacht, daß nur die rote Hälfte vergiftet war. Da sah Sneewittchen, daß die Bäuerin selber davon aß, und *sein Gelüst darnach ward immer größer* [...] kaum aber hatte es einen Bissen im Mund, *so viel es todt zur Erde*. (Rölleke 1986: 255)

„Fürchtest du dich vor Gift?“ sprach die Alte, „siehst du, da schneide ich den Apfel in zwei Teile; die rote Hälfte iss du, die weiße will ich essen.“ Der Apfel war aber so künstlich gemacht, dass die rote Hälfte allein vergiftet war. Schneewittchen *gelüstete es* nach dem schönen Apfel [...]. Kaum aber hatte es einen Bissen davon im Mund, *so fiel es tot zur Erde nieder*. (Grimm 2000: 250)

Die Königin spricht die mögliche Angst Schneewittchens direkt an und macht das Angebot, den Apfel zu teilen – so gelingt es ihr, das Mädchen erneut auf eine kunst- und trickreiche Art zu verführen: Es wird aufs Neue vor der Macht, Hinterhältigkeit und Tücke des Bösen, aber auch vor der Hingabe an bedrohliche Sünden gewarnt. Besonders beängstigend für die Rezipierenden ist zudem, dass nicht wie bisher der bloß scheinbare Tod Schneewittchens sprachlich in Form von irrealen Vergleichssätzen angedeutet wird (z. B. „und es für todt hinfiel“ (Rölleke 1986: 252), „und es wie tot hinfiel“ (Grimm 2000: 245)) sondern sie nun tatsächlich tot zur Erde niederfällt, ihr Tod somit besiegelt zu sein scheint.

In der Disney-Variante trifft Schneewittchen zum ersten Mal auf die Königin:

„Guten Morgen, schönes Kind“, rief die Frau. „Wie ich sehe, arbeitest du fleißig. Möchtest du dich nicht einen Moment ausruhen und einen meiner Äpfel kosten? Mein Korb ist sowieso zu schwer für mich.“ Schneewittchens gefiederte Freunde aber erkannten die Königin. Sie pickten nach ihr und schlugen die Flügel in ihr Gesicht, um sie zu verjagen. *Schneewittchen hatte jedoch Mitleid mit der alten Frau* und ließ sie herein. Die alte Frau reichte ihr einen schönen, roten Apfel und Schneewittchen biss herzhaft hinein. In dem Moment aber, indem ihre Lippen den vergifteten Apfel berührten, *wich alles Leben aus ihr*. (Disney 2018: 30–31)

Weder wurde es Schneewittchen zuvor von den Zwergen verboten, jemanden einzulassen, weshalb sie auch kein Verbot übertritt, noch wird sie durch das Böse dazu verleitet. Vielmehr lässt Schneewittchen die Königin aus Mitleid in die Stube ein. Die finale Konfrontation wird in der Disney-Variante nicht langsam aufgebaut, sondern findet unmittelbar statt, was den Rezipierenden wenig Raum gibt, sich in Schneewittchen hineinzusetzen und mit ihr mitzufühlen. So wird auch die Möglichkeit einer immer bedrohlicheren Entwicklung der Königin umgangen. Zudem wird auch hier das Euphemismus *wich alles Leben aus ihr* verwendet, um den Tod des Mädchens nicht direkt aussprechen zu müssen und das Angstpotential zu mindern.

2.7 Auflösung

Für die Rezipierenden kommt es nun in den Grimm-Versionen zum Höhepunkt der Angst um Schneewittchen und zur verzweifeltsten Situation des Märchens, was vor allen Dingen durch die Reaktion der Zwerge vermittelt wird:

„Spieglein, Spieglein an der Wand: wer ist die schönste Frau in dem ganzen Land?“ Da antwortete er: „Ihr, Frau Königin, seyd die Schönste Frau im Land!“ „*Nun hab ich Ruhe*“ sprach sie, „da ich wieder die Schönste im Lande bin, und Sneewittchen *wird diesmal wohl tot bleiben*.“ [...] da lag das liebe Sneewittchen auf dem Boden und war tot. *Sie schnürten es auf und sahen, ob sie nichts giftiges in seinen Haaren fänden, es half aber alles nichts, sie konnten es nicht wieder lebendig machen.* (Rölleke 1986: 257)

Da betrachtete es die Königin mit *grausigen Blicken und lachte überlaut*, und sprach „weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz! *Diesmal können dich die Zwerge nicht wieder erwecken*.“ [...] fanden Schneewittchen auf der Erde liegen, und es *ging kein Atem mehr aus seinem Mund, und es war tot. Sie hoben es auf, suchten ob sie etwas Giftiges fänden, schnürten es auf, kämten ihm die Haare, wuschen es mit Wasser und Wein, aber es half alles nichts; das liebe Kind war tot und blieb tot.* (Grimm 2000: 251)

Der Spiegel, dessen wahrheitssprechende Funktion im Märchen bereits etabliert wurde, bestätigt auf diese Weise das Schicksal Schneewittchens und raubt den Rezipierenden so vorübergehend die Hoffnung auf ein erneutes Wiederaufleben

des Kindes. Untermalt wird diese beängstigende Situation, vor allem in der späteren Fassung, durch die grausige Reaktion der auf dem Höhepunkt ihrer Boshaftigkeit sich befindenden Königin. Schließlich kehren die Zwerge zurück und suchen vergeblich und immer verzweifelter nach der Ursache der vermeintlichen Ohnmacht Schneewittchens, doch sie können Schneewittchen nicht noch einmal retten – sie „war tot und blieb tot“ (Grimm 2000: 251). Die Disney-Version kommt an diesem Punkt bereits zur Auflösung, also zum Ende des Handlungsstrangs der Königin – wie sich herausstellen wird aus mehreren Gründen:

Darauf stieß die alte Hexe ein teuflisches Lachen aus, das weit durch den Wald zu hören war [...]. Ein Gewitter braute sich über ihnen zusammen und bald regnete es in Strömen. Die Hexe aber sah die Zwerge kommen und flüchtete so schnell sie konnte durch das Unwetter vor ihnen. Blitz und Donner tobten, als die Zwerge mit den Waldtieren die Verfolgung aufnahmen. Die alte Hexe rannte geschwind und kletterte schließlich eine Felswand hinauf. „Ich zermalme euch“, schrie sie den Zwergen zu und versuchte einen großen Felsbrocken auf sie hinunterzustoßen. In dem Moment aber schlug der Blitz ein – und traf die böse Königin. Darauf fiel sie von der Klippe in einen dunklen Abgrund und ward nie mehr gesehen. Doch zurück in ihrem Häuschen konnten die Zwerge nichts mehr für Schneewittchen tun. Ihre schöne Prinzessin war von ihnen gegangen⁶. (Disney 2018: 31-34)

Die Königin, oder vielmehr Hexe, kehrt hier nicht zu ihrem Spiegel zurück, sondern begibt sich auf die Flucht vor den Zwergen und Walddtieren – es entsteht eine bedrohliche Situation, indem die Naturgewalten ins Spiel gebracht werden. Es scheint, als würde sich die böse Tat der Königin und das Unglück Schneewittchens in den Wetterverhältnissen – in Blitz, Donner, Sturm und Regen – wieder spiegeln: Solche katastrophenähnlichen Naturzustände gehören ebenfalls seit jeher zu den elementaren Ängsten der Menschen, da sie diesen zumeist schutzlos ausgeliefert sind (vgl. Dinzelbacher 1993: 327). Die Flucht der Königin vor ihren Verfolgern scheint Angst ihrerseits zu implizieren, möglicherweise Strafangst wegen ihres vorangegangenen grausamen Verbrechens (vgl. Dettmering 1984: 161) – doch ihre letzte Handlung, der Versuch die Zwerge mit einem Felsbrocken zu zerschmettern, drückt vielleicht weniger Angst aus, als dass sie einem Machtbeweis darstellen soll. In diesem Moment, unmittelbar bevor sie eine weitere böse Tat vollbringen kann, trifft sie unvermittelt ein Blitz – die Natur scheint sie für ihre Boshaftigkeit zu strafen.

⁶ Hier findet sich ein weiterer Euphemismus auf Seiten Disneys, ganz anders als bei den Grimm-Versionen, in welchen die finale Bezeichnung „sie war tot und blieb tot“ gerade Bestandteil der Dramatik war.

Die Königin wurde jedoch in der Disney-Variante in eine Hexe verwandelt und im Kopf der Rezipierenden auch als eine solche verankert, weshalb sie diesem letztendlich weitgehend unmenschlich erscheint und er die Strafe somit nicht als furchtbar empfinden muss. Außerdem erübrigt sich so die Hinrichtung der Stiefmutter von Menschenhand: Zum einen erlaubt diese Auflösung also die Bestrafung des Bösen – wenn der Tod der Königin auch unausgesprochen bleibt – ohne dass bei dieser Strafe die Billigung Schneewittchens im Stillen angenommen werden müsste, da sich dies mit ihrer idealisierten Darstellung durch die Disney-Version nicht verträgt. Zum anderen muss es so nicht zu der Erwähnung einer so grausamen Strafe kommen, wie sie in den Grimm-Fassungen stattfindet:

[...] ward die Hochzeit bestellt, und Sneewittchens *gottlose Mutter*, auch eingeladen [...] „Frau Königin, Ihr seyd die Schönste hier, aber die junge Königin ist noch tausendmal schöner als Ihr!“ Als sie das hörte, *erschrack sie*, und es war ihr so Angst, so Angst, daß sie es nicht sagen konnte. Doch trieb sie der Neid, daß sie auf der Hochzeit die junge Königin sehen wollte, und wie sie ankam, sah sie daß es Sneewittchen war; da waren eiserne Pantoffeln im Feuer glühend gemacht, die mußte sie anziehen und darin tanzen, und ihre Füße wurden jämmerlich verbrannt, und sie durfte nicht aufhören, bis sie sich zu todt getantz hatte. (Rölleke 1986: 259)

Zu dem Fest wurde aber auch Schneewittchens *gottlose Stiefmutter* eingeladen. [...] „Frau Königin, ihr seid die schönste hier, aber die junge Königin ist tausendmal schöner als ihr.“ Da stieß das böse Weib einen Fluch aus, und es wurde ihr so Angst, so Angst, dass sie nicht wusste, was tun. Sie wollte zuerst gar nicht auf die Hochzeit kommen, doch ließ es ihr keine Ruhe, sie mußte fort und die junge Königin sehen. Und wie sie hineintrat, erkannte sie Schneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen. Aber es waren schon eiserne Pantoffeln über Kohlenfeuer gestellt und wurden mit Zangen hineingetragen und vor sie hingestellt. Da musste sie in die rot glühenden Schuhe treten und so lange tanzen, bis sie tot zur Erde fiel. (Grimm: 255)

Am Ende der Märchen-Versionen der Gebrüder Grimm, in der letzten Auseinandersetzung der beiden Kontrahentinnen, kommt es auch zum Höhepunkt der Angst der Königin. Bis hierhin fand eine stetige Steigerung ihrer Angst statt, doch schien sie letztendlich die Oberhand gewonnen und Schneewittchen vernichtet zu haben. Gerade der trügerische Glaube an den Tod der Gegnerin lässt ihr Entsetzen umso größer werden, als sich die Königin abermals getäuscht sieht. Die Erfahrungen der vorangegangenen Mordanschläge müssen in ihr die böse Ahnung erwecken, dass es sich bei der jungen Königin um Schneewittchen selbst handelt. In beiden Versionen wird das Ausmaß ihrer Verängstigung zuerst durch die Wiederholung und „es wurde ihr so Angst, so Angst“ betont; in der älteren Version ist die Königin dann unfähig dazu, zu sprechen („INABILITY TO SPEAK“) und in der späteren Version ist sie außerstande zu denken („INABI-

LITY TO THINK“) – beides wiederum metonymische Angstbereiche nach Kövecses (vgl. Kövecses 1990: 71).

Dennoch kann sie in dieser Angst, wie sich herausgestellt hat, niemals Ruhe finden und obgleich es wahrscheinlich ist, dass sie dort Schneewittchen vorfindet und bestraft wird, treibt ihre Ruhelosigkeit sie schließlich zur Hochzeit. Die 1812er Version verzichtet auf weitere Angstdarstellung und widmet sich umgehend der Strafe, aber die spätere Fassung schildert auch hier die Angstreaktion der Königin beim Anblick Schneewittchens: „Und wie sie hineintrat, erkannte sie Schneewittchen, und vor Angst und Schrecken stand sie da und konnte sich nicht regen“ – die Königin ist also aufgrund ihrer Angst unfähig dazu, sich zu bewegen („INABILITY TO MOVE,“ vgl. Kövecses 1990: 71). Dies rührt wohl daher, dass sie sich wiederum in ihrer Schönheit übertroffen sieht, und zwar abermals durch ihre Nemesis, das scheinbar unsterbliche, unüberwindbare Schneewittchen. Zudem befürchtet sie womöglich, dass sie nun eine ihren Schandtaten gemäße Strafe zu erwarten hat.

Die brutale Strafe für die Königin ist ein Beispiel für die Grausamkeitsdarstellung in Märchen, die von seinen Gegnern so häufig kritisiert wurde. Diese dient aber dem Bedürfnis, unmissverständliche Verhältnisse aufzuzeigen und klare Schlusspunkte zu setzen: Es soll am Ende des Märchens keine Spur von Zweifel zurückbleiben, dass Gerechtigkeit und Reinheit triumphieren (vgl. Maier 1987: 78–79). Zudem wurde von den Märchenverfechtern betont, dass sich das Märchen bei der Beschreibung der Strafen niemals im Detail verliert, keine Wunden beschreibt, kein Blut fließen lässt und die Abrechnung mit dem Bösewicht letztendlich hauptsächlich abschreckend wirkt, da sich zeigt, dass sich dessen Verbrechen nicht auszahlen (vgl. ebd. 79, Bettelheim 1977: 14). Dennoch ist das Tanzen in glühenden Schuhen eine für die Rezipierenden unzweifelhaft angst-einflößende Vorstellung, weshalb in der späteren Version möglicherweise auf den Zusatz „und ihre Füße wurden jämmerlich verbrannt“ (Rölleke 1986: 269) bewusst verzichtet wurde.

Die Grimm'schen Varianten von *Schneewittchen* zeichnen sich durch zweierlei Lehren aus, die es aus dem Märchen zu ziehen gilt: Zum einen wurde das zu-Grunde-gehen eines Menschen an den aus seinen Ängsten erwachsenden Sünden und einer sich daraus ergebenden Entwicklung zur absoluten Boshaftigkeit demonstriert. Gerade die grausame Strafe, die dieser Mensch am Ende des Märchens zu erleiden hat, sorgt für eine abschreckende Wirkung und warnt die Rezipierenden davor, einen ähnlichen Weg einzuschlagen. Beachtlich ist, dass die Grausamkeit der Mutter/Stiefmutter wohl die angsteinflößendste Wirkung auf die Rezipierenden hat, die Figur der Königin im Märchen aber auch selbst die meiste Angst aussteht, da Angst grundsätzlich in ihrem Charakter

angelegt ist. Sprachlich wird diese Angst der Königin überwiegend durch eine Beschreibung ihrer physischen Reaktionen vermittelt – ihr Erbleichen, der erhöhte Pulsschlag und ihre Unfähigkeit zur Sprache oder gar Bewegung stehen stellvertretend für die Furcht, die die Figur auszustehen hat. Durch einen solchen Rückgriff auf den Bereich körperlicher Reaktionen wird zugleich auf die Erfahrungswelt der Rezipierenden verwiesen und diesen ein Einfühlen in die angsteinflößenden Situationen ermöglicht. Zum anderen wird durch die Struktur *Verbot – Überschreiten des Verbots – Strafe* auf die Wichtigkeit der Einhaltung elterlicher und gesellschaftlicher Normen verwiesen und dies anhand der beängstigenden Konfrontationen zwischen der Königin und Schneewittchen dargestellt. Trotz eines klaren Gut-Böse Verhältnisses besitzt auch Schneewittchen kleinere Charakterfehler wie Gutgläubigkeit und Verführbarkeit, die es den Rezipierenden erlauben, aus dem Geschehenen zu lernen, wodurch das Märchen wiederum seine pädagogisch-didaktische Funktion realisieren kann – für diese Funktion scheint das Einbringen von Angst und Schrecken in das Märchen unvermeidbar zu sein (vgl. Kaiste 2005: 47, 185). Schneewittchens unschuldiger Charakter führt jedoch nicht zu dauerhaften Ängsten, wie sie anhand der Königin veranschaulicht werden. Ihre Ängste zeigen sich eher situativ in den vielfältigen Angstsituationen, mit welchen sie im Verlauf der Geschichte konfrontiert wird und die sich durch typische Angstmotive wie dem bedrohlichen Wald, wilden Tieren oder dem Verlassen-Werden auszeichnen. In diese situativen Ängste können sich die Rezipierenden besonders gut hineinversetzen, da es sich um elementar menschliche Ängste handelt.

In der Disney-Version bleibt eine pädagogische Funktion weitgehend aus, indem die Königin sich nicht erst aufgrund von Ängsten und dem Verfall an Sünden zur Boshaftigkeit entwickelt, sondern sie als beinahe unmenschliches Feindbild von vorne herein etabliert ist. Dies dient dazu, den reinen, unschuldigen Charakter Schneewittchens als unfehlbar/idealisiert hervorzuheben. Auch sie erlebt situative Angst, allerdings in gemäßigter Form, vor allem wegen des gänzlichen Ausbleibens von Verführbarkeit oder Ungehorsam. Abgesehen davon, dass die Königin grausam genannt wird, wird auf Grausamkeitsdarstellungen wie das Verspeisen von Organen oder zu Tode tanzen weitestgehend verzichtet und zahlreiche potentiell angsteinflößende Szenen werden durch Euphemismen heruntergespielt. Letztendlich wird so in der Disney-Version weitaus weniger Angst ausgelöst, als im ursprünglichen Märchen der Gebrüder Grimm.

3 Fazit

In diesem Beitrag wurden sowohl die sprachliche Konstruktion der Emotion *Angst*, als auch der mögliche pädagogische Nutzen einer solchen Angstdarstellung in verschiedenen Versionen des Märchens *Schneewittchen* untersucht. Dabei zeigt sich, dass die Textgattung des Märchens sich hervorragend für die Analyse einer solch grundlegenden Emotion eignet, da uns das Märchen ein „Welterleben“ präsentiert, welches wesentlich durch unsere Ängste mitgeprägt wird. Anhand eines Märchentextes lassen sich somit einerseits die Ängste der Figuren analysieren, diese spiegeln andererseits aber auch unsere eigenen Ängste als Rezipierende wider und lassen uns somit Rückschlüsse auf universelle Angstmotive ziehen. Auch im Märchen werden zur Verbalisierung der Emotion *Angst* Erlebens- und Emotionsbegriffe, Idiome und metaphorische Wendungen herangezogen. In „Schneewittchen“ spielt hier wiederum der Bereich der körperlichen Reaktionen eine herausragende Rolle – im Mittelpunkt steht dabei oft die Herzmetaphorik. So ist beispielsweise davon die Rede, dass sich *ein Herz im Leibe herumkehrt, ein Stein vom Herzen gewälzt wird* oder *alles Blut zum Herzen fließt*. Während Dobrovol'skij sich gesondert auf die Idiome der ‚reinen‘ Angst und die zu deren Konzeptualisierung notwendigen Symptome und Begleiterscheinungen bezieht, hat es sich für meinen Beitrag und besonders für die Charakterisierung der Gegenspielerin Schneewittchens als geradezu essentiell ergeben, eine Mischung aus *Angst* und weiteren starken Emotionen in die Betrachtungen mit einzubeziehen, wobei ich davon ausgehe, dass die *Angst* als Ausgangs- und Basisemotion oftmals weitere ‚Folgeemotionen‘ wie Zorn und Neid nach sich ziehen kann. Für meinen Beitrag konnte diesbezüglich häufiger die durch Kövecses postulierte Unterscheidung zwischen metonymischen und metaphorischen Bereichen der *Angst* herangezogen werden, welche Dobrovol'skij allerdings aufgrund ihrer wenig konsequenten Differenzierbarkeit kritisiert (Dobrovol'skij 1995: 327f.). Die Herzmetaphorik erlaubt es auch, die größten Unterschiede in der Darstellung der Mutter/Stiefmutter/bösen Königin herauszuarbeiten: In der Disney-Version ist die *Angst* der Königin weiteren Übeln wie Grausamkeit und Machtgier nebengeordnet – die Kontrahentin hat von Anfang an ein *verdorbenes Herz*. Die charakterlichen Übel der Mutter/Stiefmutter bei den Grimms entspringen hingegen geradezu aus ihrer Angst, welche bewirkt, dass *Neid und Hochmut wie Unkraut aus ihrem Herzen wachsen*. Hierzu machte schon Gerok-Reiter ähnliche Entdeckungen in ihrer Untersuchung mittelhochdeutscher Epik: Die *Angst* der dem Bereich des Bösen zugeordneten Charaktere verweist auf deren mangelndes Gottvertrauen und ihre Weltverfallenheit und macht sie anfällig für weitere sündhafte Charakterschwä-

chen (Gerok-Reiter 2007: 133). Während die modernere Disney-Version an Grausamkeiten spart oder auf Euphemismen zurückgreift, um beängstigende Sachverhalte zu beschönigen, ist deren Wirkung auf die Rezipierenden deshalb nicht unbedingt ‚kindgerechter.‘ Der Fokus auf die Idealisierung Schneewittchens verbaut einen lehrreichen, pädagogischen Effekt, indem weder Schneewittchen, noch der Königin Raum für eine Entwicklung gelassen wird. Stattdessen wird eine zu krasse Schwarz-Weiß-Zeichnung präsentiert, die selbst eine Identifikation mit der ‚guten Seite‘ nur schwerlich zulässt. Die Angstdarstellung in den Grimm-Versionen hingegen hat einen warnenden und zu belehrenden Effekt und zeigt Schneewittchen – obwohl eine deutliche Polarisation stattfindet – nicht als unfehlbaren Charakter. So können die Rezipierenden sowohl aus den Fehlern der Gegenspielerin, als auch aus Schneewittchens Fehlern lernen, wenn es zu einer Konfrontation seiner eigenen Lebensängste kommt.

Literatur

- Bähr, Andreas (2013): *Furcht und Furchtlosigkeit. Göttliche Gewalt und Selbstkonstitution im 17. Jahrhundert*. Göttingen: V&R unipress.
- Becker, Maria (2016): Die Flüchtlingsdebatte in den Medien Deutschlands: eine korpus- und diskurslinguistische Untersuchung der Konzeptualisierung von Angst. *Sprachreport* 32, 1–11. [<https://ids-pub.bsz-bw.de/frontdoor/index/index/docId/4967>].
- Bettelheim, Bruno (1977): *Kinder brauchen Märchen*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- Braun, Martin (1985): Mythen in der Erziehung? – Vorschlag für eine Pädagogik der kleinen Wahrheiten. In: Christian Büttner (Hrsg.), *Zauber, Magie und Rituale. Pädagogische Bot-schaften in Märchen und Mythen*, 81–100. München: Kösel.
- Crago, Hugh (2008): What Is a Fairy Tale? In: Andrea Schwenke Wylie & Teya Rosenberg (Hrsg.), *Considering Children's Literature. A Reader*, 162–178. Ontario: Broadview Press.
- Dettmering, Peter (1984): Angst im Märchen. In: Paul Götze (Hrsg.), *Leitsymptom Angst*, 159–165. Berlin u. a.: Springer.
- Dinzelbacher, Peter (1993): Ängste und Hoffnungen/Mittelalter. In: Peter Dinzelbacher (Hrsg.), *Europäische Mentalitätsgeschichte. Hauptthemen in Einzeldarstellungen*. 2. Auflage, 315–345. Stuttgart: Alfred Kröner.
- Disney, Walt (2018): *Das große goldene Buch der Prinzessinnen*. Hamburg: Carlsen.
- Dobrovolskij, Dimitrij (1995): Schiss und Espenlaub: Idiome der Angst. *Folia linguistica* 29/34, 317–346.
- Endres, Rolf (1987): Vorbemerkungen zu einer Untersuchung des Feldes der „Angst“-Ausdrücke in Otfrieds Evangelienbuch. In: Rolf Bergmann u. a. (Hrsg.), *Althochdeutsch 2*, 1000–1011. Heidelberg: Winter.

- Fiehler, Reinhard (2011): Wie kann man über Gefühle sprechen? Sprachliche Mittel zur Thematisierung von Erleben und Emotionen. In: Lisanne Ebert, Carola Gruber, Benjamin Meisnitzer & Sabine Rettinger (Hrsg.), *Emotionale Grenzgänge. Konzeptualisierungen von Liebe, Trauer und Angst in Sprache und Literatur*, 17–33. Würzburg: Koenigshausen und Neumann.
- Gerok-Reiter, Annette (2007): Die Angst des Helden und die Angst des Hörers. Stationen einer Umbewertung in mittelhochdeutscher Epik. *Das Mittelalter* 12/1, 127–143 [Themenheft *Angst und Schrecken im Mittelalter. Ursachen, Funktionen, Bewältigungsstrategien*. Hrsg. von Annette Gerok-Reiter und Sabine Obermaier unter Mitarbeit von Claudia Lauer].
- Gerstl, Quirin (1964): *Die Brüder Grimm als Erzieher. Pädagogische Analyse des Märchens*. München: Ehrenwirth.
- Götze, Paul (Hrsg.) (1984): *Leitsymptom Angst*. Berlin u. a.: Springer.
- Grimm, Jacob & Wilhelm Grimm (2000): *Die schönsten Märchen der Gebrüder Grimm*. Oldenburg: Lappan.
- Gutter, Agnes (1968): *Märchen und Märe. Psychologische Deutung und Pädagogische Wertung*. Solothurn: Antonius.
- Horn, Katalin (1990): Lebenshilfe aus „uralter Weisheit“? Psychologische und populärpsychologische Märchenrezeption unter ihrem therapeutischen Aspekt. In: Hans-Jörg Uther (Hrsg.), *Märchen in unserer Zeit. Zu Erscheinungsformen eines populären Erzählgenres*, 159–169. München: Eugen Diederichs.
- Kaiste, Jaana (2005): *Das eigensinnige Kind. Schrecken in pädagogischen Warnmärchen der Aufklärung und der Romantik*. Akademische Abhandlung im Fach Germanistik zur Erlangung des Grades eines Doktor philosophiae. Uppsala: Universität Uppsala, Digital Publishing Centre.
- Kövecses, Zoltán (1990): *Emotion Concepts*. New York u. a.: Springer.
- Maier, Karl Ernst (1987): *Jugendliteratur. Formen Inhalte pädagogische Bedeutung*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Nübling, Damaris, Antje Dammel, Janet Duke & Renata Szczepaniak (2017): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. 5. Auflage. Tübingen: Narr.
- Rölleke, Heinz (1986): *Die Märchen der Brüder Grimm*. München/Zürich: Artemis.
- Scherf, Walter (1990): Funktion und Bedeutung der Kindermärchen heute. Strukturanalytische Betrachtungen zur mündlichen und domestizierten Überlieferung. In: Hans-Jörg Uther (Hrsg.), *Märchen in unserer Zeit. Zu Erscheinungsformen eines populären Erzählgenres*, 170–179. München: Eugen Diederichs.
- Strehlow, Rosita (1985): *Die Bedeutung der Grimmschen Märchen für die Erziehung von Kindern*. Frankfurt a. M.: Haag und Herchen.
- Trescher, Hans Georg (1985): Magie und Empathie. In Christian Büttner (Hrsg.), *Zauber, Magie und Rituale. Pädagogische Botschaften in Märchen und Mythen*, 43–66. München: Kösel.
- Whitley, David (2012): *The Idea of Nature in Disney Animation. From Snow White to Wall-E*. Surrey: Ashgate Publishing Limited.

Juliane Schröter

Angst in der Ratgeberliteratur

Eine kulturalanalytische linguistische Studie

Abstract: Die Studie untersucht, wie in Ratgebern über Angst geschrieben wird und wie sich dies mit der Zeit verändert. Ihr liegen 18 deutschsprachige Ratgeber gegen Angst zugrunde, die zwischen 1985 und 2017 erschienen sind. Mit text-, diskurs- und korpuslinguistischen Methoden werden in diesem Korpus sprachliche Muster ermittelt und ausgehend von Prämissen der kulturalanalytischen Linguistik daraufhin interpretiert, welche Perspektiven auf und Umgangsweisen mit Angst sie nahelegen. Vorgestellt und gedeutet werden Muster im Aufbau und hinsichtlich der behandelten Themen, des Weiteren Muster in der Bestimmung von *Angst*, in der Formulierung von Zielen für die Adressierten sowie in konkreten Ratschlägen bzw. Instruktionen. Die Untersuchung ergibt, dass Angst in den Ratgebern gesamthaft gesehen fast nur als individuelle und kaum als kollektive Emotion erscheint. Als solche kann und soll Angst nicht etwa als menschliche Existenzbedingung ertragen, sondern aktiv reduziert oder mittels anderer Gefühle entkräftet werden. Dazu ist laut den Ratgebern nicht unbedingt die persönliche Hilfe von anderen notwendig, sondern dies kann und soll auch durch Selbststeuerung erfolgen. Die Ratgeber oszillieren damit zwischen der Ermächtigung der/des Einzelnen zur Einwirkung auf die eigenen Gefühle und ihrer/seiner Belastung mit der Verantwortung, die eigenen Gefühle so zu regulieren, dass sie der sozialen Norm entsprechen.

The study examines how anxiety (*Angst*) is written about in guidebooks and how this changes over time. It is based on 18 German guidebooks against anxiety which have been published between 1985 and 2017. Using methods from text, discourse, and corpus linguistics, the study identifies linguistic patterns in this corpus. Starting from premises of cultural linguistics, these patterns or regularities are interpreted with regard to the question which perspectives on anxiety and which ways of dealing with anxiety they suggest. The study identifies and interprets patterns in the composition of the guidebooks, in the topics addressed, in the definition of anxiety, in the formulation of goals for the addressees and in advice that the books give. It can be shown that anxiety (*Angst*) is presented almost exclusively as an individual and hardly as a collective emotion in the guidebooks. The books suggest that anxiety does not have to be endured as a condition of human existence but that it can actively be reduced or invalidated by other feelings. According to the books, this does not necessarily

require the personal help of others, but can and should be achieved by self-management. The guidebooks thus oscillate between empowering the individual to influence his/her own feelings and burdening him/her with the responsibility to regulate his/her own feelings so that they conform to the social norm.

1 Einleitung

Wie wird in deutschsprachigen Ratgebern der letzten Jahrzehnte über Angst geschrieben, und wie verändert sich dies? Welche Perspektiven auf und Umgangsweisen mit Angst werden dadurch nahegelegt?

Das sind die Fragen, auf die ich in diesem Beitrag Antworten geben möchte. Motiviert sind die Fragen durch die große Bedeutung, die sogenannten *Angststörungen* einerseits und der Ratgeberliteratur andererseits gegenwärtig zukommen: Nach einer jüngeren Studie des Robert Koch-Instituts hatten mehr als 15% der 18- bis 79-jährigen Bevölkerung Deutschlands innerhalb eines Jahres eine *Angststörung* (Robert Koch-Institut 2015: 113); und nach meiner eigenen Stichprobe verzeichnet die Deutsche Nationalbibliothek für die Publikationsjahre 2010 bis 2019 in ihrem Onlinekatalog 23'698 Titel mit dem Schlagwort *Ratgeber*, wovon 279 einen Bezug zu *Angst* aufweisen (Deutsche Nationalbibliothek [2019]). Auch wenn diese Befunde äußerst punktuell sind und ihnen bereits sprachgebundene Kategorisierungen zugrunde liegen, bilden sie deutliche Anhaltspunkte dafür, dass Ratgeber gegen Angst als Phänomen an der Schnittstelle von Angst und Ratgeberliteratur kulturell nicht unbedeutend sind und dass die Produktion und Rezeption von Ratgebern ein nicht unwesentliches Element unseres Umgangs mit Angst bilden. Interessiert man sich für Letzteren, liegt folglich eine Beschäftigung mit Ratgebern zum Thema *Angst* nahe.

Wenn ich mich dementsprechend in dieser Studie mit Angst-Ratgebern beschäftige, dann geschieht dies aus linguistisch-kulturanalytischer Perspektive, wie die eingangs genannten Fragen schon andeuten: Ich gehe davon aus, dass Ratgeber gegen Angst kulturell verbreitete Vorstellungen davon, was Angst ist und was man mit ihr tun kann oder soll, zum Ausdruck bringen und beeinflussen; und ich nehme an, dass eine Analyse des Sprachgebrauchs in solchen Ratgebern es ermöglicht, diese Vorstellungen zu erschließen.

Um dies tun zu können, gehe ich in Teil 2 zunächst auf die relevante Forschung für meine Untersuchung ein. Wie die Übersicht ergibt, hat sich die Linguistik der Verbindung von Sprache und Angst, aber auch der Ratgeberliteratur bisher mit anderen als den hier verfolgten Interessen genähert. In Teil 3 erörtere ich die kulturanalytischen Annahmen genauer, die der Untersuchung voraus-

gehen, stelle dann das Korpus der Untersuchung vor, das 18 deutschsprachige Ratgeber gegen Angst aus der Zeit von 1985 bis 2017 umfasst, und erläutere anschließend die Methoden, d. h. die text-, diskurs- und korpuslinguistischen Instrumente, die in der Untersuchung verwendet werden. Anschließend präsentiere ich in Teil 4 die sprachlichen Muster, die sich in den ausgewählten Ratgebern zeigen – Muster im Aufbau und hinsichtlich der behandelten Themen, in der Bestimmung von *Angst*, in der Formulierung von Zielen für die Adressierten sowie in konkreten Ratschlägen bzw. Instruktionen. Die aufgefundenen Muster interpretiere ich insbesondere daraufhin, welche Perspektiven auf und Umgangsweisen mit Angst sie nahelegen. Schließlich versuche ich im Fazit, die zentralen Ergebnisse noch weiter auszudeuten, und werfe einige Fragen für die weitere Forschung auf.

2 Forschungsstand

Die relevanteste Forschungsliteratur für diese Studie betrifft Fragen und Gegenstände, die relativ weit weg von den hier behandelten liegen. Veröffentlichungen zur Versprachlichung von Angst in der deutschsprachigen zeitgenössischen Ratgeberliteratur gibt es, soweit ich sehe, noch nicht, und die vorliegenden Publikationen zu den Bereichen *Sprache und Angst* einerseits und *Ratgeberliteratur* andererseits sind für meine Untersuchung vergleichsweise wenig ergiebig.

So hat sich die linguistische, aber auch literatur- und sozialwissenschaftliche Forschung zu Sprache und Angst bisher beispielsweise mit Angst als Faktor im (Fremd)Spracherwerb und -gebrauch beschäftigt (vgl. Gkonou, Daubney & Dewaele [2017], um nur ein aussagekräftiges Beispiel für solche Untersuchungen von *language anxiety* oder *speech anxiety* zu nennen); auch die Konstruktion von Angst in politischen und anderen Diskursen hat Aufmerksamkeit gefunden (für eine idealtypische Publikation dieser Art vgl. Wodak 2015); des Weiteren sind Angst-Appelle (*fear appeals*) in Argumentationen und als Persuasionsmittel analysiert worden (vgl. beispielhaft Walton 2000); und auch die literarische Reflexion auf bzw. Präsentation von Angst ist zum Thema gemacht geworden (vgl. exemplarisch Guntersdorfer 2013). Näher an meiner Studie liegen lexikologisch-phraseologische, semantische bzw. kontrastive Arbeiten zum Angstwortschatz im Deutschen und ggf. in weiteren Sprachen (vgl. z. B. Wandruszka 1950/1981; Bergenholtz 1980; Dobrovoľskij 1995; Ciešlarová 2012; Filatkina 2016), Untersuchungen zur begrifflichen Erfassung und Thematisierung von Angst in speziellen Diskursausschnitten (vgl. z. B. Filatkina 2015; Georgi 2018) sowie Analysen der Formulierung und interaktiven Bearbeitung von Ängsten im

Gespräch (vgl. z. B. Günthner 2006; Gülich, Lindemann & Schöndienst 2010; Lindemann 2012; Knerich 2013; vgl. auch das frühe Plädoyer für entsprechende linguistische Untersuchungen Schwarz 1988), insofern sie alle Möglichkeiten der Versprachlichung von Angst in der deutschen Sprache betreffen. An die genannten Veröffentlichungen grenzen wiederum solche zum Sprechen und Schreiben über psychische Auffälligkeiten, Belastungen bzw. Krankheiten jenseits von *Angststörungen* (vgl. z. B. Schuster 2010; Scheidt et al. 2015; Gredel 2016; Iakushevic 2018) sowie zum Verhältnis von Sprache und Emotionen generell an (vgl. z. B. Athanasiadou & Tabakowska 1998; Fiehler 2001; Schwarz-Friesel 2007/2013). In diesem Zusammenhang sind schließlich auch Publikationen zur Kulturgeschichte der Angst erwähnenswert, die im Rahmen der geschichtswissenschaftlichen Erforschung der *history of emotions* entstanden sind, wobei diese Publikationen in der Regel weniger sprachbezogen sind (vgl. z. B. Bourke 2005/2006; Laffan & Weiss 2012; mehrere Beiträge in Plamper & Lazier 2012). Aktuelle Buchprojekte (vgl. diesen Band sowie Knuchel & Luth [erscheint]) deuten erfreulicherweise darauf hin, dass das linguistische und interdisziplinäre Interesse am Themenbereich *Sprache und Angst* derzeit zunimmt.

Auch die bisherige sprachwissenschaftliche Forschung zur Ratgeberliteratur berührt sich nur wenig mit meinem Beitrag. Zwar sind deutschsprachige Ratgeber immer wieder als Material für Untersuchungen herangezogen worden, größtenteils handelt es sich dabei jedoch um Sprach- und Kommunikationsratgeber (z. B. Bremerich-Vos 1991; Antos 1996; Schneider 2005; Kessel 2009) bzw. um ihre historischen Vorgänger wie Anstandsbücher, Briefsteller usw. (z. B. Nickisch 1969; Ettl 1984; Linke 1996; Schröter 2011). Diese Texte sind vor allem auf die in ihnen enthaltenen sprachlichen und kommunikativen Normen hin ausgewertet worden – sei es, um Sprach- bzw. Kommunikationsreflexion zu erforschen, Spracheinstellungen bzw. Sprachbewusstsein zu rekonstruieren, Rückschlüsse auf die sprachliche und kommunikative Praxis zu ziehen, oder auch, um sich kritisch mit nicht-linguistischen Normierungen von Sprache und Kommunikation auseinanderzusetzen. Analysen von Ratgebern zu anderen Themen und der Praktik des Ratgebens an sich sind demgegenüber bislang selten (zu den Ausnahmen gehören z. B. Niemann 2018, der ebenfalls auf dieses Forschungsdesiderat hinweist; Ott & Kiesendahl 2019; Niemann 2020). Auch die linguistische Aufmerksamkeit für Ratgeber und das Ratgeben scheint sich allerdings momentan zu verstärken.¹

¹ So veranstalteten etwa Mathilde Hennig und Robert Niemann im Herbst 2020 eine Tagung mit dem Titel *Ratgebepaxis in der spätmodernen Gesellschaft. Sprache, Normierung, Wissen*.

3 Theoretische Prämissen, Korpus und Methoden

Ich arbeite in dieser Studie mit zentralen theoretischen Prämissen der kulturanalytischen Linguistik (vgl. dazu Linke 2011: 26–32, 37–41; Schröter 2014: 30–31, 36–37; Schröter, Tienken & Ilg 2019: 5–10). Dazu gehört zunächst ein grundsätzlich konstruktivistisches Verständnis des Verhältnisses von Sprachgebrauch, Kognition und kultureller Wirklichkeit, d. h. die Annahme, dass Sprachgebrauch die sonstige kulturelle Wirklichkeit nicht nur reflektiert bzw. repräsentiert, sondern dass er sie normalerweise auch konstituiert, modifiziert oder stabilisiert, indem er unsere Wahrnehmungen, Kategorisierungen, Überzeugungen, Bewertungen und natürlich auch Gefühle und damit potenziell auch unser Verhalten und Handeln beeinflusst. „Sprachliches und anderweitig Kulturelles [stehen]“ demnach „in einem Verhältnis der gegenseitigen Hervorbringung“ (Schröter, Tienken & Ilg 2019: 6). Hieran schließt eine weitere Grundüberzeugung der kulturanalytischen Linguistik an: die Vorstellung, dass Sprachgebrauch und insbesondere Muster des Sprachgebrauchs insofern kulturell signifikant sein können, als sie Aufschluss über weit verbreitete, wirkmächtige Wahrnehmungen, Kategorisierungen, Überzeugungen, Bewertungen und Gefühle geben können. Methodisch zentral ist für die kulturanalytische Linguistik demgemäß das „Erkennen von Mustern“ auf der „traditionell sogenannten sprachlichen ‚Oberfläche‘“ und die „Entwicklung kulturbezogener Deutungen bzw. die Rekonstruktion kulturellen Sinns aus diesen Mustern“ (Schröter, Tienken & Ilg 2019: 6). Zu den Deutungen gelangt man am einfachsten durch systematisches Fragen nach den möglichen Ursachen und Folgen der beobachteten Sprachgebrauchsmuster. Dass es sich bei den Deutungen nicht um Gewissheiten handeln kann, sondern lediglich um Überlegungen mit hypothetischem Charakter, deren Plausibilität von den Ergebnissen weiterer Untersuchungen abhängt, stellt aus der Sicht der kulturanalytischen Linguistik kein Manko dar, sondern ist dezidiert so vorgesehen. Mit den beiden genannten Prämissen – dem konstruktivistischen Verständnis von Sprachgebrauch und der Auffassung von Sprachgebrauchsmustern als kulturell signifikant – ähnelt die kulturanalytische Linguistik einigen anderen sprachwissenschaftlichen Forschungsrichtungen, am stärksten der linguistischen Diskursanalyse. In diskurslinguistischen Arbeiten werden die Prämissen allerdings in der Regel auf Diskurse und nicht auf Sprachgebrauch generell sowie der Tendenz nach auf gesellschaftliches Wissen und nicht auf Kulturelles allgemein bezogen.

Für meine Auseinandersetzung mit Ratgebern gegen Angst bedeuten die vorgestellten Annahmen, dass ich davon ausgehe, dass Angst zwar in Teilen eine universelle menschliche Empfindung ist, dass aber das Erleben dieser „Ba-

sisemotion“ (Schwarz-Friesel 2007/2013: 250), deren Auslöser und Ausdruck, deren begriffliche Einordnung, Reflexion und Beurteilung sowie innerliche und äußerliche Bearbeitung kulturspezifisch sind. Ich nehme weiter an, dass das Kulturspezifische daran wesentlich durch das Sprechen und Schreiben über Angst geprägt ist und dass es sich durch die Auffindung und Ausdeutung sprachlich-kommunikativer Muster erschließen lässt. Was ich hier als *innerliche und äußerliche Bearbeitung* von Angst beschrieben habe, lässt sich mit Arlie R. Hochschild auch als „emotion work“ fassen, d. h. als „act of trying to change in degree or quality an emotion or feeling“ (Hochschild 1979: 561, vgl. 561–563). Hochschild argumentiert, dass wir unsere Gefühle bearbeiten oder managen, indem wir versuchen, sie mit kulturspezifischen Gefühlsregeln für bestimmte soziale Situationen in Einklang zu bringen. Die untersuchten Ratgeber können Hochschild folgend als Kodizes solcher „feeling rules“ verstanden werden, also als Sammlungen ausdrücklich formulierter „social guidelines that direct how we want to try to feel“ (Hochschild 1979: 563, vgl. 563–566). Hochschilds soziologischer theoretischer Ansatz ist von Reinhard Fiehler im deutschsprachigen Raum zu linguistischen Zwecken adaptiert worden. Auch Fiehler geht von „Emotionsregulation“ auf Basis von „Emotionsregeln“ aus, wobei er Letztere um „Manifestationsregeln“, „Korrespondenzregeln“ und „Kodierungsregeln“ ergänzt, die in diesem Zusammenhang allerdings kaum relevant sind (Fiehler 2001: 1427–1428). Statt von ausdrücklich formulierten Hochschild’schen *feeling rules* könnte man im Falle der Angst-Ratgeber auch von expliziter „emotionology“ im Sinne Peter N. und Carol Z. Stearns’ sprechen, d. h. von „attitudes or standards that a society, or a definable group within a society, maintains toward basic emotions and their appropriate expression; ways that institutions reflect and encourage these attitudes in human conduct“ (Stearns & Stearns 1985: 813). Stearns und Stearns weisen aus der Perspektive der Geschichtswissenschaft auf die methodische Notwendigkeit hin, zwischen kulturspezifischen Standards, Werten oder Idealen für Emotionen und dem tatsächlichen individuellen oder gruppengebundenen emotionalen Erleben zu unterscheiden, wobei auch sie unter normalen Umständen einen Einfluss Ersterer auf Letztere annehmen. Besonders bedenkenswert für die vorliegende Untersuchung ist ihre Annahme, dass „[e]motionology surely contributes to definitions of deviance“ (Stearns & Stearns 1985: 832).

Mein Korpus setzt sich aus insgesamt 18 Ratgebern gegen Angst zusammen.² Es handelt sich dabei um Bücher, die das Stichwort *Angst(-)* im Titel tra-

² Ich danke Anne Diehr, Daniel Pfurtsceller, Renate Schröter und Sebastian Thome herzlich für ihre Hilfe bei der Zusammenstellung des Korpus.

gen, die in Bibliothekskatalogen als *Ratgeber* klassifiziert sind und als deren Hauptziel sich bei der Einsichtnahme und ersten Lektüre erweist, der Leserschaft zu einem veränderten Umgang mit Angst zu verhelfen. Damit liegt meiner Auswahl eine Auffassung von *Ratgeber* zugrunde, die weitgehend dem alltagsprachlichen Verständnis als „Buch o. Ä., in dem Anleitungen, Tipps o. Ä. für die Praxis auf einem bestimmten Gebiet enthalten sind“, entspricht (Bibliographisches Institut 2019b). Zwar sind deutschsprachige Ratgeber zum Thema *Angst* vereinzelt bereits in den 1970er Jahren erschienen, eine Serie solcher Ratgeber lässt sich aber erstmals für die 1980er und 1990er Jahre zusammenstellen. Dementsprechend stammen sechs Ratgeber meines Korpus aus den 1980er und 1990er Jahren, sechs aus den 2000er Jahren und sechs aus den 2010er Jahren. Abgesehen von zwei Fällen – einer deutschen Adaption eines englischen Textes und einer Zweitaufgabe, die nur ein Jahr nach der ersten Auflage erschienen ist – wurde jeweils die erste Auflage der Ratgeber verwendet. Bei der Auswahl habe ich im Sinne der Vergleichbarkeit darauf geachtet, dass die Ratgeber nicht auf eine Angst spezialisiert sind, die sich auf ein einzelnes Objekt bezieht. Ratgeber speziell gegen Angst vorm Fliegen, vor Prüfungen, vor dem Zahnarzt u. Ä. sind folglich nicht ins Korpus aufgenommen worden. Viele Ratgeber kombinieren das Thema *Angst* allerdings mit einem weiteren Thema, etwa *Depression*, *Panik* oder *Sorgen*. Solche Ratgeber wie auch Ratgeber, die allgemeine, sogenannte *generalisierte Angststörungen* behandeln, sind hingegen ins Korpus eingegangen, weil die Materialbasis sonst zu schmal geworden wäre. Nicht ausgeschlossen habe ich des Weiteren Übersetzungen aus dem Englischen, da diese in den untersuchten Dekaden eine wichtige Rolle auf dem Markt der deutschsprachigen Angst-Ratgeber spielen. Während die thematische Spezialisierung und die Sprache, in der sie zuerst erschienen sind, bei allen Ratgebern zweifelsfrei festgestellt werden kann, ist deren Zuordnung zu einer Richtung der Psychotherapie oft schwierig und mit Unklarheiten verbunden. Die Gründe dafür sind, dass viele Verfassende ihren Ratgeber nicht explizit innerhalb des Spektrums psychotherapeutischer Ansätze verorten, dass andere wiederum erwähnen, in ihrem Ratgeber verschiedene Ansätze kombinieren zu wollen, und dass die „Vielfalt [psycho]therapeutischer Modelle, Schulen und Subschulen mittlerweile“ generell „selbst für die im Feld langjährig Tätigen schwer überschaubar [ist]“ (Sluneco 2009/2017: 14).

Aus dem Blickwinkel der linguistischen Kulturanalyse ist bereits das Faktum aufschlussreich, dass Angst-Ratgeber erst seit den 1980er Jahren reihenweise erscheinen. Dies könnte ein Ausdruck dessen sein, dass sich in den 1980er Jahren die Zahl der Menschen, die viel Angst haben, erhöht hat. Doch auch andere Ursachen sind denkbar – etwa, dass bislang disparat kategorisierte

psychische Phänomene neu unter dem Begriff *Angst* zusammengefasst werden, dass Angst weniger als bisher akzeptiert wird, dass sie stärker als zuvor als behandel- und reduzierbar gilt oder dass die Kommunikation über Angst weniger tabuisiert ist als in früheren Dekaden. Es könnte zudem sein, dass sich in den 1980er Jahren der Markt der Ratgeberliteratur (nach US-amerikanischem Vorbild?) soweit vergrößert hat, dass nun auch *Angst* zum Kreis der Themen gehört, die von Ratgebern bearbeitet werden.

Um nicht nur aus der Existenz, sondern auch aus dem Sprachgebrauch in Ratgebern gegen Angst Schlüsse dieser Art ziehen zu können, habe ich die 18 Ratgeber des Korpus mit einer Mischung aus qualitativen und quantitativen Methoden untersucht. Zum Einsatz gekommen sind Instrumente der Text-, Diskurs- und Korpuslinguistik. Um die Ratgeber auch korpuslinguistisch untersuchen zu können, sind ihre inhaltlich relevanten Teile unter Wahrung des Urheberrechts digitalisiert worden. Nicht einbezogen worden sind z. B. Kopf- oder Fußzeilen, Seitenzahlen, Marginalien, Adresslisten, Literaturverzeichnisse, Register, Verlagswerbung und dergleichen. Um diachrone Veränderungen verfolgen zu können, habe ich die digitalisierten Ratbertexte nicht nur zu einem Gesamtkorpus zusammengefügt, sondern zusätzlich drei Teilkorpora gebildet, die die Texte der 1980er und 1990er Jahre, der 2000er Jahren oder der 2010er Jahre enthalten. Für die korpuslinguistischen Analysen ist die Freeware *#LancsBox* verwendet worden (Brezina, Timperley & McEnery 2018; vgl. Brezina, McEnery & Wattam 2015). Die Präsentation der Ergebnisse im nächsten Teil mag den Eindruck erwecken, dass ich mit qualitativen Methoden Hypothesen generiert und diese dann korpuslinguistisch überprüft habe. Tatsächlich ist die Analyse der digitalen Korpora aber zunächst der qualitativen Analyse vorausgegangen und dann im Anschluss an diese weitergeführt worden. Für alle vorgestellten Muster gilt, dass es in einzelnen Ratgebern auch Abweichungen gibt, die jedoch aus Platzgründen nicht immer separat erwähnt werden können. Beschrieben wird im Folgenden also das, was mehrheitlich der Fall ist, nicht das, was ausnahmslos gilt.

4 Ergebnisse

4.1 Aufbau und Themen

Sieht man die Inhaltsverzeichnisse und den Inhalt der Ratgeber gegen Angst auf wiederkehrende größere Textbausteine hin durch, zeigt sich, dass es fünf Kernthemen gibt, denen sehr viele Ratgeber Teile, Kapitel oder Teilkapitel widmen:

- (1) *Angst an sich*: die entsprechenden Teile, Kapitel oder Teilkapitel tragen Titel wie „WAS IST ANGST?“ (Priest 1983/1985: 8), „Zum Verständnis von Angst“ (Schmidt-Traub 1995: 5) oder „Angst als natürliche Reaktion auf Gefahr“ (Craske & Barlow 2006/2016: 37);
- (2) *Arten von Angst bzw. ‚Angststörungen‘*: die Abschnitte zu diesem Thema heißen etwa „Spielarten der Angst“ (Lückert 1993: 36), „Die verschiedenen Formen der Angst“ (Peiffer 2004: 42) oder „Welche Formen der Angststörung gibt es?“ (Voos 2015: 25);
- (3) *Ursachen von Angst bzw. ‚Angststörungen‘*: die Abschnitte, die dieses Thema behandeln, sind z. B. mit „Warum haben wir Angst?“ und „Wie entstehen Angststörungen?“ (Wittchen 1997/1999: 11, 43), „Woher kommt die Angst und was lässt sie wachsen?“ (Wilms & Wilms 2008: 53) oder „Entstehung einer Angsterkrankung“ (Illy 2016: 25) betitelt;
- (4) *Maßnahmen gegen Angst, die die/der Lesende allein ergreifen kann*: die entsprechenden Teile, Kapitel oder Teilkapitel haben Überschriften wie „SELBSTHILFEWEGE ZUR BEWÄLTIGUNG VON ANGST UND DEPRESSIONEN“ (Priest 1983/1985: 26), „Die Symptome in den Griff bekommen“, „Negative Denkmuster überwinden“, „Systematische Desensibilisierung“ usw. (Peurifoy 1997/2007: 85, 99, 113) oder „TRUST – and go! Das KRISEN-ABC“ (Diegelmann & Isermann 2011/2012: 46);
- (5) *Maßnahmen gegen Angst, an denen eine andere Person mitwirken muss*: Bezeichnungen für Abschnitte zu diesem Thema sind beispielweise „Die ärztliche Behandlung“ (Trickett 1992/1995: 33), „Was Therapeuten tun können“ (Wilms & Wilms 2008: 79) oder „Medikamente gegen die Angst“ (Craske & Barlow 2006/2016: 153).

Die Zitate zeigen, dass die Überschriften bzw. Titel für die entsprechenden Abschnitte häufig aus Fragen bestehen, auf die der folgende Text Antworten bietet, und aus Nominalphrasen, die das Thema bezeichnen. Die Zitate lassen zudem erkennen, dass ein Kernthema auch unter mehreren Überschriften bzw. Titeln abgehandelt werden kann. Wie bereits angedeutet, enthalten nicht alle Ratgeber Teile, Kapitel oder Teilkapitel zu allen Kernthemen, und natürlich finden sich in vielen Ratgebern Teile, Kapitel oder Teilkapitel zu weiteren Themen. Die genannten Kernthemen machen aber normalerweise einen Großteil der Gesamttexte aus und werden in der angegebenen Reihenfolge abgehandelt.

Hinsichtlich des Aufbaus und der Themen sind die analysierten Ratgeber also relativ musterhaft. Ein diachroner Wandel zeichnet sich diesbezüglich nicht ab.

Die Liste der Kernthemen lässt Rückschlüsse darauf zu, wie die Ratgeber das Thema *Angst* bearbeiten: Auf einen definitorisch-begriffsbestimmenden Zugang folgt üblicherweise eine differenzierend-klassifizierende, explizierend-begründende und direktiv-instruierende Entfaltung des Themas. Die untersuchten Ratgeber gegen *Angst* „zeichnen sich“ folglich „durch die Grundfunktionen der Information und der Appellation aus“, die in der Forschungsliteratur für Ratgeber generell angenommen werden (Niemann 2018: 77). Die Annahme schließt freilich nicht aus, dass das Verhältnis von Information und Appellation über verschiedene Ratgeber bzw. Typen von Ratgebern hinweg variiert. Wenn die Wissensvermittlung relativ stark akzentuiert wird, wie es in den untersuchten *Angst*-Ratgebern der Fall zu sein scheint, ist das – kulturalanalytisch betrachtet – möglicherweise damit zu erklären, dass Wissen als Voraussetzung oder zumindest als begünstigender Faktor für eine veränderte *Praxis* aufgefasst wird, für die Ratgeber ja gemäß der obigen Bedeutungsbeschreibung *Anleitungen* oder *Tipps* geben. Eine ausgeprägte Wissensvermittlung kann zugleich die öffentliche Wahrnehmung des jeweiligen *Gebiets* – in diesem Falle des Umgangs mit *Angst* – beeinflussen. Sie kann z. B. dessen Wahrnehmung als professionalisierten Wissens- oder sogar Wissenschaftsbereich verstärken, in dem ein deutliches Kompetenzgefälle zwischen ‚Experten‘ und ‚Laien‘ besteht.

4.2 Bestimmungen von *Angst*

Die Auswertung des jeweils ersten Kapitels oder Teilkapitels, das *Angst* bestimmt, ergibt, dass die *Angst*-Ratgeber darin hochgradig musterhaft verfahren. Eine besonders wichtige Rolle spielt die Unterordnung des *Angst*begriffs unter einen Oberbegriff. Kaum überraschend wird *Angst* am häufigsten als ein *Gefühl* oder eine *Reaktion* bestimmt, z. B. so:

- (1) „Jeder kennt das Gefühl von *Angst*“ (Schmidt-Traub 1995: 5),
- (2) „Sie [*Angst*] ist ein archaisches, tief in der tierischen und menschlichen Natur verwurzeltes Reaktionsmuster“ (Peseschkian & Boessmann 1998: 12),
- (3) „*Angst* ist ein grundlegendes und normales Gefühl“ (Wittchen 1997/1999: 6),

- (4) „wir alle kennen Angstgefühle aus verschiedenen Lebenssituationen, in die wir ab und zu geraten“ (Peiffer 2004: 35),
- (5) „Angst ist zuallererst ein lebenswichtiges Gefühl“ (Wilms & Wilms 2008: 13),
- (6) „Angst ist eine natürliche Schutzreaktion, ähnlich wie Schmerz“ (Voos 2015: 13),
- (7) „Angst ist eine ganz normale Reaktion des Körpers und zählt gewissermaßen zu unserer emotionalen Grundausstattung, ebenso wie Freude“ (Illy 2016: 5).

Dass *Angst* eng mit *Gefühl* verbunden ist, zeigt sich auch in den Kollokationen zu *Angst* in den drei digitalen Korpora.³ Sieht man die Kollokationen der Teilkorpora auf Ausdrücke durch, die Oberbegriffe von *Angst* bezeichnen könnten, findet man darunter stets Flexionsformen des Lexems *Gefühl* (vgl. Tabelle 1).

Tab. 1: Ausdrücke für mögliche Oberbegriffe in den Kollokationen zu *Angst* in den drei digitalen Teilkorpora

Ratgeber aus den 1980er und 1990er Jahren	Ratgeber aus den 2000er Jahren	Ratgeber aus den 2010er Jahren
gefühl	erleben geföhle gefühl gedanken	emotion erkrankungen erleben gefühl geföhle gedanken

In den ausgewerteten Abschnitten der Ratgeber wird eine *differentia specifica* sehr viel seltener genannt als ein Oberbegriff oder *genus proximum*. Vergleichbares gilt für die Nennung von Synonymen und eindeutig erkennbaren Paraphrasen. Unter Rückgriff auf die Konzepte, die Reinhard Fiehler für die „Thema-

³ Alle Kollokationen, die in diesem Teil erwähnt werden, sind für *Angst* als Lemma berechnet worden (span: 5<>5, statistic: LogRatio, statistic value threshold: 3.0, collocation frequency threshold: 10). Den korpuslinguistischen Analysen liegen stets alle digitalisierten Teile der Ratgeber zugrunde.

tisierung von Erleben und Emotionen“ einführt, könnte man sagen, dass sowohl von alternativen „begrifflichen Erlebens- und Emotionsbenennungen“ als auch von „Erlebens- und Emotionsbeschreibungen“ relativ wenig Gebrauch gemacht wird (Fiehler 2001: 1431, vgl. 1431–1432).

Wiederholt wird allerdings gesagt oder zumindest impliziert, dass Angst in Zusammenhang mit der Wahrnehmung einer tatsächlichen oder vermeintlichen *Bedrohung* oder *Gefahr* stehe bzw. mit der begründeten oder unbegründeten Antizipation von nachteiligen Ereignissen zu tun habe. So heißt es beispielsweise (freilich mit einigen sprachlichen und logischen Ungereimtheiten, wie sie in den Ratgebern ab und zu vorkommen):

- (1) „Angst ist das Gefühl, zu glauben, daß bald etwas Unangenehmes passieren wird“ (Priest 1983/1985: 8),
- (2) „Bei allen höheren Lebensformen löst eine lebensbedrohliche Situation [sic] einen emotionalen Stresszustand aus. Während Tiere in einer solchen Gefahrensituation eben mit angeborenen Verhaltensweisen [sic] reagieren, ruft eine gleichartige Bedrohung beim Menschen [sic] zunächst Angst hervor“ (Hoffmann 2007: 30),
- (3) „Angst tritt immer dann auf, wenn wir uns bedroht fühlen, sei es durch einen drohenden Unfall oder einen unheimlichen Film im Kino“ (Illy 2016: 5).

Eine Abgrenzung von *Angst* gegenüber *Furcht* ist hingegen nur in Ausnahmefällen zu beobachten, obwohl für diese zwei Lexeme zurückgehend auf Sören Kierkegaard (vgl. 1844/2005: 41–46) und Martin Heidegger (vgl. 1927/1977: 140–142, 184–191) immer wieder eine „semantische Divergenz postuliert wird: *Furcht* sei ein gegenstandsgerichtetes, *Angst* hingegen ein gegenstandsloses, frei flotterendes Gefühl“ (Filatkina 2016: 67, Hervorheb. i. O., vgl. 67–68 sowie ausführlicher zu dieser Tradition Bergenholtz 1980: 66–68). Die Bestimmungen von *Angst* wie auch der sonstige Sprachgebrauch in den Ratgebern entsprechen dieser Unterscheidung meist nicht, was offenbar in ähnlicher Weise auf den alltäglichen Sprachgebrauch außerhalb der Ratgeber zutrifft (vgl. Bibliographisches Institut 2019a).

Sehr verbreitet ist die Erwähnung von positiven oder negativen Folgen von Angst, die in der Regel mit einer bestimmten Stärke von Angst assoziiert werden. Wie es sich in den obigen Zitaten schon angedeutet hat, wird moderate und/oder begründete Angst oft als *normal*, *natürlich* und *nützlich* beschrieben;

es wird behauptet, dass sie positive Folgen habe. Angst, die als unverhältnismäßig stark bzw. nicht ausreichend unbegründet beurteilt wird, gilt jedoch als dysfunktionales Phänomen mit negativen Folgen:

- (1) „Angst ist in wirklich brenzligen Situationen außerordentlich nützlich, denn sie wirkt wie ein Warnsystem und macht uns vorsichtig. [...] Angst ist somit lebenswichtig. Es wäre demnach unvernünftig und sogar gefährlich, ein Leben ohne Angst anzustreben. Sind demgegenüber Angststörungen, wie Panik und Agoraphobie, unsinnig, qualvoll und einengend? Richtig!“ (Schmidt-Traub 1995: 7–8),
- (2) „Kleine Angstspannungen („Lampenfieber“) steigern [...] die seelische und körperliche Leistungsfähigkeit; heftige Angst hingegen blockiert die geistige Konzentration, lähmt die Bewegungen und engt die Wahrnehmung ein. Während die normale Angst vor einer wichtigen Situation, deren Gelingen intensiv gewünscht wird, im Erleben der ersten erfolgreichen Schritte verschwindet, bleibt die neurotische Angst bestehen und lähmt die geistige Leistung“ (Schmidbauer 2005: 16),
- (3) „Angst kann außerordentliche Kräfte verleihen. Sie kann ungeahnte Kreativität fördern. Sie kann helfen, eine Aufgabe klarer ins Visier zu nehmen und besser zu bewältigen, als wir es uns zutrauen. Angst kann uns Flügel verleihen, mit denen wir uns aufschwingen zu sensationellen Erfolgen. Aber sie kann uns auch lähmen, zu Entscheidungsunfähigkeit verdammen, unseren Körper auszehren, unsere geistige Leistung verringern, uns den Spaß am Leben nehmen“ (Schmitz & Schmitz 2005: 23),
- (4) „Die Angst schützt uns vor waghalsigen Aktionen und lässt uns die Dinge überdenken, bevor wir sie tun“ (Voos 2015: 13),
- (5) „Bei Angsterkrankungen hingegen können Ängste die psychische Gesundheit dauerhaft beeinflussen. Sie können den Alltag beispielsweise dadurch beeinträchtigen, dass sie auch dann auftreten, wenn gar keine offensichtliche Gefahr droht. [...] Die Angst hat sich im Rahmen der Erkrankung also auch auf eigentlich angstfreie Lebensbereiche ausgedehnt. [...] Die natürlichen Ängste hingegen, die soll bitte jeder behalten, sie sind überlebenswichtig“ (Illy 2016: 7).

Aus den Beispielen geht auch hervor, dass positiv beurteilter Angst öfters eine *Leistungssteigerungs-* und (teilweise als Folge davon) eine *Warn-* oder *Schutz-*funktion zugesprochen wird. In den entsprechenden Textstellen oder in ihrem Kotext finden sich mehrfach Metaphern für oder Vergleiche mit Angst bzw. Angsteffekte/n, die den Ausdruck *Alarm* enthalten, z. B. „Alarmreaktion“ (Schmidt-Traub 1995: 7), „Alarmsystem“ (Schmitz & Schmitz 2005: 22), „Alarmanlage“ (Hoffmann 2007: 9) oder „Alarmfunktion“ (Illy 2016: 5). Solche Metaphern und Vergleiche unterstreichen die warnende und schützende Funktion von Angst, lassen sie aber auch als erschreckend und aufrüttelnd erscheinen. Negativ beurteilte Angst wird im Kontrast dazu häufiger als etwas dargestellt, das das Wohlbefinden und/oder die *Leistung* reduziere. Diese und andere nachteilige Folgen werden mehrfach mit Metaphern der Raumbegrenzung und Bewegungseinschränkung formuliert, so in den obigen Beispielen etwa mit *eingengend*, *blockiert*, *lähmt*, *engt ... ein*, *lähmen*. Dies weist Angst einen hinderlichen, behindernden Charakter zu und entspricht zugleich der Etymologie von *Angst*: Das Wort geht auf indogermanisch „*ang^hu- ‚eng, bedrängend“ zurück (Kluge & Seebold 1883/2012, Hervorheb. i. O.).

Dafür, dass Angst als graduelles Phänomen konzeptualisiert wird, lassen sich auch in den Kollokationen zu *Angst* Anhaltspunkte finden. In den Kollokationslisten der Teilkorpora für alle drei Zeitphasen finden sich verschiedene Gradausdrücke, also Ausdrücke, die ein Mehr oder Weniger bezeichnen können (vgl. Tabelle 2). Die Gradausdrücke nehmen im Laufe der Zeit deutlich zu.

Tab. 2: Gradausdrücke in den Kollokationen zu *Angst* in den drei digitalen Teilkorpora

Ratgeber aus den 1980er und 1990er Jahren	Ratgeber aus den 2000er Jahren	Ratgeber aus den 2010er Jahren	
starke	verlieren	maximale	ausmaß
meisten	stärker	stärke	stark
besonders	große	übermäßigen	verlieren
etwas	weniger	normale	weniger
mehr	meisten	starken	mehr
nur	leicht	große	nur
sehr	sehr	verstärkt	sehr
	nur	reduzieren	
	viel	verstärken	
	besonders	starke	
	mehr	groß	

Im jeweils ersten Kapitel oder Teilkapitel der Ratgeber, in dem *Angst* bestimmt wird, fällt schließlich noch eine weitere Regelmäßigkeit auf: Immer wieder wird konstatiert, dass Angst neben einer mentalen auch eine körperliche Dimension habe, was zur Etymologie des Wortes passt. Manchmal wird zusätzlich eine das Verhalten betreffende Dimension erwähnt. Allerdings schwanken die Bezeichnungen für das, was ich hier *faute de mieux Dimensionen* genannt habe; nach den Bezeichnungen zu urteilen, werden die Dimensionen zum Teil als Ausprägungen oder Elemente von Angst verstanden, zum Teil aber auch als Begleitscheinungen von oder Reaktionen auf Angst:

- (1) „Bis jetzt habe ich davon gesprochen, was in Ihrem Kopf vorgeht, wenn Sie Angst haben. Die meisten Gefühle haben aber auch physische Auswirkungen, und Angst ist keine Ausnahme“ (Priest 1983/1985: 10),
- (2) „Ganz gleich, ob eine echte Bedrohung vorliegt oder bloß eine Gefahr auf der Vorstellungsebene, das daraufhin entstehende Angstgefühl setzt sich aus 3 Reaktionsebenen zusammen:
 - 1) *Körperliche und physiologische Beschwerden* [...]
 - 2) Angst hat auch eine *verbal-kognitive Seite*. [...]
 - 3) Das Angstgefühl hat noch eine *motorische und Verhaltensebene*“ (Schmidt-Traub 1995: 12, 14–15, Hervorheb. i. O.),
- (3) „Angst in Form von körperlichen Veränderungen, ängstlichen Gedanken und Gefühlen sowie ängstliches Verhalten tritt zumeist in Situationen auf, die wir als bedrohlich, ungewiß und unkontrollierbar empfinden“ (Wittchen 1997/1999: 6),
- (4) „Wissenschaftler teilen Angst oft in drei Komponenten ein: die körperliche Komponente, die kognitive (Gedankens-) [sic] Komponente und die Verhaltenskomponente“ (Craske & Barlow 2006/2016: 41).

Auch in den Kollokationen zu *Angst* zeichnen sich Spuren der drei genannten Dimensionen ab. Die Kollokationen aller Teilkorpora enthalten Ausdrücke zu deren Bezeichnung (vgl. Tabelle 3).

Tab. 3: Mögliche Ausdrücke für die drei Dimensionen von Angst in den Kollokationen zu *Angst* in den drei digitalen Teilkorpora (ohne Flexionsformen der Lexeme *Emotion*, *Gefühl* und *Gedanke*; für diese vgl. Tabelle 1)

Ratgeber aus den 1980er und 1990er Jahren	Ratgeber aus den 2000er Jahren	Ratgeber aus den 2010er Jahren
körperlichen	körperlichen	vermeiden
körperliche	körperliche	körperlichen
denken	fühlen	vermeidungsverhalten
	denken	umgang
		körperliche

Die vorgestellten Ergebnisse belegen, dass die Bestimmungen von Angst in den analysierten Ratgebern über die Dekaden weitgehend konstant bleiben. Zwar variieren die Bestimmungen von Ratgeber zu Ratgeber natürlich in Details, entscheidende Elemente sind aber bei vielen Ratgebern sehr ähnlich, und bei diesen lässt sich keine eindeutige Veränderung identifizieren.

Ein weiterer Aspekt fällt bei der Reflexion der Ergebnisse auf: *Angst* wird zwar immer wieder als *Gefühl* oder *Emotion* bestimmt, was diese/s aber eigentlich ausmacht, d. h. wie sich Angst wirklich anfühlt, bleibt merkwürdig unbestimmt. Daran ändert auch die Erwähnung dreier Dimensionen von Angst – der mentalen, körperlichen und das Verhalten betreffenden – nichts: denn wenn diese Dimensionen als Begleiterscheinungen von oder Reaktionen auf Angst begriffen werden, handelt es sich um Phänomene, die mit Angst nicht identisch sind; und wenn die Dimensionen alternativ als Ausprägungen oder Elemente von Angst aufgefasst werden, steht das im Widerspruch zur Bestimmung von *Angst* als *Gefühl*, zumindest sofern man dem alltagssprachlichen Verständnis von *Gefühl* folgt. Sogar der Duden ist in seiner Bedeutungsbeschreibung von *Angst* präziser als die meisten Ratgeber: „mit Beklemmung, Bedrückung, Erregung einhergehender Gefühlszustand [angesichts einer Gefahr]; undeutliches Gefühl des Bedrohtseins“ heißt es dort (Bibliographisches Institut 2019a). Erst recht gilt das für psychologische Nachschlagewerke wie etwa das bekannte „Dorsch. Lexikon der Psychologie“, in dem *Angst* u. a. als „emot. Zustand [...], gekennzeichnet durch Anspannung, Besorgtheit, Nervosität, innere Unruhe und Furcht vor zukünftigen Ereignissen“ erläutert wird (Asendorpf & Caspar 2019). Erklären ließe sich die Unterbestimmung von *Angst* in den Ratgebern mit dem hochgradig subjektiven Charakter, den Angst mit allen anderen Emotionen teilt. Ein weiterer Grund könnte sein, dass das Sprechen und Schreiben über Angst in der Alltagssprache immer noch relativ tabuisiert ist und deshalb verhältnismäßig wenig Routinen zur Formulierung der Qualitäten des Angstge-

fühls bereitstehen. Allerdings gäbe es auch für die Verbalisierung von schwer Verbalisierbarem etablierte Verfahren, etwa den Rückgriff auf ungewöhnliche Metaphern oder Vergleiche (zu Vergleichen und weiteren Verfahren, mit denen extreme Angst in Gesprächen kommuniziert wird, vgl. Günthner 2006: 126–146; zu Kombinationen von Verfahren, mit denen verschiedene Arten von Angst in Gesprächen kommuniziert werden, vgl. Lindemann 2012: 139–174). Zudem ist der Angstwortschatz im gegenwärtigen Deutschen offenbar durchaus differenziert – Christopher Georgi (2018: 123) beispielsweise kommt jüngst auf „insgesamt 162 Wörter, die auf 46 Nomen, 17 Verben und 99 Adjektive zurückzuführen sind“ und von „Entsetzen“, „Schrecken“, „Panik“ oder „Horror“ über „traumatisierend“, „bedrohlich“ oder „unheimlich“ bis hin zu „graulen“, „fürchten“, „grauen“ oder „Bange Machen“ reichen (vgl. außerdem den umfangreichen Eintrag zu „Furcht, Schrecken“ in Dornseiff & Quasthoff 1934/2004: 188 sowie zu den zahlreichen Phraseologismen im Deutschen, die sich vorrangig auf Angst beziehen, Ciešlarová 2012: 8–14). Dass die Ratgeber *Angst* vergleichsweise unbestimmt lassen, ist also kaum darin begründet, dass sie nicht anders können. Vermutlich sehen ihre Autoren entweder keine Notwendigkeit für eine genauere Bestimmung, oder sie unterlassen diese aus verkaufsstrategischen Gründen: Je weniger präzise sie ihren zentralen Gegenstand umreißen, desto größer ist das Publikum, das sich von ihrem Buch angesprochen fühlen kann. Diese Offenheit des Angstbegriffs kann allerdings bei der Selbsttherapie von Angst mithilfe von Ratgebern problematische Konsequenzen haben, wenn die Autoren und die Leserschaft unter *Angst* nicht dasselbe verstehen.

Kulturanalytisch interessant ist darüber hinaus das Oszillieren der Ratgeber zwischen der Normalisierung und Pathologisierung von Angst: Angst wird einerseits als üblich und sinnvoll dargestellt, wodurch sich Lesende, die Angst haben, im Bereich des ‚Normalen‘ verorten können. Andererseits wird zu viel Angst als problematisch präsentiert, wodurch sich Lesende mit Angst auch behandlungsbedürftig fühlen können. Dass die Ratgeber die Grenze zwischen ‚normaler‘ Angst und zu viel Angst u. a. mithilfe des Leistungsbegriffs ziehen, macht es für die/den einzelne/n Lesende/n wohl nicht einfacher, die Grenze zwischen beidem zu finden. Das Vorgehen ist aber insofern signifikant, als es Leistung und Leistungsfähigkeit als wichtige kulturspezifische Werte sowohl ausdrückt als auch bestätigt und verstärkt.

Wie erwähnt, schreiben die Ratgeber regelmäßig, dass Angst mit der begründeten oder unbegründeten Antizipation von nachteiligen Ereignissen zu tun habe. Das legt die Frage nahe, was vielen von ihnen als solch ein nachteiliges Ereignis gilt, d. h. die Frage danach, wovor man ihnen zufolge Angst haben kann. Um diese Frage zu beantworten, habe ich in den Ratgeberkorpora aller

drei Zeitphasen nach dem Ausdruck *Angst vor* gesucht. *Angst vor* kommt insgesamt 470 Mal vor – während *Angst um* interessanterweise lediglich neun Mal gebraucht wird. Sämtliche KWICS des Ausdrucks *Angst vor* habe ich nach der Semantik der Substantive klassifiziert, die von der Präposition regiert werden und Angstausröser bezeichnen. Für alle drei Zeitphasen lassen sich sechs Klassen von Substantiven bilden:

Die Ratgeber thematisieren immer wieder Angst vor Tieren (z. B. vor *Hunden*, *Mäusen*, *Schlangen*, *Spinnen*), vor Menschen oder Menschengruppen (z. B. vor dem *Chef*, dem *Zahnarzt*, vor *Fremden*), vor Reaktionen von oder Relationen zu anderen Menschen (z. B. vor einem *Beziehungsverlust*, einem *Konflikt*, vor *Kritik*, *Nähe*, *Vereinsamung*), vor dem *Tod*, dem *Sterben* oder, seltener, dem *Leben* generell, vor anderen äußerlich erkennbaren Situationen oder Aktivitäten (z. B. vor *Auftritten*, vor dem *Aufzugfahren*, dem *Autofahren*, vor *Enge*, vor dem *Fliegen*, vor *Höhen*, *Kontrollverlust*, *Krankheit*, *Plätzen*, *Schmutz*, *Versagen*) und vor Gefühlen oder Gedanken (z. B. vor *Angst*, vor einer *Panikattacke*, vor *Schmerzen*). Nur ganz wenige Substantive lassen sich diesen Klassen nicht zuordnen. Abbildung 1 und 2 zeigen, wie sich die Substantive in den drei Teilkorpora auf die verschiedenen Klassen verteilen.

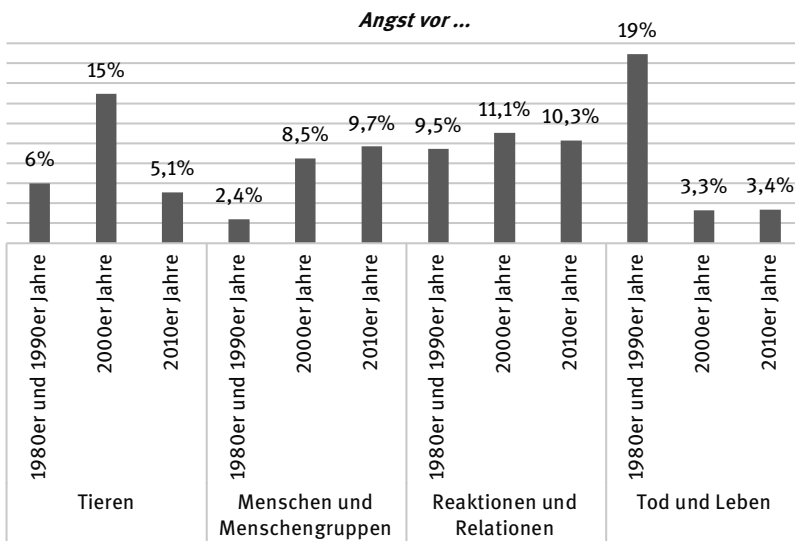


Abb. 1: Verteilung der Substantive, die von der Präposition regiert werden und Angstausröser bezeichnen, auf semantische Klassen (Gesamtzahl der Klassifikationen im digitalen Teilkorpus der 1980er und 1990er Jahre: 166; der 2000er Jahre: 169; der 2010er Jahre: 178)

Angst vor ...

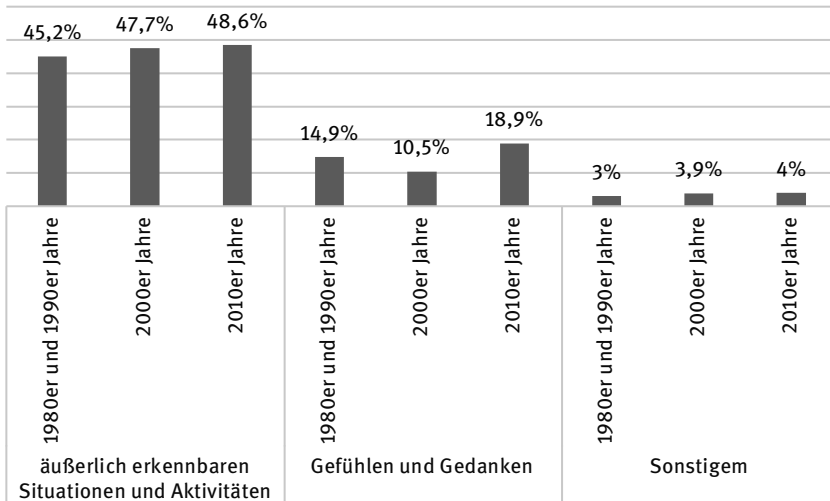


Abb. 2: Verteilung der Substantive, die von der Präposition regiert werden und Angstausröser bezeichnen, auf semantische Klassen (Gesamtzahl der Klassifikationen im digitalen Teilkorpus der 1980er und 1990er Jahre: 166; der 2000er Jahre: 169; der 2010er Jahre: 178)

Auffällig ist die zirkuläre Entwicklung der Erwähnung von Tieren, die Abnahme der Erwähnung von Tod und Leben und die Zunahme der Erwähnung von Menschen und Menschengruppen sowie – der Tendenz nach – auch von Gefühlen und Gedanken. Möglicherweise ist diese Verschiebung zumindest indirekt mit einer länger andauernden historischen Entwicklung verbunden, durch die laut Käuser (2013: 142) „Angst [als für die Moderne seit 1800 typisches Phänomen] nicht mehr von Naturobjekten [...] bestimmt, sondern autoreferentiell und medienkulturell vom Menschen hervorgebracht [ist]“.

Die zahlreichen Vorkommen von *Angst vor* und die konstante Vervollständigung der Phrase mit Substantiven aus denselben sechs semantischen Klassen deuten in jedem Fall darauf hin, dass es eine Art ‚Kanon‘ von Angstausrösern gibt. Die einbezogenen Ratgeber scheinen davon auszugehen, dass es ein Set von Entitäten gibt, auf die sich Angst, und zwar gerade solche, die als unverhältnismäßig bzw. unbegründet beurteilt wird, typischerweise bezieht. Viele der Angstausröser, die in den Ratgebern öfters angesprochen werden, überraschen wenig, z. B. *Beziehungsverlust*, *Krankheit* oder *Tod*. Erstaunlicher ist, dass viele große zeitgenössische Herausforderungen und Probleme kaum Erwähnung finden: Nur selten wird etwa Angst vor sozialem Abstieg und Arbeitslosigkeit

keit (drei Mal), vor Terror(anschlägen) (drei Mal) oder vor Auswirkungen der Umweltzerstörung und des Klimawandels (zwei Mal) genannt. Dazu stehen repräsentative Umfragen im Kontrast, nach denen ein großer Anteil der Wohnbevölkerung Deutschlands ab 14 Jahren Angst vor diesen und ähnlichen Entwicklungen bzw. Ereignissen hat (vgl. Infocenter der R+V-Versicherung 2019). Die festgestellten sprachlichen Muster könnten dadurch verursacht sein, dass die meisten Menschen, die wegen besonders ausgeprägter oder als unbegründet empfundener Angst Rat oder Hilfe suchen, tatsächlich Angst vor den genannten Entitäten haben, wofür sowohl anthropologisch-universelle als auch kulturelle Ursachen infrage kommen (zu den Konjunkturen verschiedener Ängste im 20. Jahrhundert, die auf die kulturelle Prägung von Angstauslösern hinweisen, vgl. Bourke 2005/2006). Denkbar ist aber ebenso, dass besonders über die genannten Angstauslöser geschrieben wird, weil diese gesellschaftlich relativ wenig tabuisiert und deshalb am häufigsten kolportiert worden sind. Ein wichtiger Effekt davon, dass die Ratgeber bevorzugt über Angst vor ganz bestimmten Entitäten schreiben, könnte darin bestehen, dass Angst genau davor als immerhin relativ normal gilt, selbst wenn sie als unverhältnismäßig bzw. unbegründet beurteilt wird. Anders formuliert: Wenn jemand Angst vor einer der vielgenannten Entitäten hat und diese Angst als irrational oder beeinträchtigend empfindet, kann sie/er sich nach der Lektüre von Angst-Ratgebern zumindest damit beruhigen, sich mit dieser Angst in zahlreicher Gesellschaft zu befinden. Im Gegenzug wird Angst, die sich auf eine vollkommen andere Größe richtet, von den Menschen, die sie erleben, vermutlich als besonders seltsam und besorgniserregend eingeschätzt.

4.3 Formulierung von Zielen

Da Ratgeber, wie oben beschrieben, dadurch gekennzeichnet sind, dass sie *Anleitungen, Tipps o. Ä. für die Praxis auf einem bestimmten Gebiet* geben, haben sie stets auch ein Ziel oder eine Idealnorm, der die Lesenden mit den gegebenen *Anleitungen, Tipps* bzw. Ratschlägen näherkommen sollen. Analysiert man das Vorwort, die Einleitung oder einen vergleichbaren Abschnitt zu Beginn der ausgewählten Angst-Ratgeber mit Blick auf Muster in den Zielformulierungen, wird zunächst deutlich, dass Ziele für mehrere Zielgruppen genannt werden: für Menschen, die Angst haben, oft aber auch für deren Bezugspersonen, seltener für Menschen, die bislang nur wenig Angst haben, und für therapeutisches Fachpersonal. Im Folgenden konzentriere ich mich auf die primäre Zielgruppe der Ratgeber, d. h. auf Personen, die Angst haben, und auf die Ziele, die für sie erwähnt werden.

Die Zielgruppe der Personen, die Angst haben, wird in den einführenden Kapiteln unterschiedlich bezeichnet: Am häufigsten sind Bezeichnungen mit *betroffene/Betroffene*, *Menschen*, *die/Menschen mit* und Anreden mit dem Pronomen *Sie* und seinen Flexionsformen. Es heißt z. B.:

- (1) „Mit diesem Buch verfolge ich nicht die Absicht, Ihnen die Inanspruchnahme einer Psychotherapie zu empfehlen“ (Lückert 1993: 8),
- (2) „Ich würde mich sehr freuen, wenn dieses Buch viele Betroffene [...] erreicht“ (Schmidt-Traub 1995: VI),
- (3) „Mit ihm [diesem Buch] möchte ich allen Betroffenen einen praktischen und hilfreichen Wegweiser an die Hand geben“ (Trickett 1992/1995: 11),
- (4) „Mein Ziel war es, über mein erstes Buch hinauszugehen, neue Gebiete zu erschließen und Menschen, die unter Angstproblemen leiden, einen Weg zu weisen, der sie zu einer langfristigen Genesung führt“ (Peurifoy 1997/2007: 9),
- (5) „Dies ist ein Selbsthilfebuch für Menschen mit psychischen Problemen oder gar Erkrankungen wie Depressionen, Burnout oder Angststörungen“ (Hansch 2011: 2).

Pronomen der dritten Person Plural werden in den ausgewählten Ratgebern konstant zur Bezeichnung der Hauptzielgruppe gebraucht. Bezeichnungen mit *betroffene/Betroffene* nehmen indes im Laufe der Zeit ab, während solche mit *Menschen*, *die/Menschen mit* zunehmen. Dieser Wandel könnte mit der latent abwertenden Semantik zu tun haben, die *betroffen* bzw. *Betroffene* gegenwärtig hat. Das DWDS-Wortprofil von *Betroffene* weist deutlich darauf hin, dass *Betroffene*, salopp gesagt, ein Problem haben: Unter den Top-20-Kollokationen zu *Betroffene* finden sich „klagen“, „wehren“, „entschädigen“, „helfen“, „Leid“ und „leiden“ (Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache 2019).

Zeitübergreifend zielen die ausgewählten Angst-Ratgeber nach ihren eigenen Angaben darauf ab, dass Menschen mit Angst diese als weniger problematisch empfinden. Das jeweilige Buch soll dabei wahlweise der Notwendigkeit einer Psychotherapie vorbeugen, diese ersetzen, vorbereiten oder begleiten. Das übergreifende Ziel wird sprachlich unterschiedlich konturiert, wobei eine diachrone Veränderung erkennbar ist. Mit Ausdrücken wie *bewältig-*, *fertig werden*, *-heil-*, *-leid-* u. a. bezeichnet eine Reihe älterer Ratgeber das Ziel, Angst abzu-

schwächen, gar aufzulösen oder, allgemeiner formuliert, das, was als Defizit bzw. als negativ gilt, abzubauen:

- (1) „Vielleicht hilft es [dieses Buch] auch Ihnen, Ihre Angstzustände zu bewältigen. [...] Ich wünsche Ihnen gutes Vorankommen bei der Bewältigung Ihrer Angst“ (Schmidt-Traub 1995: VI),
- (2) „Ich versichere Ihnen, daß Panikattacken heilbar sind. Ja, heilbar. Natürlich erfolgt die Heilung nicht einfach durch die Lektüre der folgenden Kapitel und auch nicht über Nacht. Aber ich hoffe, daß sich Ihre Angst verringert, sobald Sie verstehen, was mit und in Ihnen während solcher Attacken vor sich geht“ (Trickett 1992/1995: 11),
- (3) „Finden Sie sich also nicht mit Ihrer Angst ab, sondern arbeiten Sie die Techniken in diesem Band durch. Ängste kann man loswerden. [...] Fangen Sie also gleich heute damit an, Ihrer Angst Kontra zu geben!“ (Peiffer 2004: 7).

Im Gegensatz dazu formulieren mehrere der neueren Ratgeber mit Ausdrücken wie *umgehen/Umgang*, *aktivier-*, *kraft-/kräft-*, *ressource-*, *-freude-* usw. das Ziel, zu einer neuen Haltung gegenüber Angst und zu einer veränderten Handhabung dieser zu gelangen, Gegenkräfte zu Angst zu fördern, und generell das, was als (potenzielle) Stärke bzw. als positiv betrachtet wird, auszubauen. Parallel dazu wird die angenommene Ausgangssituation – Angst, die als problematisch empfunden wird – zunehmend mit den Ausdrücken (*Angst*)*Störung* und (*Angst*)*Erkrankung* bezeichnet und damit eindeutig als Krankheit kategorisiert:

- (1) „Grundsätzlich gibt es ja zwei Wege, psychische Störungen zu bessern: Zum einen kann man versuchen, den Defekt zu reparieren. Oft verschwinden Defekte aber auch per Selbstheilungskraft, wenn man – und das ist der zweite Weg – die positiven und gesunden Anteile eines Menschen stärkt und entwickelt. Beide Wege sind wichtig, der zweite aber ist zumeist der wichtigere und bessere. Und für einen gesunden Umgang mit sich selbst, für den Aufbau eines gelingenden und erfüllten Lebens gibt es ein Grundwissen und Grundprinzipien, die einen hohen Grad an Allgemeingültigkeit aufweisen. Dieses Basiswissen zur Selbststeuerung und Selbstentwicklung, das wir alle schon in der Schule hätten lernen müssen, wird Ihnen im vorliegenden Buch vermittelt“ (Hansch 2011: 3),

- (2) „Dieses Buch stellt konkrete Schritte zur Stärkung der eigenen Kompetenzen und zur Erweiterung des eigenen Handlungsspielraums im Angesicht von Angst, Krisen und unerwarteten Schicksalsschlägen zur Verfügung. [...] Im Mittelpunkt stehen [...] die Stärkung und Erweiterung individueller Ressourcen (Kraftquellen) auch angesichts existenzieller Grenzerfahrungen. Ressourcen können aber auch prophylaktisch aktiviert werden, damit bisher noch nicht entfaltete oder vergrabene Potenziale spürbar werden. [...] Wir wollen Mut machen, mittels konkreter Erfahrungen neue innere und äußere Wege aus diesem Ohnmachtsgefühl zu entdecken. Dazu werden systematisch verschiedene Bereiche von Kraftquellen vorgestellt, um so die psychische Widerstandskraft (Resilienz) gezielt zu stärken“ (Diegelmann & Isermann 2011/2012: 8),
- (3) „Sie müssen kein anderer Mensch werden; es reicht, wenn Sie mit dem Problem Ihrer überängstlichen Besorgtheit besser umgehen können. [...] Als Autor wünsche ich Ihnen die bestmögliche Umsetzung aller Schritte zu einem Leben mit weniger Ängsten und Sorgen sowie zu mehr Freude und Erfolgserlebnissen. Verzichten Sie dabei auf das unrealistische Ziel eines völlig angst- und sorgenfreien Lebens. Es reicht, wenn Sie trotz gelegentlicher Ängste und Sorgen das tun können, was Ihnen in Ihrem Leben wichtig ist“ (Morschitzky 2017: 8–9).

Die beobachteten Neuerungen greifen über die ersten, einführenden Kapitel hinaus, wie die korpuslinguistischen Analysen zeigen: Nicht alle, aber einige der zentralen Ausdrücke aus älteren Zielformulierungen werden im Laufe der Zeit seltener gebraucht; umgekehrt kommen die oben genannten Ausdrücke aus neueren Zielformulierungen häufiger zum Einsatz (vgl. Abbildungen 3–8). Auch die Ausdrücke *Angststörung* und *Angsterkrankung*, die in vielen neueren Ratgebern die angenommene Ausgangssituation bezeichnen, werden mit der Zeit häufiger verwendet (vgl. Abbildungen 9–10).

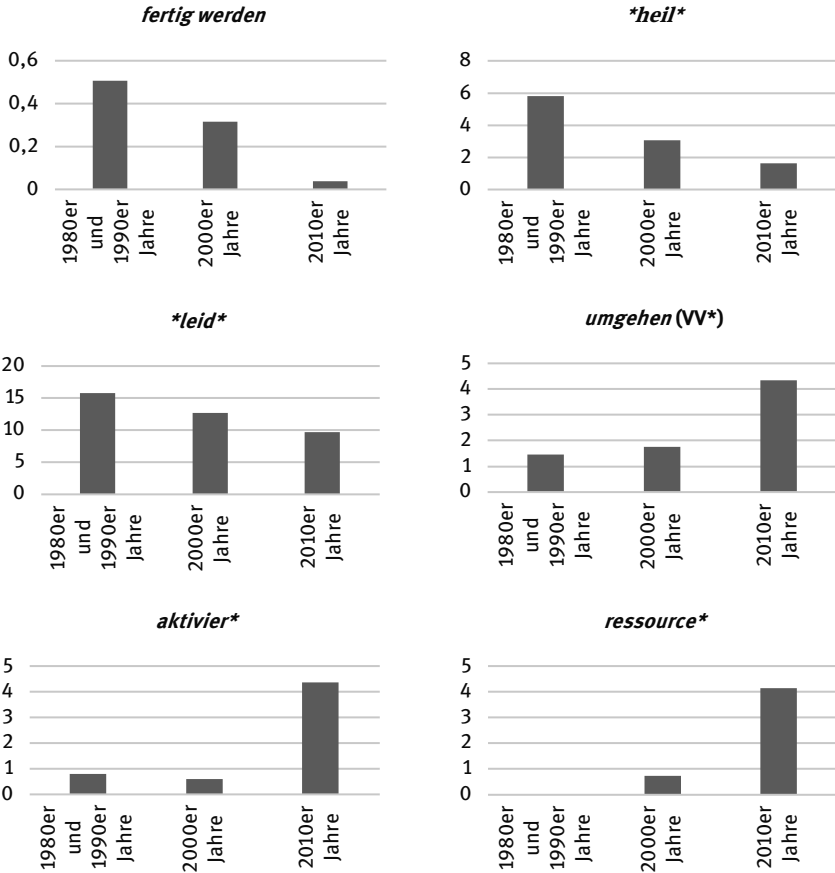


Abb. 3–8: Häufigkeit zentraler Ausdrücke aus Zielformulierungen in den drei digitalen Teilkorpora (Vorkommen pro 10'000 Token)

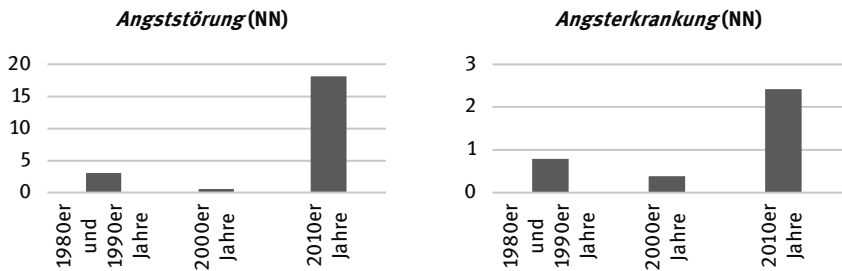


Abb. 9–10: Häufigkeit zentraler Ausdrücke zur Bezeichnung der Ausgangssituation in den drei digitalen Teilkorpora (Vorkommen pro 10'000 Token)

In den ausgewerteten Ratgebern verändern sich also die Bezeichnung der zentralen Zielgruppe, die Formulierung von Zielen für sie sowie die Benennung ihres Ausgangszustands relativ deutlich, wobei zeitgebundene Muster erkennbar werden.

Wie sind die beschriebenen Veränderungen kulturanalytisch zu interpretieren? Die Veränderung der Bezeichnung von Menschen, die Angst haben, könnte man auf das Bemühen zurückführen, sie möglichst wenig zu stigmatisieren und möglichst wenig als bemitleidenswerte Opfer darzustellen. Solange die neueren Bezeichnungen durch eine vielseitige Verwendung außerhalb der Ratgeber wertneutral bleiben, ist es denkbar, dass dieses Bemühen tatsächlich Erfolg hat.

Dazu scheint auf den ersten Blick im Widerspruch zu stehen, dass die Ratgeber ihrer Hauptzielgruppe immer öfter eine *Angststörung* oder *Angsterkrankung* zuschreiben. Erklären lässt sich diese Neuerung damit, dass sich die medizinische bzw. psychiatrische Diagnose von Krankheiten mit Angst verändert hat: Die deutsche Modifikation der zehnten Revision der *Internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme* der WHO (*ICD-10-GM*), die seit dem Jahr 2000 die „amtliche Klassifikation zur Verschlüsselung von Diagnosen in der ambulanten und stationären Versorgung in Deutschland“ bildet (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) [o. J.]a), weicht in der Bezeichnung und Einteilung von Angstkrankheiten auffällig stark von der vorausgehenden neunten Revision ab. Kennt die ältere westdeutsche Auflage im Kapitel „V. Psychiatrische Krankheiten“ abgesehen von „Mit Angst und Furchtsamkeit“ einhergehenden „Spezifischen emotionalen Störungen des Kindes- und Jugendalters“ lediglich „Angstneurose“ und „Phobie“ als explizit mit Angst verbundene Diagnosen (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) [o. J.]b), werden in der neueren Auflage in Kapitel „V Psychische und Verhaltensstörungen“ sowohl verschiedene „Phobische Störungen“ (z. B. „Agoraphobie“, „Soziale Phobien“ oder „Spezifische (isolierte) Phobien“) als auch diverse „Andere Angststörungen“ (z. B. „Panikstörung“ oder „Generalisierte Angststörung“) differenziert und außerhalb dieser beiden Gruppen weitere Diagnosen mit Angstsymptomen (z. B. „Zwangsstörung“ oder „Posttraumatische Belastungsstörung“) genannt (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) & World Health Organization (WHO) 1994–2019). Die *ICD-10-GM* hat damit zweifellos der vermehrten Kategorisierung von Angst als Krankheit sowie auch deren zunehmender Bezeichnung als *Störung* Vorschub geleistet. Diese Veränderung, die offensichtlich von den untersuchten Ratgebern mitgetragen wird, läuft freilich nicht unbedingt auf eine verstärkte Stigmatisierung von Menschen mit Angst hinaus. Sie kann auch dazu führen, dass

Menschen, die (zu) viel Angst haben, ähnlich wie Menschen mit (rein) körperlichen Erkrankungen betrachtet werden. Mit großer Wahrscheinlichkeit führt sie zumindest dazu, dass diejenigen, die ihre eigene Angst als problematisch erleben, diese eher als therapierbar ansehen und dementsprechend auch eher nach Behandlungsmöglichkeiten suchen.

Der geschilderte Wandel in den Zielformulierungen schließlich ist vermutlich mit einem umfassenderen medizinischen, psychiatrischen und psychotherapeutischen Trend zur sogenannten *salutogenetischen* Sichtweise zu begründen, d. h. mit dem zunehmenden Interesse an der Gesunderhaltung und -werdung statt an der Entwicklung und Entstehung von Krankheiten. Das Konzept der *Salutogenese* wurde 1979 von Aaron Antonovsky als Gegenstück zu dem der *Pathogenese* entworfen. Indem die untersuchten Angst-Ratgeber sich eine salutogenetische Orientierung zu eigen machen, können sie zur Verbreitung der salutogenetischen Betrachtung und Behandlung von Angst sowie zur Popularisierung der salutogenetischen Perspektive allgemein beitragen.

4.4 Ratschläge

Fasst man Ratgeber wie in diesem Beitrag als eine Textsorte auf, in der *Anleitungen*, *Tipps* oder – ihrer Bezeichnung entsprechend – *Ratschläge* gegeben werden, stellt sich natürlich auch die Frage, mit welchen Mitteln diese sprachlichen Handlungen vollzogen werden. Wie wird in den Ratgebern gegen Angst zum Ausdruck gebracht, was man tun soll oder kann, um die eigene Angst als weniger problematisch zu empfinden? Wie in Teil 4.1 erwähnt, enthalten fast alle Ratgeber ein oder mehrere Teile, Kapitel oder Teilkapitel, in dem oder denen Maßnahmen gegen Angst vorgestellt werden, die die/der Lesende allein ergreifen kann. Aus diesen oft umfangreichen Textabschnitten habe ich pro Ratgeber fünf kürzere Passagen, die je eine Maßnahme erläutern, herausgegriffen und exemplarisch auf konkrete Ratschläge und Muster darin untersucht. Unter einem *Ratschlag* verstehe ich dabei die Empfehlung oder Anregung einer äußerlichen (also sinnlich wahrnehmbaren) oder innerlichen (d. h. mentalen) Handlung, die jemand jemand anderem zur Annäherung an ein bestimmtes Ziel gibt. Mit John Searle (1969/1971: 104–105) gehe ich davon aus, dass *Raten* oder, synonym dazu, *einen Ratschlag Geben* ein Typ von illokutionärem Akt ist, der zu den Direktiven gehört. In den untersuchten Ratgebern wird eine Maßnahme gegen Angst in der Regel mit mehreren Ratschlägen erklärt.

Die angeratenen Maßnahmen sind inhaltlich divers, und zum Teil scheinen sie sogar gegenläufig zu sein. Gesamthaft betrachtet setzen sie bei allen drei Dimensionen von Angst an, die in Teil 4.2 angesprochen wurden: bei der menta-

len Dimension (wiederholt angeraten werden z. B. die genaue Beobachtung der Angst, die Ablenkung davon, das reaktionslose Geschehenlassen der Angst, die Auseinandersetzung mit dem gefürchteten nachteiligen Ereignis und die Verstärkung positiver, vertrauensvoller Einstellungen), bei der körperlichen Dimension (mehrfach empfohlen werden z. B. Entspannungs- bzw. Atemübungen sowie Bewegung bzw. Sport) und bei der das Verhalten betreffenden Dimension (regelmäßig angeregt wird die systematische Konfrontation mit Angstauslösern). Der Veränderung der Zielformulierungen entsprechend, die in Teil 4.3 beschrieben wurde, verlagert sich der Schwerpunkt mit der Zeit in Richtung von Maßnahmen, die Gegenkräfte zu Angst, Stärken und Positives fokussieren.

Was nun die Ratschläge angeht, so zeigen sich in allen betrachteten Jahrzehnten zahlreiche Muster ihrer Formulierung, die zusammen ein größeres Repertoire bilden. Grundlegend zu unterscheiden sind eher explizite und eher implizite Formulierungsmuster: Bei den expliziten Mustern weisen die Formulierungen im Rahmen ihrer grammatischen oder lexikalischen Bedeutungen entweder deontische Komponenten auf, die besagen, was der Fall sein soll, oder aber evaluative Komponenten, die besagen, wie etwas bewertet wird, und die dadurch deontisch lesbar sind (zu diesem Verständnis von deontischer Bedeutung vgl. Hermanns 1989: 74–75). Bei den impliziten Mustern erlaubt es die vorhandene Formulierung, auf eine Aussage zu schließen, die sich mit einem der expliziten Muster verbalisieren ließe. Generell gilt, dass die Zugehörigkeit des jeweiligen Textes zur Textsorte *Ratgeber* eine entscheidende Rolle dafür spielt, dass die vorhandenen ex- oder implizit direktiven Formulierungsmuster als *Ratschläge* (und nicht z. B. als Anordnungen, Befehle o. Ä.) aufzufassen sind. Die aufgefundenen Muster bilden Form-Funktions-Einheiten, die sich mit sehr unterschiedlichen Bereichen der bisherigen linguistischen Forschung in Verbindung bringen lassen: Manche expliziten Formulierungsmuster sind als Ausdrucksmittel deontischer Modalität beschrieben worden (zum Begriff der deontischen Modalität vgl. z. B. Palmer 1986/2001: 9–10; Nuyts 2005: 9–10), zur Erfassung anderer expliziter, aber auch impliziter Formulierungsmuster bieten sich im Gegensatz dazu pragmatische und argumentationstheoretische Konzepte an, beispielsweise das des explizit performativen und des indirekten Sprechaktes nach John Austin (vgl. 1962/2002: 88–101) bzw. John Searle (vgl. 1975/1982: 51–79), das der Implikatur von H. Paul Grice (vgl. 1975/1979: 245–255, 262–265) oder das des pragmatischen Arguments im Sinne von Chaïm Perelman und Lucie Olbrechts-Tyteca (vgl. 1958/1971: 266–270).

Die wichtigsten Muster der expliziten Formulierung von Ratschlägen sind:

I. *Konstruktionen mit einem Modalverb*

- a) mit dem Personalpronomen der ersten Person Plural (inklusive verwendet):
 „Wann immer negative Gefühle oder Empfindungen in uns auftauchen, sollten wir das bemerken und uns Fragen stellen wie: ‚Droht eine Gefahr?‘, ‚Überanstrengung ich mich?‘, [...]“ (Hansch 2011: 106),
 „Zunächst müssen wir uns [...] klarmachen, was Gefühle überhaupt sind“ (Illy 2016: 78);
- b) mit dem Personalpronomen der dritten Person Plural:
 „Wenn Ihr Arzt feststellt, daß Sie körperlich gesund sind, sollten Sie sich durch sportliche Aktivitäten wie regelmäßige Spaziergänge, Schwimmen und andere Sportarten fit halten“ (Wittchen 1997/1999: 59),
 „Sie müssen ein Gefühl wie Angst zuerst einmal annehmen lernen“ (Morschitzky 2017: 169);
- c) mit dem indefiniten Pronomen *man*:
 „Anstatt zu unterstellen, die Katastrophe stünde unmittelbar bevor, sollte man Informationen sammeln, die dagegen sprechen“ (Schmitz & Schmitz 2005: 140),
 „Man kann Stress reduzieren, bevor er einen erreicht, was leider nicht immer möglich ist. Man kann außerdem an stressverstärkenden Gedanken und Verhaltensweisen arbeiten und zudem eine ausreichende Stresserholung betreiben“ (Illy 2016: 121);
- d) mit einer substantivischen Personenbezeichnung oder einem anderen Substantiv:
 „Diese Arbeit muß der Patient selbst über *neues Denken* und dementsprechendes *Verhalten* in Angriff nehmen“ (Lückert 1993: 107, Hervorheb. i. O.),
 „Das erste Ziel sollte eine Situation oder einen Ort betreffen, der relativ wenig Angst einflößt“ (Peurifoy 1997/2007: 125).

II. *Konstruktionen mit einem Vollverb im Imperativ bzw. in der Aufforderungsform*

- a) realisiert in der zweiten Person Singular:
 „MERKE Manchmal ist es leider nicht möglich, Belastungen abzubauen. Dann ist es umso wichtiger, mit Entlastungen ein Gegengewicht zu schaffen“ (Wilms & Wilms 2008: 75),

„Verändere absichtlich ganz alltägliche Aktivitäten, Denk- und Verhaltensweisen, nicht deine Lebensumstände“ (Diegelmann & Isermann 2011/2012: 40, als Übersetzung eines englischen Zitats);

- b) realisiert in der dritten Person Plural:

„Halten Sie sich täglich ein bißchen Zeit zum Erholen frei“ (Priest 1983/1985: 38),

„Unternehmen Sie verschiedene *Verhaltensexperimente* leichterer Art und gehen Sie dann zu schwierigeren Aufgabenstellungen über“ (Morschitzky 2017: 132).

III. Konstruktionen mit einem Vollverb im Infinitiv:

„Das innere Kind lieben“ (Trickett 1992/1995: 183, als Überschrift),

„Jede dieser vorsichtigen Annäherungen so lange wiederholen, bis die Angst auszuhalten und ein nächster Schritt zu wagen ist“ (Schmitz & Schmitz 2005: 139).

IV. Explizit performative Ratschläge:

„Das Erlernen dieser Techniken ist im Rahmen einer Angst- oder Depressionstherapie sehr zu empfehlen“ (Peseschkian & Boessmann 1998: 144),

„Da Wiederholung der Schlüssel zum Erfolg ist, rate ich Ihnen, dieses Buch ganz langsam und bewusst noch einmal zu lesen“ (Peurifoy 1997/2007: 204).

V. Andere explizite evaluative und/oder deontische Formulierungsmuster

- a) Überschriften und Vergleichbares:

„Genaue Wahrnehmung der Angst“ (Schmidt-Traub 1995: 46),

„TIPP Eine strukturiertere Selbstbeobachtung hilft, Katastrophengedanken einzudämmen und ermöglicht doch, den Tages- und Wochenrhythmus Ihrer Beschwerden genau zu betrachten“ (Wilms & Wilms 2008: 74);

- b) teilsatzwertige Formulierungen im Fließtext:

„*Ein* anderes, einfaches *Rezept* lautet, die Angst weder zu verdrängen noch ihr nachzugeben, sondern sie zwar wahrzunehmen, aber zu ignorieren“ (Schmidbauer 2005: 181, Hervorheb. J.S.),

„*Es gilt* die Angst so lange auszuhalten und nicht zu vermeiden, bis die Angstgewöhnung eintritt“ (Illy 2016: 112, Hervorheb. J.S.);

- c) Einzellexeme im Fließtext:

„Der erste *Schritt* besteht darin, daß Sie eine neue Einstellung zu Ihrer Angsterkrankung entwickeln“ (Wittchen 1997/1999: 56, Hervorheb. J.S.),

„Der *ideale* Zeitpunkt, um zu schreiben, ist unmittelbar nach einer Angstattdacke – dann ist die Erinnerung daran noch frisch“ (Illy 2016: 87, Hervorheb. J.S.).

Zu den wichtigsten Mustern der impliziten Formulierung von Ratschlägen gehört, dass eine positiv zu beurteilende Folge der angeratenen Handlung erwähnt wird. Dies geschieht manchmal, aber nicht immer in einem Satzgefüge mit konditionalem Nebensatz. Im Rahmen eines pragmatischen argumentativen Schlusses kann die positive Beurteilung der Folge auf die Ursache übertragen werden, wodurch die jeweilige Handlung als wünschenswert erscheint. Explizit formuliert wird somit eine Prämisse, und impliziert wird damit eine präskriptive Konklusion, der Ratschlag. Beispiele sind etwa:

- (1) „Sie kommen besser voran, wenn Sie den *Weg der kleinen Schritte* einschlagen“ (Schmidt-Traub 1995: 51, Hervorheb. i. O.),
- (2) „Viele Ihrer Probleme werden sich bessern oder sogar verschwinden, allein dadurch, dass Sie nicht mehr gegen sie kämpfen, sondern sie akzeptieren“ (Hansch 2011: 26).

Das zweite wichtige implizite Formulierungsmuster besteht in rhetorischen oder reflexionsorientierten Fragen, die den Adressierten nahelegen, was zu tun ist, z. B.:

- (1) „Was hilft Ihnen, sich gut zu fühlen? Ein Spaziergang mit dem Hund? Oder ein Vollbad mit einem angenehmen Duft?“ (Wilms & Wilms 2008: 75),
- (2) „Natürlich können Sie dem Chef keine Ohrfeige verpassen, wenn Sie sich über ihn geärgert haben, aber wer hindert Sie daran, nach Feierabend auf einen Box-Sack einzuprügeln?“ (Illy 2016: 80).

Das erläuterte Repertoire von Mustern, die sich in den analysierten Ratgebern bei der Formulierung von Ratschlägen zeigen, bleibt von den 1980er bis in die 2010er Jahre stabil. Allerdings variiert die Häufigkeit, mit der die verschiedenen Ratgeber die einzelnen Muster des Repertoires nutzen. Diese Variation in der Frequenz ist sicherlich zum Teil auf individuelle Präferenzen der Autoren zurückzuführen. Inwieweit sie darüber hinaus durch einen historischen Wandel bedingt ist, müssen weitere Untersuchungen prüfen, die den Rahmen dieses Beitrags sprengen würden.

In den unmittelbaren Kotexten der Ratschläge zeichnen sich allerdings zwei diachrone Veränderungen deutlich ab, die hier noch angesprochen werden können: Sie betreffen beide die sprachliche Gestaltung der Beziehung zwischen der/dem Verfassenden des jeweiligen Ratgebers und der/dem Lesenden (dass diese Beziehung gerade für diachrone Untersuchungen von Ratgebern interessant ist, deutet Niemann 2018: 86 an). Zum einen werden Fragen häufiger, insbesondere solche, die zur Übung gedacht sind bzw. zum Nachdenken anregen sollen, und solche nach den Gedanken oder Gefühlen der Adressierten. Die Fragen dienen weder als Überschriften, noch können sie als indirekte Ratschläge aufgefasst werden:

- (1) „Drei Fragen zur Selbstreflexion: In welchen Bereichen bin ich aktiv? Wenn ich mir einen typischen Tagesablauf vorstelle, wie oft mache ich Dinge, die ich wirklich tun will? Welche Zeiten gibt es in meinem Leben, in denen ich mich sehr aktiv gefühlt habe?“ (Diegelmann & Isermann 2011/2012: 120),
- (2) „Vielleicht hatten Sie auch Schwierigkeiten, sich exakt an eine zurückliegende Angstsituation zu erinnern?“ (Illy 2016: 87).

Zum anderen werden Fragen wie die im zweiten gerade zitierten Textausschnitt, aber auch assertive Sprechakte vermehrt mit *hedges* wie *vielleicht*, *möglicherweise* oder *bestimmt* versehen, die die Gewissheit der Proposition einschränken. Sowohl bei den Fragen wie auch vielfach bei den Assertiven handelt es sich um Sprechakte, die auf die/den Lesende/n referieren. Beispiele für solche Assertive mit einem *hedge* sind:

- (1) „Vielleicht haben Sie auch schon die Idee gehabt, dass Sie es mal mit Entspannungstechniken probieren könnten“ (Wilms & Wilms 2008: 75),
- (2) „Sie haben es bestimmt schon in der letzten Übung gemerkt“ (Illy 2016: 87).

Die beiden Tendenzen zu mehr Fragen und mehr *hedges*, welche die Gewissheit der jeweiligen Proposition einschränken, lassen sich auch mit korpuslinguistischen Mitteln entdecken. Zum einen werden über die Dekaden hinweg häufiger Fragezeichen verwendet (vgl. Abbildung 11), zum anderen nehmen die Trigramme mit *hedges* wie den beschriebenen zu (vgl. Tabelle 4).

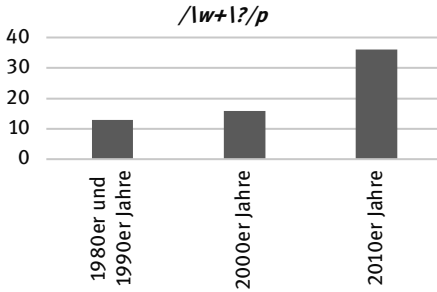


Abb. 11: Häufigkeit von Fragezeichen in den drei digitalen Teilkorpora (Vorkommen pro 10'000 Token)

Tab. 4: Trigramme mit *hedges*, die die Gewissheit der Proposition einschränken, in den drei digitalen Teilkorpora⁴

Ratgeber aus den 1980er und 1990er Jahren	Ratgeber aus den 2000er Jahren	Ratgeber aus den 2010er Jahren
-	kann es sein (18) dann kann es (7)	kann es hilfreich (10) sie sich vielleicht (10) kann es sein (9) vielleicht haben sie (9) es ist möglich (7) kann sein dass (7)

Die ermittelten Konstanten und Veränderungen in der Formulierung von Ratschlägen und in deren unmittelbarem Kontext eröffnen mehrere Deutungsmöglichkeiten. Zunächst kann man die Anzahl und Art der Formulierungsmuster für Ratschläge in den Angst-Ratgebern schlicht damit erklären, dass sie – im Dienste der Abwechslung und stilistischen Vielfalt – die Formulierungsmöglichkeiten für Ratschläge ausschöpfen, die die zeitgenössische deutsche Sprache generell bietet (vgl. dazu Kessel 2009: 119–134; Ott & Kiesendahl 2019: 103–106).

Dass viele implizite Ratschläge im Rahmen pragmatischer argumentativer Schlüsse aus den explizit erwähnten positiven Folgen der angeratenen Handlungen zu erschließen sind, bedeutet sodann, dass viele Ratschläge argumentativ begründet werden. Für explizit formulierte Ratschläge werden ebenfalls immer wieder Gründe bzw. Argumente geliefert. Motiviert ist dies möglicher-

⁴ Es werden nur Trigramme erwähnt, die in einem Teilkorpus mindestens sieben Mal vorkommen.

weise dadurch, dass die Schreibenden ihre Hauptzielgruppe als oder analog zu ‚mündigen Patienten‘ auffassen: Die Lesenden, die Angst haben, sollen nicht nur etwas tun, sondern auch wissen, warum. Dass die Relation zwischen Ratgebender Person und Rat empfangender Person in den Ratbertexten in dieser Weise gestaltet wird, bestätigt und verstärkt die Norm des ‚mündigen Patienten‘ bzw. des ‚mündigen Ratempfängers‘.

Die geschilderte Zunahme von Fragen und von *hedges* schließlich weist in eine ähnliche Richtung: Dass Fragen zunehmen, ließe sich auf den Wunsch nach mehr Ebenbürtigkeit und Dialogizität zwischen den Verfassenden und den Adressierten zurückführen, dass *hedges* der erwähnten Art häufiger werden, als Ausdruck vermehrter Empathie gegenüber den Angesprochenen und verstärkten Respekts vor unterschiedlichen subjektiven Sichtweisen und individuellen Lebenswirklichkeiten. Mittel- und langfristig können sprachliche Veränderungen wie die geschilderten natürlich nicht nur ein Indikator solch neuer Beziehungsnormen sein, sondern auch einen Einflussfaktor dafür bilden: Sie können dazu beitragen, dass in der Beziehung zwischen Ratgeber und Ratempfänger und möglicherweise auch zwischen Psychotherapeut und Klient mehr Gleichberechtigung bzw. mehr Autonomie und weniger Bevormundung der letztgenannten Partei als üblich gelten und folglich auch erwartet und angestrebt werden.

5 Fazit

„Angst ist veraltet und zugleich aktuell“ – mit dieser Formulierung konstatiert Jörg Bergmann (2002: 2, vgl. 2–10), dass Angst auch in der Gegenwart noch eine wichtige Rolle spielt. Er weist auf den merkwürdigen, scheinbar paradoxen Umstand hin, dass umfassende historische Entwicklungen wie der Verlust christlicher Glaubensgewissheiten, der Zuwachs an Wissen oder die verstärkte Konfrontation mit Unbekanntem und Unbekannten verbreiteten Ängsten entgegengewirkt, oft aber zugleich neue Ängste hervorgerufen haben.

Dass Angst auch gegenwärtig noch sehr präsent ist, ließe sich vor dem Hintergrund dieser Studie allerdings auch anders begründen: Wie oben beschrieben, setzt Angst die Antizipation von Nachteiligem voraus, wie diffus dieses Nachteilige im Einzelfall auch erscheinen mag. Zwar sind bedeutende historische Lebensrisiken, etwa das Risiko, lebensbedrohlich zu erkranken, einen Krieg zu erleben oder von existenzieller Armut betroffen zu sein, im deutschsprachigen Raum der Tendenz nach gesunken. Doch je mehr „jeder Einzelne [...] von klein auf dazu gedrängt [wird], die Wirkung seiner Handlungen oder die Wirkung der Handlungen von Anderen über eine ganze Reihe von Kettenglie-

dem hinweg zu bedenken“, wie Norbert Elias eine zentrale Entwicklung im „Prozeß der Zivilisation“ beschreibt, je mehr „Training zur Langsicht“ also stattfindet (Elias 1939/1978: 2. Bd.: 322, 341), desto stärker ist sie/er nicht nur zur Antizipation generell, sondern wohl auch speziell zur Antizipation von Nachteiligem und also zur Angst disponiert.

Die Ratgeber gegen Angst, die ich hier untersucht habe, offenbaren sich in der Rückschau und Reflexion auf die vorgestellten Ergebnisse in zweierlei Hinsicht als janusgesichtiges, ambivalentes Kulturphänomen: Zum einen wollen die Ratgeber ihrer Leserschaft zwar dazu verhelfen, die eigene Angst als weniger problematisch zu empfinden. Mit der dazu notwendigen Kommunikation über Angst rücken sie diese aber zwangsläufig in den Fokus der Aufmerksamkeit, und sie können nicht verhindern, ihre Leserschaft dadurch für die Empfindung von Angst zusätzlich anfällig zu machen. Zum anderen sind die Ratgeber darauf angelegt, neue Einstellungs- und Handlungsmöglichkeiten bei bzw. gegenüber Angst aufzeigen. Doch als appellative, instruktive Textsorte setzen und verfestigen sie auch automatisch emotionale Standards. Sie legen *feeling rules* im Sinne Hochschilds fest und verstärken sie, sie tragen zu *emotionology* im Verständnis von Stearns und Stearns bei. Ihr emanzipatorischer Anspruch wird also unvermeidlich von ihrer für Angst sensibilisierenden und diese normierenden Wirkung konterkariert.

Die zuletzt angesprochene, emotional normierende Wirkung der Ratgeber entspringt wesentlich aus ihrer Kernaussage und deren Präsuppositionen. Die Kernaussage lässt sich im Rückblick auf die vorgestellten expliziten sprachlichen Muster so zusammenfassen: *Gegen Ihre Angst sollten Sie mit den Maßnahmen X, Y, Z vorgehen.* Zum Abschluss dieses Beitrags sollen die wichtigsten Präsuppositionen dieser Kernaussage diskutiert werden, die bislang noch nicht voll zur Sprache kamen.

In der genannten Kernaussage und dementsprechend in den Ratgebern generell erscheint Angst vorrangig als *individuelle* und kaum als kollektive Emotion oder, präziser, als soziales oder gesellschaftliches Phänomen. Wie in Teil 4.2 deutlich wurde, wird normalerweise vorausgesetzt, dass Angst das emotionale Erleben einer/eines Einzelnen ist. Diese Perspektive hat zur Folge, dass auch für den Umgang mit Angst nur das Individuum und keine Gruppe oder gar Gesellschaft als zuständig erscheint und dass zudem als mögliche Ursachen von Angst eher persönliche als soziale oder gesellschaftliche Faktoren in den Blick geraten. Mit ihrer Kernaussage präsupponieren die Ratgeber zweitens, dass die Adressierten derzeit zu viel Angst empfinden und dass diese weniger dominant werden soll und kann. Dass Angst nicht einfach als menschliche Existenzbedingung ertragen oder ausgehalten werden muss, sondern dass sie, wie in Teil

4.3 beschrieben, *aktiv zu reduzieren* oder *mithilfe anderer Gefühle zu entkräften ist*, lässt sich somit als die zentrale *feeling rule* der Ratgeber festhalten. *You shouldn't feel so anxious*, kann sie in Abwandlung eines Hochschild'schen Beispiels formuliert werden (vgl. Hochschild 1979: 564). Drittens schließlich unterstellen die Ratgeber mit ihrer Kernaussage, dass jemand, die/der zu viel Angst hat, diese selbstständig regulieren soll und kann, ohne dabei auf die persönliche Hilfe einer/eines anderen angewiesen zu sein. Dadurch wird zu *emotion work* in Form der Selbsthilfe oder *Selbststeuerung* animiert, wie in Teil 4.4 ersichtlich wurde. Auch für den Umgang mit Angst gilt folglich der Imperativ der Selbstoptimierung, der sich so gut in das von Ulrich Bröckling beschriebene „Subjektivierungsregime“ des „unternehmerischen Selbst“ einfügt (Bröckling 2007: 13). Damit changieren die Ratgeber zwischen der Ermächtigung der/des Einzelnen zur Einwirkung auf die eigenen Gefühle und ihrer/seiner Belastung mit der Verantwortung, die eigenen Gefühle so zu regeln, dass sie der von ihnen gesetzten sozialen Norm entsprechen.

Spätestens mit diesen abschließenden Überlegungen wird deutlich, wie reichhaltig Ratgeber gegen Angst für linguistische und kulturanalytische Studien sind. Dementsprechend bieten sich zahlreiche weitere Untersuchungen an: So könnten Angst-Ratgeber etwa hinsichtlich zusätzlicher sprachlicher Muster, z. B. bei der Beschreibung von Angstursachen oder mit Blick auf die Vermittlung von Fachwissen, analysiert werden. Weiterhin wäre der Sprachgebrauch in anderen Texten und Gesprächen, in denen Angst thematisiert wird, beispielsweise in wissenschaftlichen oder in Fachtexten, idealerweise aber auch in Therapiegesprächen, mit dem der Ratgeber zu vergleichen. Außerdem läge es nahe, die Versprachlichung anderer Emotionen in Bezug zur Versprachlichung von Angst in Ratgebern und anderen Kontexten zu setzen. Und bei all dem wären schließlich zum einen diachrone Untersuchungen und zum anderen Vergleiche mit anderen Sprachen denkbar. Erst mit einer ganzen Reihe solcher Studien ließen sich unsere Vorstellungen davon, was Angst ist und was man mit ihr tun kann oder soll, wirklich verstehen, und es ließe sich erkennen, inwiefern diese Vorstellungen sowohl kulturell geprägt als auch kulturell prägend sind.

Literatur

Quellen

- Craske, Michelle G. & David H. Barlow (2006/2016): *Meistern Sie Angst und Sorgen! Generalisierte Angststörung bewältigen. Ein Patientenmanual*. Hrsg., übers. und adapt. von Christoph Flückiger. Bern: Hogrefe.

- Diegelmann, Christa & Margarete Isermann (2011/2012): *Kraft in der Krise. Ressourcen gegen die Angst*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hansch, Dietmar (2011): *Erfolgreich gegen Depression und Angst*. Berlin: Springer.
- Heidegger, Martin (1927/1977): *Sein und Zeit*. 14., durchges. Aufl. Tübingen: Niemeyer.
- Hoffmann, Walter (2007): *Kraftquelle Angst. So nutzen Sie Ihr Frühwarnsystem*. Wien: Ueberreuter.
- Illy, Daniel (2016): *Ratgeber Angsterkrankungen. Hilfe für den Alltag*. München: Urban und Fischer.
- Kierkegaard, Sören (1844/2005): *Der Begriff Angst*. Übs. von Hans Rochol. Hamburg: Meiner.
- Lückert, Heinz-Rolf (1993): *Angst und Panik. Ursachen, Symptome, Therapie*. Niedernhausen im Taunus: Falken.
- Morschitzky, Hans (2017): *Angst und Sorgen die Macht nehmen. Selbsthilfe bei Generalisierter Angststörung*. Ostfildern: Patmos.
- Peiffer, Vera (2004): *Nur keine Angst! Das Erfolgsprogramm gegen Angstzustände und Panikattacken. Wirksame Techniken zur Selbsthilfe*. München: Knaur.
- Peseschkian, Nossrat & Udo Boessmann (1998): *Angst und Depression im Alltag. Eine Anleitung zu Selbsthilfe und positiver Psychotherapie*. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch.
- Peurifoy, Reneau Z. (1997/2007): *Frei von Angst – ein Leben lang. Hilfe zur Selbsthilfe*. Übs. von Irmela Erckenbrecht. Bern: Huber.
- Priest, Robert (1983/1985): *Angst und Depressionen. Ein praktischer Ratgeber*. Übs. von Susanne Wagner. Wien: Orac.
- Schmidbauer, Wolfgang (2005): *Lebensgefühl Angst. Jeder hat sie. Keiner will sie. Was wir gegen Angst tun können*. Freiburg im Breisgau: Herder.
- Schmidt-Traub, Sigrun (1995): *Angst bewältigen. Selbsthilfe bei Panik und Agoraphobie*. Berlin: Springer.
- Schmitz, Margot & Michael Schmitz (2005): *Seelenfraß. Wie Sie den inneren Terror der Angst besiegen. [...]*. Wien: Ueberreuter.
- Trickett, Shirley (1992/1995): *Angstzustände und Panikattacken erfolgreich meistern*. Übs. von Erna Tom. Zürich: Oesch.
- Voos, Dunja (2015): *Die eigene Angst verstehen. Ein Ratgeber*. Gießen: Psychosozial.
- Wilms, Bettina & Hans-Ulrich Wilms (2008): *Meine Angst. Eine Krankheit?* Bonn: Balance.
- Wittchen, Hans-Ulrich (1997/1999): *Wenn Angst krank macht. Störungen erkennen, verstehen und behandeln*. München: Mosaik.

Forschungsliteratur

- Antos, Gerd (1996): *Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings*. Tübingen: Niemeyer.
- Athanasiadou, Angeliki & Elżbieta Tabakowska (Hrsg.) (1998): *Speaking of emotions. Conceptualisation and expression*. Berlin: De Gruyter.
- Austin, John L. (1962/2002): *Zur Theorie der Sprechakte. (How to do things with Words)*. Bearb. von Eike von Savigny. 2., erg. Aufl. Stuttgart: Reclam.

- Bergenholtz, Henning (1980): *Das Wortfeld „Angst“*. Eine lexikographische Untersuchung mit Vorschlägen für ein großes interdisziplinäres Wörterbuch der deutschen Sprache. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Bergmann, Jörg (2002): Paradoxien der Angstkommunikation. Über Veralten und Modernität der Angst. *Jahrbuch für Gruppenanalyse und ihre Anwendungen* 8, 1–13.
- Bourke, Joanna (2005/2006): *Fear. A cultural history*. London: Virago.
- Bremerich-Vos, Albert (1991): *Populäre rhetorische Ratgeber. Historisch-systematische Untersuchungen*. Tübingen: Niemeyer.
- Brezina, Vaclav, Tony McEnery & Stephen Wattam (2015): Collocations in context. A new perspective on collocation networks. *International journal of corpus linguistics* 20 (2), 139–173.
- Bröckling, Ulrich (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ciešlarová, Eva (2012): Konzeptualisierung der Emotion Angst in deutschen und tschechischen Phraseologismen. *Studia Germanistica. Acta facultatis philosophicae universitatis ostrauiensis* (11), 5–23.
- Dobrovoľskij, Dmitrij (1995): *Schiff und Espenlaub*. Idiome der Angst. *Folia Linguistica. Acta societatis linguisticae europaeae* 29 (3–4), 317–346.
- Elias, Norbert (1939/1978): *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. 2 Bde. 5. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ettl, Susanne (1984): *Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation. Briefsteller von 1880 bis 1980*. Tübingen: Niemeyer.
- Fiehler, Reinhard (2001): Emotionalität im Gespräch. In: Klaus Brinker, Gerd Antos, Wolfgang Heinemann et al. (Hrsg.), *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. 2. Bd., 1425–1438. Berlin: De Gruyter.
- Filatkina, Natalia (2016): *Darumb kam eine seer grosse furcht vnd schrecken in das Volck. angest vs. vorhte*. Martin Luther als Wendepunkt? In: Nina Bartsch & Simone Schultz-Balluff (Hrsg.), *Perspektivwechsel. Oder: Die Wiederentdeckung der Philologie*. 2. Bd.: *Grenzgänge und Grenzüberschreitungen. Zusammenspiele von Sprache und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit*, 67–89. Berlin: Schmidt.
- Filatkina, Natalia (2015): Diskurshistorische Analysen des Begriffs *Zukunftsangst* anhand des Spiegel-Online-Archivs. *Sprachwissenschaft* 40 (1), 73–126.
- Georgi, Christopher (2018): Zur sprachlichen Thematisierung der Angst in Folge von Terrorismus. Eine datengeleitete Studie. In: Fabian Klinker, Joachim Scharloth & Joanna Szczek (Hrsg.), *Sprachliche Gewalt. Formen und Effekte von Pejorisation, verbaler Aggression und Hassrede*, 109–134. Stuttgart: Metzler.
- Gkonou, Christina, Mark Daubney & Jean-Marc Dewaele (Hrsg.) (2017): *New insights into language anxiety. Theory, research and educational implications*. Bristol: Multilingual matters.
- Gredel, Eva (2016): „Wenn der Körper ausbrennt“. *Burn-out*: Sprachliche und semiotische Strategien zur Aushandlung eines Krankheitsbildes. In: Eglė Kontutyte & Vaiva Žeimanienė (Hrsg.), *Sprache in der Wissenschaft. Germanistische Einblicke*, 221–235. Frankfurt am Main: Lang.
- Grice, H. Paul (1975/1979): Logik und Konversation. Übs. von A.[ndreas] Kemmerling. In: Georg Meggle (Hrsg.), *Handlung, Kommunikation, Bedeutung*, 243–265. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Gülich, Elisabeth, Katrin Lindemann & Martin Schöndienst (2010): Interaktive Formulierung von Angsterlebnissen im Arzt-Patient-Gespräch. Eine Einzelfallstudie. In: Ulrich Dausendschön-Gay, Christine Domke & Sören Ohlhus (Hrsg.), *Wissen in (Inter-)Aktion. Verfahren der Wissensgenerierung in unterschiedlichen Praxisfeldern*, 135–160. Berlin: De Gruyter.
- Günthner, Susanne (2006): Rhetorische Verfahren bei der Vermittlung von Panikattacken. Zur Kommunikation von Angst in informellen Gesprächskontexten. *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 7, 124–151.
- Guntersdorfer, Ivett R. (2013): *Angst aus der Perspektive der Psychologie bei Arthur Schnitzler und Christa Wolf*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Hermanns, Fritz (1989): Deontische Tautologien. Ein linguistischer Beitrag zur Interpretation des Godesberger Programms (1959) der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. In: Josef Klein (Hrsg.), *Politische Semantik. Bedeutungsanalytische und sprachkritische Beiträge zur politischen Sprachverwendung*, 69–149. Opladen: Westdeutscher.
- Hochschild, Arlie R. (1979): Emotion work, feeling rules, and social structure. *American journal of sociology* 85 (3), 551–575.
- Iakushevic, Marina (2018): Kollokationen in populärwissenschaftlichen Texten am Beispiel des Depression-Diskurses. In: Laurent Gautier (Hrsg.), *Le figement en discours spécialisé*, 111–130. Berlin: Frank und Timme.
- Käuser, Andreas (2013): Medienkulturen der Angst. Einleitung: Angst, Medialität und Repräsentation. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 141–147. Stuttgart: Metzler.
- Kessel, Katja (2009): *Die Kunst des Smalltalks. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu Kommunikationsratgebern*. Tübingen: Narr.
- Knerich, Heike (2013): *Vorgeformte Strukturen als Formulierungsressource beim Sprechen über Angst und Anfälle*. Berlin: Logos.
- Knuchel, Daniel & Janine Luth ([erscheint]): *Sprache und Angst. Interdisziplinäre und linguistische Perspektiven*.
- Laffan, Michael & Max Weiss (Hrsg.) (2012): *Facing fear. The history of an emotion in global perspective*. Princeton: Princeton Univ. Press.
- Lindemann, Katrin (2012): *Angst im Gespräch. Eine gesprächsanalytische Studie zur kommunikativen Darstellung von Angst*. Göttingen: V&R unipress.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster. Perspektiven einer kulturalistischen Linguistik. In: Elisabeth Wåghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson et al. (Hrsg.), *Begegnungen. Das 8. Nordisch-baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009*, 23–44. Stockholm: Stockholm Univ.
- Linke, Angelika (1996): *Sprachkultur und Bürgertum. Zur Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts*. Stuttgart: Metzler.
- Nickisch, Reinhard M. G. (1969): *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Niemann, Robert (2020): *Zum Wandel des wissenschaftlichen Subjekts. Von kritischer Wissensschöpfung zum postkritischen Selbstmanagement?* Bielefeld: Transcript.
- Niemann, Robert (2018): Ratgeberliteratur und Strategien der Normierung. Am Beispiel von Wissenschaftsratgebern. In: Beata Mikołajczyk, Michał Piosik, Janusz Taborek et al. (Hrsg.), *Studien zur deutschen Grammatik. In memoriam Józef Darski (1941–2016)*, 75–88. Poznań: UAM.

- Nuyts, Jan (2005): The modal confusion. On terminology and the concepts behind it. In: Alex Klinge & Henrik H. Müller (Hrsg.), *Modality. Studies in form and function*, 5–38. London: Equinox.
- Ott, Christine & Jana Kiesendahl (2019): Ratgeber und RAT GEBEN. Textlinguistische Reflexionen zur Identifizierung, Typologisierung und pragmatisch-stilistischen Analyse von Ratgebern. In: Michaela Schmid, Ulf Sauerbrey & Steffen Großkopf (Hrsg.), *Ratgeberforschung in der Erziehungswissenschaft. Grundlagen und Reflexionen*, 79–115. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Palmer, F.[rank] R. (1986/2001): *Mood and modality*. 2. Aufl. Cambridge: Cambridge Univ. Press.
- Perelman, Ch.[aim] & L.[ucie] Olbrechts-Tyteca (1958/1971): *The new rhetoric. A treatise on argumentation*. Übs. von John Wilkinson & Purcell Weaver. Notre Dame: Univ. of Notre Dame Press.
- Plamper, Jan & Benjamin Lazier (Hrsg.) (2012): *Fear. Across the disciplines*. Pittsburgh: Univ. of Pittsburgh Press.
- Scheidt, Carl E., Gabriele Lucius-Hoene & Anja Stukenbrock et al. (Hrsg.) (2015): *Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust*. Stuttgart: Schattauer.
- Schneider, Jan G. (2005): Was ist ein sprachlicher Fehler? Anmerkungen zu populärer Sprachkritik am Beispiel der Kolumnensammlung von Bastian Sick. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* (2), 154–177.
- Schröter, Juliane, Susanne Tienken & Yvonne Ilg (2019): Linguistische Kulturanalyse. Eine Einführung. In: Juliane Schröter, Susanne Tienken & Yvonne Ilg et al. (Hrsg.), *Linguistische Kulturanalyse*, 1–27. Berlin: De Gruyter.
- Schröter, Juliane (2014): Analyse von Sprache als Analyse von Kultur. Überlegungen zur kulturanalytischen Linguistik am Beispiel des Wandels von Briefschlüssen im 19. und 20. Jahrhundert. In: Nora Benitt, Christopher Koch & Katharina Müller et al. (Hrsg.), *Kommunikation – Korpus – Kultur. Ansätze und Konzepte einer kulturwissenschaftlichen Linguistik*, 25–45. Trier: WVT.
- Schröter, Juliane (2011): *Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Schuster, Britt-Marie (2010): *Auf dem Weg zur Fachsprache. Sprachliche Professionalisierung in der psychiatrischen Schreibpraxis (1800–1939)*. Berlin: De Gruyter.
- Schwarz, Alexander (1988): Keine Angst in der Sprachwissenschaft. In: Hans-Jürg Braun & Alexander Schwarz (Hrsg.), *Angst*, 83–92. Zürich: VDF.
- Schwarz-Friesel, Monika (2007/2013): *Sprache und Emotion*. 2., aktual. und erw. Aufl. Tübingen: Francke.
- Searle, John R. (1975/1982): Indirekte Sprechakte. In: John Searle, *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechaktheorie*. Übs. von Andreas Kemmerling, 51–79. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Searle, John R. (1969/1971): *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*. Übs. von R.[enate] und R.[olf] Wiggershaus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sluneco, Thomas (2009/2017): Psychotherapie. Eine Lagebestimmung. In: Thomas Sluneco (Hrsg.), *Psychotherapie. Eine Einführung*. 2., überarb. Aufl., 11–32. Wien: Facultas.
- Stearns, Peter N. & Carol Z. Stearns (1985): Emotionology. Clarifying the history of emotions and emotional standards. *The American historical review* 90 (4), 813–836.
- Walton, Douglas (2000): *Scare tactics. Arguments that appeal to fear and threats*. Dordrecht: Kluwer Academic.

- Wandruszka, Mario (1950/1981): *Angst und Mut*. 2. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wodak, Ruth (2015): *The politics of fear. What right-wing populist discourses mean*. London: Sage.

Sonstiges

- Asendorpf, Jens B. & Franz Caspar (2019): Angst. In: *Dorsch. Lexikon der Psychologie*.
<https://portal-hogrefe-com.ezproxy.uzh.ch/dorsch/angst-1/> (8. März 2021).
- Bibliographisches Institut (2019a): Angst. In: *Duden. Wörterbuch*.
<https://www.duden.de/rechtschreibung/Angst> (8. März 2021).
- Bibliographisches Institut (2019b): Ratgeber. In: *Duden. Wörterbuch*.
<https://www.duden.de/rechtschreibung/Ratgeber> (8. März 2021).
- Brezina, Vaclav, Matt Timperley & Tony McEnery (2018): *#LancsBox. Version 4.0*.
<http://corpora.lancs.ac.uk/lancsbox/> (8. März 2021).
- Deutsche Nationalbibliothek (Hrsg.) (2019): *Katalog der Deutschen Nationalbibliothek*.
<https://portal.dnb.de/opac.htm?method=simpleSearch&query> (8. März 2021).
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) & World Health Organization (WHO) (1994–2019): *Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme. 10. Revision. German Modification. Version 2019*.
<https://www.dimdi.de/static/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/kode-suche/htmlgm2019/> (8. März 2021).
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) ([o. J.a]): *ICD-10-GM*.
<https://www.dimdi.de/dynamic/de/klassifikationen/icd/icd-10-gm/> (8. März 2021).
- Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information (DIMDI) (Hrsg.) ([o. J.b]): *ICD-9. Internationale Statistische Klassifikation der Krankheiten, Verletzungen und Todesursachen. 9. Revision*.
<https://www.dimdi.de/dynamic/de/klassifikationen/icd/icd-10-who/historie/icd-vorgaenger/icd-9/icd-9-vas/> (8. März 2021).
- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2019): Betroffene. In: DWDS-Wortprofil.
<https://dwds.de/wp/Betroffene> (8. März 2021).
- Dornseiff, Franz & Uwe Quasthoff (1934/2004): *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. 8., neu bearb. Aufl. Berlin: De Gruyter.
- Infocenter der R+V-Versicherung (2019): *Die Ängste der Deutschen 2019*.
www.die-aengste-der-deutschen.de (8. März 2021).
- Kluge, Friedrich & Elmar Seebold (1883/2012): Angst. In: *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*.
https://www-degruyter-com.uaccess.univie.ac.at/view/Kluge/kluge.422?rskey=col0xz&result=1&dbq_0=Angst&dbf_0=kluge-fulltext&dbt_0=fulltext&o_0=AND (8. März 2021).
- Robert Koch-Institut (Hrsg.) (2015): Gesundheit in Deutschland. https://www.rki.de/DE/Content/Gesundheitsmonitoring/Gesundheitsberichterstattung/GesInDtld/gesundheit_in_deutschland_2015.html;jsessionid=C7ACD35EAEA81C5F7839531DFA79D77B.interne.t082?nn=2379316 (8. März 2021).

Christopher Georgi

Angstkonstruktionen zwischen „sinnvoller Vorsicht und sinnloser Panik“

Eine korpuspragmatische Studie zu Sprachgebrauchsmustern im Umfeld des Lexems *Angst* in Online-Zeitungen

Abstract: Dieser Beitrag geht von der These aus, dass Angst eine kulturell geprägte Emotion ist. Analytisch greifbar wird diese kulturelle Prägung durch rekurrente sprachliche Muster, die auch diachron variieren können und sich in besonderer Weise in massenmedialen Texten als profilierten Orten des gesellschaftlichen Angstmanagements beobachten lassen. Im Rahmen einer korpuspragmatischen, datengeleiteten Studie wird im vorliegenden Beitrag das Inventar der Angstkonstruktionen, die für aktuelle Diskurse relevant sind, ermittelt. Auf der Basis umfangreicher Korpora, bestehend aus Artikeln der Onlinezeitungen DIE ZEIT und DER SPIEGEL, werden dazu rekurrente sprachliche Muster im Umfeld des Lexems *Angst* erhoben und als potentielle Angstkonstruktionen anhand ihrer Kontexte näher untersucht. Die Ergebnisse liefern einen Beitrag zu einer erweiterten Grammatik der Angst, welche die Konturen der aktuellen Angstkultur hervortreten lässt.

This work is focusing on the notion of fear as a cultural construct. Analytical evidence of the cultural imprint is given by recurrent patterns in language that can vary over time. Those patterns can be investigated especially by analyzing articles of mass media, since they are intended to be part of a fear management by making fear a subject of discussion. By following that notion, a corpus pragmatic and corpus-driven study will be presented with the general aim to identify a set of fear constructions as part of the current discourse. Based on extensive corpora of articles from the online newspapers DIE ZEIT and DER SPIEGEL, recurrent language patterns in the context of the lexeme *fear* were collected. As potential constructions of *fear*, those patterns are moreover investigated by focusing on their context. Finally, the results lead to an extended grammar of fear which also allows further insights into the current culture of fear.

Anmerkung: Der zitierte Ausschnitt ist Teil der Unterüberschrift eines ZEIT-Artikels mit dem Titel „Angst ist auch ein Virus“ zum Umgang mit dem Coronavirus in Deutschland. Er ist am 04. März 2020 erschienen und online abrufbar, unter: <https://www.zeit.de/2020/11/coronavirus-deutschland-infizierte-quarantaene-angst> (zuletzt aufgerufen am 12.08.2020).

1 Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Angst

Wie auch immer sich der Verlauf von Covid-19 in den kommenden Wochen und Monaten entwickelt: Verfallen Sie nicht in Panik! Das ist ernst gemeint, denn Panik ist unangemessen - Sorge hingegen aktuell leider nicht: Mit jedem Tag zeigt sich, dass sich das neuartige Coronavirus Sars-CoV-2 viel stärker außerhalb Chinas ausbreitet als gehofft, derzeit gibt es Fälle in 37 Ländern. [...] Die Zeit, das Virus durch die vorübergehende Isolation einzelner Erkrankter und ihrer Kontakte in Schach zu halten, läuft ab. Wahrscheinlich muss man sogar sagen: Sie ist längst verstrichen. Das kann einem Angst machen. (DER SPIEGEL, 27.02.2020)¹

In der medialen Berichterstattung zur Coronavirus-Pandemie ist eine z. T. metasprachliche Auseinandersetzung zur Angemessenheit von *Angst* und semantisch ähnlichen Begriffen beobachtbar, wie der zu Beginn zitierte Ausschnitt eines Kommentars im SPIEGEL verdeutlicht, dessen Argumentation auf der Definition von *Panik* aus dem Duden aufbaut. *Panik* wird als *unangemessen* gekennzeichnet, *Sorge* sei dies hingegen nicht. Und auch die *Angst* wird angesichts der Unsicherheit, ob das *Virus in Schach zu halten* ist, als nachvollziehbar bzw. als zu erwarten charakterisiert. Ähnlich verhält es sich in einem ZEIT-Artikel, der in der Überschrift des vorliegenden Beitrages zitiert wurde. Der *sinnvollen Vorsicht* wird die *sinnlose Panik* gegenübergestellt. Wie die nachfolgenden Ausführungen verdeutlichen werden, stellen die thematisierte *Angst*, *Sorge* und *Panik* i. d. R. keine Beschreibungen einer unmittelbar wahrgenommenen Emotion bzw. des Emotionsausdrucks, sondern Formen der sprachlichen Konstruktion von *Angst* bzw. *Ängsten* dar. Die zitierten Zuschreibungen *angemessen/ unangemessen* und *sinnvoll/ sinnlos* im Rahmen des Diskurses zur Angemessenheit bzw. Unangemessenheit von *Angst* prägen – sofern diese rekurrent erfolgen – die Bedeutung der einzelnen Begriffe. Darüber hinaus können verschiedene Formen der sprachlichen Konstruktion von *Angst* selbst die Angst im Sinne einer Angstspirale verstärken (vgl. Luhmann 1990: 238) oder das ‚Zeigen‘ bzw. die Ausdrucksformen der Angst im Sinne ihrer Manifestation beeinflussen (vgl. etwa die „Feeling Rules“ nach Hochschild 1979: 563–566). Demzufolge besitzen Angstkonstruktionen eine hohe gesellschaftliche Relevanz, die es zu ergründen gilt und auf die im vorliegenden Beitrag exemplarisch eingegangen wird.

¹ Abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/coronavirus-panik-ist-un-angemessen-sorge-leider-nicht-kommentar-a-ee36b757-1c94-4263-a4b4-fb03699504f6> (zuletzt aufgerufen am 25.08.2020).

Die dem Beitrag zugrundeliegende Studie ist dem Bereich der Korpuspragmatik zuzuordnen und verfolgt die übergeordnete Zielstellung, das Inventar von Angstkonstruktionen, die für aktuelle Diskurse relevant sind, zu ermitteln und anhand der Kontexte eine Bestimmung der Funktion dieser Konstruktionen vorzunehmen. Dies erfolgt ausgehend von beobachtbaren bzw. berechenbaren Mustern, „[...] in die sich ein Gebrauchswert eingeschrieben hat [...]“ (Scharloth/Bubenhof 2012: 196) – in denen sich also gesellschaftliche Relevanzsetzungen niederschlagen. Dabei folge ich der Auffassung Müllers (2015), der bei einem Muster dann von einer *Konstruktion* spricht, „[...] wenn ihm mit korpuspragmatischen Mitteln ein Kontextualisierungspotenzial nachgewiesen werden kann, wenn also eine Korrelation zwischen Ausdrucksform und mindestens einer Kontextdimension² sprachstatistisch nachweisbar ist und sich in der exemplarischen Verwendungsanalyse eine oder mehrere Diskursfunktionen³ beschreiben lassen.“ (ebd.: 118)

Im folgenden Kapitel wird zunächst auf die kulturelle Bedeutung des Lexems *Angst* Bezug genommen, die die Grundlage des Beitrages bildet. Anschließend werden in Kapitel 3 die Erkenntnisse einiger Studien zu semantischen Kookkurrenzen, grammatischen Strukturen und der Funktion des Lexems *Angst* sowie zu weiteren Lexemen aus dem semantischen Feld der *Angst* in verschiedenen Diskursen wiedergegeben. Diese dienen als Grundlage für die Interpretation der Ergebnisse der sich anschließenden Studie des Beitrags. Die Basis für die Analyse, die in Kapitel 4 wiedergegeben wird, bilden zwei Korpora mit Texten der Online-Präsenz der Zeitungen DIE ZEIT und DER SPIEGEL. Zunächst soll die Semantik des Lexems *Angst* sowie einiger Synonyme und funktionaler Äquivalente anhand von Kollokationen und Word Embeddings untersucht werden. In einem zweiten Schritt werden charakteristische Mehrworteinheiten im Umfeld des Lexems *Angst* ermittelt und wiederum anhand ihrer Kontexte funktional bestimmt. Beide Untersuchungsschritte erfolgen in einem hohen Maße datengeleitet mit dem Ziel, rekurrente sprachliche Muster zu ermitteln und als Formen der kulturellen Bedeutungszuschreibung zu deuten.

2 Müller (2015: 87–96) führt u. a. die Kontextebenen ‚Situation‘, ‚Kotext‘, ‚soziale Sprecherrolle‘ und ‚thematischer Diskurs‘ an.

3 Dabei versteht Müller (2015: 60–62) ‚Diskurs‘ grundsätzlich im offenen Sinne als ‚Sprachgebrauch‘.

2 Medien als Orte der Angstkultur und des Angstmanagements

Lickhardt (2013: 189) zufolge ist eine genaue Bedeutungsbestimmung des Lexems *Angst* grundsätzlich erschwert, da *Angst* als Begriff, ebenso wie die Emotionsbegriffe im Allgemeinen, keinen konkreten Gegenstand der Entsprechung bzw. keine unmittelbar fassbare Referenz besitzt. Käuser (2013: 145) schlussfolgert in diesem Zusammenhang, dass aus der Unbestimmtheit des Objekts die Unbestimmtheit des Begriffes resultiert. In ihrer phänomenalen Grundstruktur bezieht sich die Angst auf einen „Konflikt zwischen einer leiblichen Einengung und einem gegen sie gerichteten Fluchtimpuls“ (Fuchs/Micali 2013: 52). Demnach erscheint es nicht verwunderlich, dass die ‚Enge‘ in vielen Sprachen den semantischen Kern des *Angst*-Begriffes bildet. So verweist etwa das lateinische *angor* auf ‚Würgen, Beklemmung, Angst‘ (vgl. ebd. sowie Böhme 2009: 168f.). In ihrer Form als Affekt besitzt die Angst eine überlebenssichernde Funktion. Sie stößt uns plötzlich zu und aktiviert wichtige Flucht- und Abwehrfunktionen des Organismus (vgl. Fuchs/Micali 2013: 53f.). Im Rahmen der gesellschaftlichen Entwicklung und damit einhergehender Schutzmaßnahmen konnten grundlegende Gefahren minimiert werden, sodass die durch natürliche Bedrohungen und körperliche Gewalt ausgelöste primäre Form der Angst „[...] in der Neuzeit durch innengeleitete, vom Menschen selbst geschaffene Ängste ersetzt [...]“ (Käuser 2010: 18) wurde. Die Menschen bringen die Ängste selbst, also „autoreferentiell und medienkulturell“ (Käuser 2013: 142) zum Ausdruck. Käuser versteht unter medialen Ausdrucksformen vorrangig die „Sichtbarkeit und Körperlichkeit“ (ebd.: 143) des Phänomens der Angst in audiovisuellen Medien wie Filmen und in der Kunst. Demgegenüber seien die Akteure des theoretischen und publizistischen Diskurses bemüht, mit Hilfe von „diskursiven Plausibilisierungen und Erörterungen“ (ebd.: 145) die Angst „zu mildern“ (ebd.). Dabei kann der gegenteilige Effekt erreicht werden, indem mit den genannten Maßnahmen zur Angstmilderung die Angst verstärkt wird (vgl. Luhmann 1990: 238). An dieser Stelle ist weiterhin zu ergänzen, dass autoreferentielle Darstellungen der Angst wie in Form von Interviews, die Schilderungen des eigenen Angsterlebens enthalten, ebenfalls einen wichtigen Platz im publizistischen Diskurs einnehmen, wie Beispiele in den folgenden Kapiteln verdeutlichen werden. Käuser (2010) schlussfolgert in diesem Kontext: „Angst erzeugt die Entwürfe und Diskurse ihrer eigenen Beschreibung [...]“ (ebd.: 21) Durch „kulturelle Vorgaben“ (Linke 2011: 28) ist die Wahl der Ausdrucksformen für Angst eingeschränkt. Dabei wird die kulturelle Prägung dieser Emotion in spezifischen Musterbildungen auf der

Textebene, jedoch darüber hinaus auch auf der Wort- und Satzebene deutlich (vgl. ebd.).⁴ Linke (1998) konstatiert im Allgemeinen, dass „[...] Gefühl bzw. Gefühle nicht nur als individualpsychologische Größen zu interpretieren, sondern darüber[] hinaus kulturell geprägt sind und sozialspezifischen Normierungen und Habitualisierungen unterliegen. Die Gefühlsprogrammatische einer Epoche bzw. einer bestimmten sozialen Gruppierung dürfte bis zu einem gewissen Maß das individuelle Erleben überlagern und überformen [...]“ (ebd.: 234, Herv. im Original) Dabei können „Veränderungen im Emotionswortschatz und in den Traditionen des Sprechens über Emotionen“ (Linke 2009: 173) als „Belege für Veränderungen in der Konzeptualisierung, allenfalls auch in der Erlebnisqualität von Emotionen“ (ebd.) gedeutet werden.

Neben der Angst selbst unterliegen auch die Techniken zur Angstbewältigung einer kulturellen Prägung (vgl. Böhme 2009: 171). Hierzu bemerkt Böhme (2000): „Ob real oder symbolisch, räumlich oder zeitlich: Distanzierung und Selbstdistanzierung sind in allen Angstbewältigungstechniken die entscheidende Leistung.“ (ebd.: 12) Neben der Distanzierung kann das Sprechen über Angst der Angstbewältigung dienen. Wie bereits mit Bezug auf Käuser (2013) verdeutlicht wurde, ist letztere Bewältigungsstrategie im publizistischen Diskurs anzutreffen. Äußerungen, die sich auf die Thematisierung, die genauere Bestimmung und Klassifizierung der Angst sowie auf die Ableitung von Maßnahmen zur Angstminderung beziehen, verstehe ich als kommunikative Formen der Bearbeitung der Angst und somit des *Angstmanagements*.

Um die Vorstellung von Angst als kulturell geprägter Emotion über die Grenzen des Begriffs hinaus zu erweitern, verwende ich den Begriff der *Angstkultur*⁵, der auch die kulturelle Prägung des *Angstmanagements* einschließt. Dabei stütze ich mich auf Böhme (2009), der konstatiert, „[...] daß die menschlichen Ängste kulturell überformt, stilisiert, diszipliniert, modifiziert, anästhesiert oder gar künstlich erregt werden, also historisch ausdifferenzierte Gefühlskulturen entstehen [...]“ (ebd.: 171), die „kulturspezifische Bewältigungsmuster der Angst“ (ebd.) einschließen. In einer diachronen Perspektive kann schließ-

⁴ Diese Annahme fußt auf der allgemeinen These Linkes (2011), „[...] dass Musterbildungen im Sprachgebrauch einen wichtigen ‚Ort‘ der Verschränkung von Kultur und Sprache [...] darstellen.“ (ebd.: 27)

⁵ In diesem Zusammenhang verstehe ich *Kultur* wie Schröter (2016) „[...] erkenntnisoffen als etwas Menschliches, Komplexes, Zusammenhängendes, das von einem Kollektiv getragen wird, welches so groß ist, dass nicht alle daran beteiligten Menschen einander kennen, etwas, das aus kognitiven Elementen, Aktivitäten sowie Artefakten bestehen kann und das *anders* sein könnte, als es ist.“ (ebd.: 381, Herv. im Original)

lich von verschiedenen *Angstkulturen*, bezogen auf spezifische Zeiträume, gesprochen werden. Dies wird durch die Aussage Schmieders (2013) gestützt:

Kaum ein Zweifel dürfte darüber bestehen, dass der Eintritt in das nukleare Zeitalter auch zu neuen Kulturen der Angst geführt hat [...]. Der Atompilz wurde zu einem neuen Kollektivsymbol, mit dem sich das Bewusstsein einer Zeitenwende und einer Veränderung der *Conditio humana* verband [...]. Die atomare Situation wurde zum Schauplatz einer Vielzahl von Debatten und Kommunikationsstrategien, bei denen es immer auch um die Bearbeitung der Angst ging, wobei die Angst, je nach Perspektive, als psychologische Bedrohung oder als politische Ressource in Betracht gezogen wurde. (ebd.: 201, Herv. im Original)

Auch Böhme (2009) führt aus, dass man „Epochen an dem charakteristischen ‚Stil‘ ihrer Ängste“ (ebd.: 171) erkennen könne. Biess (2019: 18) nahm kürzlich den Angstdiskurs zum Ausgangspunkt, um die Geschichte der Bundesrepublik von den Anfängen in der Nachkriegszeit bis hin zur gegenwärtigen Lage zu rekonstruieren. Diese beschreibt er als eine „Geschichte aufeinanderfolgender Angstzyklen“ (ebd.: 12). Dabei kann der Begriff der Angstzyklen weitgehend mit dem in diesem Beitrag verwendeten Begriff der *Angstkulturen* gleichgesetzt werden. Biess’ Untersuchungsmethode basiert auf empirischen, qualitativen Fallstudien, beispielsweise auf der Basis von Zeitungsberichten, Leserbriefen oder Tagebuchaufzeichnungen. Schließlich begreift auch Wengeler (2019) *Zukunftsangst* als spezifische Form bzw. Ausprägung der Angst als „Kulturphänomen“ (ebd.: 95), „[...] das sich möglicherweise als diskursive Größe [...] in Deutschland über lange Zeiträume hinweg gehalten hat und das sich daher für eine diachrone Längsschnittstudie zu erforschen lohnt.“ (ebd.) Im diachronen Vergleich könnte Wengeler zufolge auf der Basis verschiedener themenspezifischer Diskurse untersucht werden, welche Rolle die „öffentliche Konstruktion von Ängsten“ (ebd.: 96) mit sprachlichen Mitteln im jeweiligen Diskurs und Zeitraum spielt und welche Gegenstände der *Angst* thematisiert werden.

Im vorliegenden Beitrag soll die gegenwärtige *Angstkultur* in den Blick genommen und auf der Grundlage von Zeitungsartikeln exemplarisch untersucht werden. Dies erfolgt in Anlehnung an Linke auf der Basis von rekurrenten sprachlichen Mustern. Im Folgenden sollen einige Studien wiedergegeben werden, die auf einem ähnlichen methodischen Ansatz beruhen.

3 Studien zu Angstkonstruktionen

Bisher liegen nur wenige Untersuchungen vor, die sich mit der sprachlichen Konstruktion von *Angst* ausgehend von rekurrenten Sprachgebrauchsmustern

beschäftigen. Die Erkenntnisse einiger Studien werden im Folgenden kurz erläutert, da sie die Deutung der Ergebnisse der in Kapitel 4 wiedergegebenen Studie unterstützen.

Im Rahmen einer diskurshistorischen Analyse untersucht Filatkina (2015) auf der Basis von SPIEGEL ONLINE-Artikeln sprachliche Formen der medialen Konstruktion des Begriffs *Zukunftsangst* im Zeitraum von 1970 bis 2013. Anhand zahlreicher Belegstellen zeichnet Filatkina nach, wie sich das semantische Feld der *Zukunftsangst* im Laufe der Zeit verändert hat, indem neue Themen bzw. Kontexte hinzutreten, während andere in den Hintergrund treten oder nicht mehr belegt sind. Während sich die *Zukunftsangst* zunächst vor allem auf den technischen Fortschritt bezog (vgl. ebd.: 88), wird diese im weiteren Verlauf etwa mit Unsicherheiten der ehemaligen DDR-Bevölkerung nach der Wende (vgl. ebd.: 95), der zunehmenden Verschmutzung der Umwelt und damit einhergehenden Krankheiten (vgl. ebd.: 101f.) sowie der Angst vor dem Islam (vgl. ebd.: 115) in Beziehung gesetzt. Insgesamt sind die Inhalte des semantischen Feldes vielfältig, wobei sich einige kontinuierliche Themen wie „schlechte beziehungsweise fehlende berufliche Perspektiven als Folge von Krisen“ (ebd.: 120) abzeichnen. Auch einige sprachliche Mittel werden in kontinuierlicher Weise gebraucht, um die *Zukunftsangst* als dramatisch und zweifellos gegeben erscheinen zu lassen (vgl. ebd.: 121). Filatkina weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass *Zukunftsangst* bereits von Beginn des Untersuchungszeitraumes an „apodiktisch festgestellt“ (ebd.: 119) wird, sodass keine Zweifel an der Existenz bestehen sollen (vgl. ebd.). Dabei dienen Studien zur Angst der Deutschen als wichtige Stütze und betonen die Allgegenwärtigkeit der *Angst*, die demzufolge nicht bestritten werden kann (vgl. ebd.: 105). Außerdem identifiziert Filatkina in den Jahren nach 2000 im medialen Diskurs einen „eigenen kritischen Metadiskurs über den Begriff *Zukunftsangst*“ (ebd.: 115). Ferner wird *Zukunftsangst* nicht nur als Folge von Krisenereignissen und als Charakterisierung der Stimmungslage eines Kollektivs, sondern auch als Ursache für Rechtsextremismus und Kriminalität thematisiert (vgl. ebd.: 120) und im Sinne einer ‚Kultur des Verdrusses‘ (ebd.: 121) bezogen auf die gesamte Bundesrepublik als Kulturphänomen konstruiert.

Einige Ergänzungen in Bezug auf die oben dargestellte Untersuchung finden sich bei Filatkina (2017). Auszüge des unveröffentlichten Manuskripts werden auch von Wengeler (2019) zitiert und sind in der Einleitung dieses Sammelbandes enthalten. Filatkina erweitert dabei den Zeitraum der Untersuchung bis auf das Jahr 2017 und ergänzt die Studie durch Belege des Deutschen Referenzkorpus (DeReKo). Durch die Ermittlung rekurrenter Sprachgebrauchsmuster auf lexikalisch-semantischer und morphosyntaktischer Ebene in Diskur-

sen über negativ besetzte Zukunftsentwürfe entwickelt Filatkina die Grundzüge einer *Grammatik der Angst*. Einige sprachliche Mittel dieser Grammatik seien an dieser Stelle bezugnehmend auf die Seiten 102f. bei Wengeler (2019) sowie die Beiträge Filatkinas (2015 und 2017) kurz skizziert. So kommt das Lexem *Zukunftsangst* häufig „[...] in Verbalphrasen vor, vor allem mit atelischen durativen Handlungsverben, [...] die dynamische Vorgänge beschreiben und keinen Kulminations- oder Endpunkt voraussetzen (*treiben, herrschen, [...], plagen, peinigen*) bzw. graduelle Änderungen versprachlichen (*wachsen, zunehmen*).“ (Filatkina 2017) Dynamische Vorgänge werden weiterhin über die „parataktische Aneinanderreihung kurzer Sätze, Nominalphrasen oder Einzellexeme“ (ebd.) und zum Teil durch Konstruktionen wie *so schlimm wie nie zuvor* in ihrer Dramatik im Sinne eines Singularitätstopos gesteigert, wobei die *Zukunftsangst* zugleich als typisch deutsches Phänomen charakterisiert wird (vgl. ebd. sowie Filatkina 2015: 105). Darüber hinaus sind für *Zukunftsangst*-Konstruktionen Genitivattribute typisch, die auf die Träger der *Zukunftsangst* verweisen und eine im Laufe der Zeit abnehmende Tendenz aufweisen. Als Attribute treten v. a. Bezeichnungen für Gruppen von Personen auf, die über bestimmte Begriffe teilweise als beruflich oder geographisch zusammengehörig gekennzeichnet werden. Filatkina (2015: 90) deutet diese Kollektiva als Mittel zur „Dramatisierung des Ausmaßes der Zukunftsangst“. Zum Teil werden die Träger durch Präpositionalphrasen und Relativsätze eingeführt und beschrieben. Diese Beschreibungen bleiben insgesamt aber vage. Während *Zukunftsangst* in zunehmendem Maße mit schlimmen Ereignissen im Sinne einer Aufzählung verbunden wird, überwiegen bei *Angst* Präpositionalphrasen mit *vor* + Objekt, die den Gegenstand der *Angst* benennen und diese somit konkretisieren. Außerdem verweist Filatkina (2017) auf die Besonderheit, dass *Zukunftsangst* häufig im Umfeld von Adversativ- und Konzessivsätzen auftaucht, die mit *wenn, obwohl* und *trotz* eingeleitet werden. Inhaltlich wird deutlich, dass durch diese Sätze „positive Jetzt-Situationen“ konstruiert werden, die anschließend widerlegt werden. Filatkina (2015: 90) verweist an dieser Stelle, bezugnehmend auf Wengelers Theorie der Topoi, auf den Gebrauch des Trotz-Topos, der auf ein schlimmes Ende im Sinne negativer Zukunftserwartung verweist.

Die thematisierte *Grammatik der Angst* kann durch eine Studie Holzingers (2018) erweitert werden. Dieser setzt sich mit „Strukturen des Typs [mit + Substantiv] in adverbialer Funktion [...] im semantischen Feld der Angst“ (ebd.: 229) auf der Basis des Deutschen Referenzkorpus (DeReKo) auseinander. Die Wortverbindungen werden dabei auf rekurrente Strukturen hin untersucht, die neben der wörtlichen Bedeutung auf semantische und pragmatische Besonderheiten hinweisen (vgl. ebd.: 230). Unter den verbalen Kollokationen der adver-

bialen Verbindung *mit Angst* finden sich an oberster Stelle *reagieren* und *begegnen*. Die Angst stellt Holzinger zufolge somit die Reaktion auf etwas Vergangenes dar und ist objektbezogen (vgl. ebd.: 232f.). Weiterhin treten häufig Verben mit dem Präfix *entgegen-* wie *entgegensehen*, *entgegenblicken* oder *entgegen treten* in Verbindung mit der untersuchten Adverbialphrase auf, wobei die Wahrnehmungsverben überwiegen. Holzinger sieht in den genannten Konstruktionen einen „klaren Zukunftsbezug“ (ebd.: 233). Verschiedene Beispiele sollen illustrieren, dass „konkrete Gründe“ (ebd.: 244) der *Angst* häufig im Kontext genannt werden. Holzinger differenziert hierbei jedoch nicht zwischen Träger und Gegenstand, wie die folgende Auflistung nahelegt: „*Bedrohung, Gefahr, Gewalt, Opfer, Krankheit, Tod, Leiden* und *Veränderung*“ (ebd.). Darüber hinaus identifiziert Holzinger das typische Muster ‚mit X und Y‘, das am häufigsten in der Form *mit Angst und Schrecken*, aber auch in der Form *mit Angst und Sorge* oder *mit Angst und Panik* realisiert wird. Diese Paarformeln besitzen Holzinger zufolge unterschiedliche Idiomatizitätsgrade, wobei er ihnen grundsätzlich eine intensivierende Wirkung zuschreibt (vgl. ebd.: 236–238). Holzinger verweist im Kontext der Paarformeln auf Realisierungen mit weiteren Substantiven aus anderen Bedeutungsbereichen wie *mit Angst und Wut*, geht jedoch nicht genauer darauf ein (vgl. ebd.: 236). Folgt man Nussbaum (2019), die etwa „Zorn als Kind der Angst“ (ebd.: 110) beschreibt, könnte sich aus diesen Formen eine eigene Dynamik oder Kausalität ergeben, die es anhand von Textbelegen und den unmittelbaren Kontexten zu ergründen gilt.

Im Folgenden sollen die Erkenntnisse der vorangegangenen Studien durch eine datengeleitete Untersuchung ergänzt werden.

4 Eine datengeleitete Studie zu Angstkonstruktionen in Online-Zeitungen

4.1 Zur Untersuchungsmethode

Ähnlich zur geschilderten diskurshistorischen Analyse Filatkinas (2015) bildet ein Lexem den Ausgangspunkt der Untersuchung, das Lexem *Angst*. Die Untersuchung basiert dabei auf einem korpuspragmatischen Verfahren, das in einem möglichst hohen Maße *corpus-driven* erfolgen soll (vgl. Bubenhofen/Scharloth 2013: 149). Auf der Basis zweier Korpora, die im Folgenden noch genauer vorgestellt werden, werden sprachliche Muster im Umfeld des Lexems *Angst* ermittelt. Diese sprachlichen Muster können schließlich „[...] als Ergebnis rekurrenter Sprachhandlungen der Autorinnen und Autoren der im Korpus enthaltenen

Texte bzw. der sie autorisierenden Institutionen und Gruppen [...]“ (ebd.: 148) angesehen werden. Die Sprachhandlungen verweisen darüber hinaus auf soziales Handeln und sind Ausdruck der Kultur (vgl. Bubenhofer 2009: 4 sowie 41f.). Der Vorteil dieses Vorgehens besteht darin, dass die Ergebnisse nicht nur dazu dienen, bestehende Hypothesen abzulehnen oder zu bestätigen. Vielmehr regen die Ergebnisse zur Bildung neuer Hypothesen oder Analysekatégorien an (vgl. Bubenhofer/Scharloth 2013: 149). Das heißt, auf Hypothesen, die den Ausgangspunkt einer Untersuchung im Sinne eines *corpus-based* Paradigmas bilden, wird in der vorliegenden Studie weitgehend verzichtet. Dennoch wird, wie bereits erwähnt, im Rahmen der Deutung der Ergebnisse auf die Erkenntnisse der vorangegangenen Studien zu Angstkonstruktionen zurückgegriffen. Einige Zwischenergebnisse führen zudem zu Hypothesen, die erneut zu prüfen sind, sodass für die vorliegende Untersuchung von einer Mischform bzw. einem „Scharnier“ (Bubenhofer 2009: 149) zwischen *corpus-driven* und *corpus-based* gesprochen werden kann. Das übergeordnete Erkenntnisinteresse besteht darin, die durch Filatkina eingeführte *Grammatik der Angst* auf die bereits ermittelten Angstkonstruktionen hin zu überprüfen und um neue Konstruktionen zu erweitern. Darüber hinaus soll ein methodischer Ansatz vorgestellt werden, der den Fokus auf die Exploration neuer Angstkonstruktionen legt und sich sowohl für synchrone als auch für diachrone Studien eignet. Neben dem *Lexem Angst* sollen dabei auch dessen Ko(n)texte entscheidend sein.⁶

4.2 Korpusgrundlage

Als Datengrundlage der folgenden Analysen dient ein Korpus, das aus sämtlichen Artikeln der Online-Zeitschriften DIE ZEIT und DER SPIEGEL aus dem Zeitraum von 2013 bis 2020 zusammengestellt wurde. Kostenpflichtige Artikel wurden dabei ausgeschlossen. Bezogen auf das Jahr 2020 sind Artikel bis einschließlich des 08.06.2020 enthalten. Die relevanten URLs wurden mit einem eigenen Perl-Skript zusammengestellt und anschließend mit Hilfe des Tools *Trafilatura* in der Version v0.5.0⁷ heruntergeladen. Der Vorteil dieses Tools be-

⁶ Filatkina (2017) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass bei einer „[...] Analyse der Angstkonstruktionen [...] zwischen explizit benannter (dargestellter) und implizit mitkommunizierter (ausgedrückter) Angst [...]“ (ebd.) unterschieden werden müsse. Angst komme „[...] nicht nur wortbezogen, sondern [...] zwischen den Wörtern, Aussagen und Texten, durch die Art und Weise ihrer Kombination zustande.“ (ebd.)

⁷ Adrien Barbaresi, LukasBBAW, Vincent Barbaresi & François Schmidts (2020): *adbar/-trafilatura: trafilatura-0.5.0* (Version v0.5.0). Zenodo. <http://doi.org/10.5281/zenodo.3873402>.

steht darin, dass die Ausgabe als XML-Datei erfolgen kann, die neben einer Basisstruktur auch einige Metainformationen u. a. zu Autor, Datum und URL des jeweiligen Artikels enthält. Anschließend wurden die Artikel mit Hilfe des TreeTaggers (Schmid 1994 und 1995) getaggt. Der Wortform wurden auf diese Weise die Grundform bzw. das Lemma und die Wortart zugeordnet. Wird im Folgenden auf die Wortart Bezug genommen, so entspricht die Benennung dem STTS-Tagset.⁸

Anschließend wurde ausgehend vom Gesamtkorpus ein Spezialkorpus gebildet. Dabei wurden jene Artikel dem Spezialkorpus zugeordnet, die mindestens ein Lemma der Form $\text{^Angst|angst\$}$ ⁹ im Titel oder Volltext enthielten. Zumeist handelte es sich um das Lemma *Angst*, aber auch die Formen *Angstgegner*, *Angststörung*, *Todesangst*, *Berührungsangst*, *Angstzustand*, *Existenzangst*, *Terrorangst*, *Abstiegsangst*, *Zukunftsangst*, *Höhenangst*, *Flugangst*, *Verlustangst*, *Urangst* und *Angstmacherei* wurden neben weiteren durch das Suchmuster gefunden und als Entscheidungskriterium für die Artikelzuordnung genutzt. Auf diese Weise konnten 34.451 Artikel gefunden werden, die das Suchmuster enthalten. Diese bildeten das Spezialkorpus, dem im Rahmen der korpusvergleichenden Studie die verbliebenen Artikel aus dem Gesamtkorpus gegenübergestellt wurden. Die Tokenfrequenzen des Gesamt- und Spezialkorpus sind in Tab. 1 dargestellt.

Wie der Frequenzverlauf des Lexems *Angst* in Abbildung 1 (s. Anhang) verdeutlicht, ist das Lexem über den Untersuchungszeitraum hinweg i. d. R. mit einer relativen Frequenz von über 10,0 pro 100.000 Token belegt. Es gibt einzelne starke Ausschläge, bei denen sich die Frequenz nahezu verdoppelt. Ein Ausschlag tritt Ende des Jahres 2014 und Anfang des Jahres 2015 auf. Eine zu den Vorjahren vergleichsweise hohe Frequenz des Lexems bleibt von Ende 2015 bis Anfang 2018 hin bestehen. Danach flacht der Frequenzverlauf ab. Ein besonders starker Anstieg vollzieht sich wiederum im Monat März 2020, wobei die Tendenz in den nachfolgenden Monaten fallend ist. Sicherlich können diese Anstiege in der Frequenz des Lexems *Angst* mit verschiedenen Ereignissen wie der Flüchtlingskrise ab 2015 sowie der COVID-19-Pandemie in Verbindung gebracht werden.

⁸ Beispiele und Hinweise zum STTS-Tagset sind auf der entsprechenden Website der Universität Stuttgart abrufbar: <https://www.ims.uni-stuttgart.de/forschung/ressourcen/lexika/germantagsets> (zuletzt aufgerufen am 03.08.2020).

⁹ Bei den Suchmustern wurden reguläre Ausdrücke wie „^“ als ‚Beginn der Zeichenkette‘, „|“ als ‚oder‘ sowie „\$“ als ‚Ende der Zeichenkette‘ verwendet.

Tab. 1: Anzahl der Token nach Jahren im Untersuchungskorpus

Gesamtkorpus ZEIT und SPIEGEL von 2013 bis 2020					
Jahr	Quelle	Token nach Quel-	Token nach	Gesamtanzahl	Gesamtanzahl
		le	Quelle		
		Gesamtkorpus	Spezialkorpus	Gesamtkorpus	Spezialkorpus
2013	SPIEGEL	22.733.377	1.962.679	50.036.804	3.610.275
	ZEIT	27.303.427	1.647.596		
2014	SPIEGEL	19.019.258	1.827.685	43.611.898	3.792.866
	ZEIT	24.592.640	1.965.181		
2015	SPIEGEL	17.275.568	1.866.158	38.168.007	3.985.444
	ZEIT	20.892.439	2.119.286		
2016	SPIEGEL	18.429.495	2.637.048	38.926.599	5.233.671
	ZEIT	20.497.104	2.596.623		
2017	SPIEGEL	19.479.222	3.062.212	34.560.006	5.648.445
	ZEIT	15.080.784	2.586.233		
2018	SPIEGEL	21.268.636	2.925.339	40.655.278	5.944.165
	ZEIT	19.386.642	3.018.826		
2019	SPIEGEL	19.921.886	2.146.504	47.656.272	5.251.307
	ZEIT	27.734.386	3.104.803		
2020	SPIEGEL	9.988.355	1.850.975	22.138.657	3.643.040
	ZEIT	12.150.302	1.792.065		

So bieten diese Frequenzausschläge, die sich im Rahmen von explorativen Studien auch in den Jahren vor 2013 zeigten, einen guten Ausgangspunkt für themengeleitete diskurslinguistische Studien. So setzt sich beispielsweise Wengeler (2019) im Rahmen einer qualitativ-hermeneutischen Untersuchung mit argumentativen Mustern und metaphorischen Konzepten bezogen auf negative Zukunftshorizonte im Migrationsdiskurs seit 1970 auseinander.

4.3 Ein datengeleiteter Angstwortschatz

Im Rahmen der nachfolgenden Kollokationsanalyse soll untersucht werden, welche typischen Kontexte das semantische Feld des Lexems *Angst* prägen und wie sich das semantische Feld im diachronen Verlauf verändert. Somit stellt sich zunächst die Aufgabe, einen Angstwortschatz zusammenzustellen. So kann etwa auf den Deutschen Wortschatz nach Sachgruppen von Dornseiff (1959)

zurückgegriffen werden. Unter der Hauptabteilung „11. Fühlen. Affekte. Charaktereigenschaften“ finden sich unter der Begriffsnummer „42. Furcht, Schrecken.“ (ebd.: 326) zahlreiche Wörter, die in semantischer Nähe zum Lexem *Angst* stehen. Darüber hinaus eignet sich GermaNet¹⁰ zur Bildung spezifischer Wortschätze. Hierbei handelt es um eine korpusgestützte lexikografische Datenbank. Lexikalische Einheiten mit gleicher Bedeutung sind in Synsets zusammenfasst, wobei GermaNet auch Informationen über die Relationen der Synsets enthält.¹¹ Einen mit Hilfe von GermaNet zusammengestellten Angstwortschatz habe ich in Georgi (2018: 123) aufgeführt. Eine wesentliche Schwäche der beiden obigen Ressourcen liegt darin, dass diese statisch sind. Filatkina (2017) führt in diesem Zusammenhang aus, dass onomasiologische Wörterbücher und Ontologien wie GermaNet zwar Orientierungspunkte für einen Angstwortschatz bieten, jedoch den tatsächlichen Sprachgebrauch nicht abbilden können, da sich das semantische Feld der *Angst*, wie Filatkina (2015) bereits zeigen konnte, fortwährend ändert. Diese Problematik gab den Anstoß zur Erprobung einer dritten Möglichkeit des Wortschatzaufbaus, die auch die Veränderung des semantischen Feldes über die Zeit hinweg berücksichtigt. Der Ansatz basiert auf der Berechnung von Word Embeddings nach Mikolov et al. (2013). Auf der Basis ihrer Kontexte werden Wörter in Vektoren überführt. Bubenhofer, Calleri und Dreesen (2019: 224) zufolge kann davon ausgegangen werden, dass sich Wörter mit sehr ähnlichen Vektoren „im gleichen semantischen Feld (bewegen)“ (ebd.). Bei den semantisch ähnlichsten Wörtern, den sogenannten Nearest Neighbours (NNs), handelt es sich nicht ausschließlich um Synonyme. So können auch „Antonyme, Hyperonyme und Hyponyme“ (ebd.) belegt sein. Bubenhofer, Calleri und Dreesen verstehen die Relationen zwischen den Nearest Neighbours als „semantisch-funktionale Äquivalenzen in einem spezifischen Geltungsbereich“ (ebd.: 226): „NNs bilden ein diskursives Paradigma, da die mittels ihrer Position zueinander bestimmte semantisch-funktionale Äquivalenz als eine Klasse von untereinander annähernd austauschbaren Zeichen aufgefasst werden kann.“ (ebd.)

Um die NNs zum Lexem *Angst* zu berechnen, wurde die Python-Bibliothek *Gensim* (Řehůřek/Sojka 2010) verwendet.¹² Das Word2Vec-Model wurde mit

¹⁰ Online verfügbar unter: <https://uni-tuebingen.de/en/142806> (zuletzt aufgerufen am 20.07.2020).

¹¹ Für eine genauere Beschreibung der lexikalischen und konzeptuellen Relationen siehe: <https://uni-tuebingen.de/en/142846> (zuletzt aufgerufen am 20.07.2020).

¹² In diesem Zusammenhang danke ich Simon Meier-Vieracker herzlich für die Python-Skripte, die das Training des Word2Vec-Models und die Ausgabe der NNs ermöglichten.

einer Fenstergröße von 10 einmal für das Gesamtkorpus und einmal ausschließlich für das Jahr 2020 trainiert. Anschließend erfolgte die Ausgabe der 100 ähnlichsten Wörter, also der NNs, zum Lexem *Angst*. Da die Berechnung auf der Basis der Wortformen erfolgte, kamen unter den NNs einige Wörter mehrmals in verschiedenen Flexionsformen vor. Diese wurden ebenso wie die übrigen Wortformen auf ihre Grundform zurückgeführt, sodass der in Tabelle 2 dargestellte Angstwortschatz weniger als 100 Lemmata umfasst. Neben dem unter [1] aufgeführten NNs-Angstwortschatz, der für das Gesamtkorpus berechnet wurde, sind unter [2] die einzigartigen Begriffe aufgeführt, die lediglich im Angstwortschatz auftreten, der für das Jahr 2020 berechnet wurde.

Tab. 2: NNs-Angstwortschatz [1] über das Gesamtkorpus 2013–2020 und [2] ausschließlich für das Jahr 2020, wobei lediglich die für 2020 einzigartigen Begriffe dargestellt sind¹³

-
- [1] Furcht, Scheu, Sorge|Sorgen, Ehrfurcht, Wut, Existenzangst, warnen, Verzweiflung, Panik, Feigheit, Abscheu, Urangst, Berührungsangst, Aue, Heidenangst, Todesangst, Hochachtung, Schiss, Milchsee, Warnung, bewahren, fliehen, Frustration, Scham, Verbeugung, Bammel, Respekt, Haustür, kapitulieren, gaukeln, Gleichgültigkeit, alle, Langeweile, Verelendung, Rührung, Nachteil, Grundangst, Hysterie, Überfremdung, Tüllkleid, Perspektivlosigkeit, Hilflosigkeit, Verbitterung, Verneigung, Zukunftsangst, Lethargie, Schuldgefühl, Freude, Nervosität, Resignation, Ergriffenheit, Ignoranz, lauter, Gefühl, Vereinzeln, Phobie, Skrupel, Sorglosigkeit, Lust, Hass, Ekel, Überzuckerung, Schmerz, Wanderprediger, Riesenangst, zurückschrecken, Apathie, Mitleid, feien, Erschöpfung, Asozialität, Überforderung, schützen, bersten, Unzufriedenheit, Verachtung, Ressentiment, Hoffnungslosigkeit, Schwellenangst, Desillusionierung, Verbeugung, Panikmache, Schmerz, Fremde, Nase, Butterberg, Warnung, erblassen, Verlockung, Vorurteil, Springermedien, Bewegungsunfähigkeit
-
- [2] Laus, Halt, Gefahr, Fäulnis, Hunger, Einnässen, Ohnmacht, Versorgungsengpass, Jugendstrafkammer, Tür, zurückweichen, Stigmatisierung, schlagen, fürchten, Ort, Saisonschlussphase, Machtwahn, Erschütterung, Sondereinflüsse, herausreißen, Gewiss-
-

¹³ Einige Begriffe erscheinen auf den ersten Blick widersprüchlich, da sie nicht synonym zu *Angst* sind. Das Lexem *Tüllkleid* ist im NNs Wortschatz in der Wortform *Tüllkleidern* belegt. Die Korpusbelege zeigen, dass der Wortform eine Präposition vorangeht, sodass eine strukturelle Ähnlichkeit zu Präpositionalphrasen wie „aus Angst“ oder „in Angst“ besteht. Ähnlich verhält es sich mit dem Lexem *Laus*, das im Dativ Plural *Läusen* im Wortschatz belegt ist. Der Wortform *Zinsabrede* folgt in einem Beleg etwa eine Präposition, sodass eine Ähnlichkeit zu *Angst vor* besteht. So ist ergänzend zu Bubenhofer, Calleri und Dreesen (2019) hinzuzufügen, dass unter den NNs unter Umständen auch strukturelle Äquivalenzen ohne semantischen Bezug zu finden sind. Diese eröffnen wiederum Einsichten über charakteristische strukturelle Verbindungen des Ausgangslexems.

heit, Einsamkeit, Unzuverlässigkeit, stakkatohaft, geborgen, grob, Ansteckung, Bedrohung, flüchten, Aussichtslosigkeit, Trauer, Vorrang, haltmachen, Verletzungsproblem, Rassismuserfahrung, Besorgnis, Unwissenheit, Erfrieren, Vornahme, ungeschützt, Gewohnheit, Unruhe, Personenwahl, Erbrechen, Coronaausbruch, Befürchtung, grauen, preschen, furchtsam, Panikattacke, Zinsabrede, plötzlich, zurückzucken, strotzen

Im Wortschatz für das Gesamtkorpus sind Begriffe enthalten, die nahezu Synonyme des Lexems *Angst* sind, wie *Furcht*, *Sorge/Sorgen*, *Panik*, *Feigheit* und *Bammel*. Ferner sind weitere Gefühlsbezeichnungen enthalten, wie *Wut*, *Langeweile*, *Frustration*, *Scham*, *Lust*, *Hass* und *Ekel*. Außerdem finden sich verschiedene Komposita: *Existenzangst*, *Berührungsangst*, *Heidenangst*, *Todesangst*, *Grundangst*, *Zukunftsangst* und *Riesenangst*. Weiterhin sind mit *Sorglosigkeit*, *Apathie* und *Gleichgültigkeit* potentielle Antonyme vertreten. Interessanterweise sind die beiden Teile des niedrig frequenten Phraseologismus *Milchseen und Butterberge* enthalten. Dieser verweist metaphorisch auf eine Überproduktion in der Landwirtschaft, die zu Einkommenseinbußen der Bäuerinnen und Bauern führen und somit existentielle Ängste hervorrufen kann. Somit steht der Ausdruck *Milchseen und Butterberge* metaphorisch für die Überproduktion als eine mögliche Ursache für Angst. Vielmehr gehe ich jedoch davon aus, dass die beiden Lexeme des Phraseologismus aufgrund ihrer strukturellen Ähnlichkeit zum Lexem *Angst* als NNs erscheinen. So tritt auch *Angst*, wie die nachfolgenden Studien zeigen werden und wie mit Bezug auf Holzinger (2018) bereits verdeutlicht wurde, vermehrt innerhalb von Paarformeln auf, beispielsweise in der Form *Angst und Schrecken*. Bei den Verben sind v. a. solche belegt, die eine Reaktion auf etwas ausdrücken, wie *fliehen*, *kapitulieren*, *zurückschrecken* und *erblassen*. Bei den Unterschieden des Angstwortschatzes für das Jahr 2020 im Vergleich zu jenem des Gesamtkorpus lassen sich zeittypische Lexeme identifizieren, die wie *Versorgungsengpass*, *Einsamkeit*, *Ansteckung*, *ungeschützt* und *Coronaausbruch* auf die COVID-19-Pandemie und mit *Rassismuserfahrung* auf die weltweiten Proteste gegen Polizeigewalt und Rassismus in Folge des Todes von George Floyd Ende Mai 2020 verweisen. Bei den genannten Begriffen für das Jahr 2020 handelt es sich vorrangig um Ursachen und Gegenstände der *Angst*.

Um die Unterschiede im semantischen Feld zwischen dem GermaNet- und NNs-Wortschatz überprüfen zu können, wurden zunächst die Kollokationen der Lexeme des jeweiligen Wortschatzes im Gesamtkorpus für das Jahr 2020 be-

rechnet und anschließend in Rhizomen visualisiert.¹⁴ Diesen Netzwerkstrukturen liegt, basierend auf den Signifikanzwerten der Kollokatoren, ein force-based Algorithmus zugrunde, den Scharloth, Eugster und Bubenhofer (2013) in folgender Weise beschreiben: „Der Algorithmus sorgt [...] dafür, dass zwei oder mehr Knoten, die mit einer gleichen oder sehr ähnlichen Menge anderer Knoten verbunden sind, in relativer Nähe zueinander dargestellt werden. Verdichtungsbereiche im Graphen lassen also auf eine Gruppe von Knoten mit ähnlichen Vernetzungsmerkmalen schließen.“ (ebd.: 366) Bevor im nachfolgenden Kapitel 4.4 genauer auf die Ergebnisse der Kollokationsanalyse eingegangen wird, erfolgt der Vergleich der beiden Wortschätze zunächst ausschließlich auf der Basis der Visualisierungen als grundlegende „[...] Mittel der Erkenntnisgewinnung, wenn andere Formen der Repräsentation wie Listen, Tabellen oder Texte zu umfangreich oder zu komplex sind, um als Ganze erfasst und interpretiert werden zu können.“ (Scharloth/Eugster/Bubenhofer 2013: 363) Betrachtet man die in den Abbildungen 2.1 und 2.2 (s. Anhang) dargestellten Rhizome, wird deutlich, dass die Knoten des NNs-Angstwortschatzes deutlich dichter beieinanderstehen als jene des GermaNet-Angstwortschatzes. Außerdem finden sich beim NNs-Angstwortschatz deutlich weniger Knoten, die weitgehend unverbunden in der Peripherie erscheinen. Insgesamt verdeutlichen die Rhizome, dass im Falle des NNs-Angstwortschatzes die Begriffe sehr ähnliche Kollokationsprofile aufweisen und demzufolge als Knoten weitgehend verbunden und nah beieinander erscheinen. Der Word Embeddings-Ansatz erweist sich somit als sehr geeignet, um das semantische Feld von Lexemen zu erkunden. Gegenüber Wörterbüchern und Ontologien ist dieser Ansatz weniger statisch, da das semantische Feld datengeleitet auf der Basis verschiedenster Korpora berechnet werden kann und somit auch zeitlich bedingte Veränderungen im semantischen Feld berücksichtigt werden können. Allerdings bedarf es für Schlussfolgerungen hinsichtlich der Gebrauchsemantik eines Lexems, wie Bubenhofer, Calleri und Dreesen (2019: 227) bereits ausführen, der Deutung der NNs auf der Basis von Kollokationen und Textbelegen. Diese soll im Folgenden anhand ausgewählter Beispiele erfolgen.

14 An dieser Stelle bedanke ich mich herzlich bei Joachim Scharloth, der mir mehrere Perl-Module zur Berechnung und Visualisierung von Kollokationen bereitgestellt hat, die ich auf die vorliegende Untersuchung hin leicht angepasst habe.

4.4 Kollokationsanalyse

Auf der Basis des NNs-Angstwortschatzes, der für das Gesamtkorpus bestimmt wurde, wurden die Kollokationen für die Jahre 2019 und 2020 berechnet, wobei das Kontextfenster jeweils 10 Wörter rechts und links von der Basis betrug. Anschließend wurden die Kollokationen wiederum in Rhizomen visualisiert. Ausschnitte aus diesen Rhizomen mit dem Fokus auf den unmittelbaren Kollokaten des Lexems *Angst* sind in den Abbildungen 3 (für das Jahr 2019) und 4 (für das Jahr 2020) dargestellt (dazu s. Anhang).

Für das Jahr 2019 lässt sich auf der Basis des Rhizoms feststellen, dass *Angst* häufig verbunden mit anderen Gefühlsbezeichnungen wie *Wut*, *Panik*, *Überforderung*, *Furcht*, *Sorge/Sorgen*, *Hysterie*, *Unsicherheit*, *Ekel*, *Hass*, *Scham* und *Schrecken* erscheint. Die höchsten Signifikanzwerte sind dabei für *Schrecken*, *Wut* und *Hass* belegt. Das Lexem *Angst* erscheint, wie Holzinger (2018: 236–238) in Bezug auf die Präpositionalphrase *mit Angst ...* bereits festgestellt hat, häufig in Paarformeln mit den übrigen Gefühlsbezeichnungen. Neben der Verbindung durch die Konjunktion *und*, die die häufigste Form der Verknüpfung darstellt, ist beispielsweise die Verknüpfung durch *wie* belegt, wie das folgende Beispiel (1) illustriert. Über das vorangestellte Attribut werden *Angst* und *Wut* Greta Thunberg infolge ihrer emotionalen Rede – geprägt durch die wiederholte Frage *How dare you?* – beim Klimagipfel der UN Ende September 2019 zugeschrieben.

- (1) In New York hatte auch Angela Merkel die Klimabewegung der jungen Leute gelobt, so wie Greta Thunberg persönlich bei den UN förmlich zugehört wurde, bis sie ihren irritierenden Wutanfall bekam und eine Rede hielt, wie man sie von ihr noch nicht kannte, so, als wolle sie sich durch Aggression vor all dem tatenarmen Schulterklopfen schützen. Was im Falle der nach ihr auftretenden Kanzlerin nicht recht half, denn die überhörte **Gretas Angst wie Gretas Wut** und sagte unbeeindruckt: „Wir alle haben den Weckruf der Jugend gehört.“ (DIE ZEIT, 25.09.2019)¹⁵

Ferner gibt es Aufzählungen, die z. T. mehr als zwei Gefühlsbezeichnungen enthalten, und auf diese Weise ein Stimmungsbild aus verschiedenen Emotionen erzeugen. In Beispiel (2) wird auf die Stimmung in Großbritannien in Folge der Debatte um den Brexit Bezug genommen. *Verunsicherung*, *Angst* und *Wut*

¹⁵ Bei den Zitaten handelt es sich um Textausschnitte aus verschiedenen Artikeln der ZEIT und des SPIEGELS. Dabei sind sowohl die Print- als auch die Online-Versionen eingeschlossen. Sofern nicht anders angegeben, erfolgen die Hervorhebungen durch mich.

werden als Resultat von *fehlendem Vertrauen* den *vielen Bürgern* als einem weitgehend unbestimmten Teil der Bevölkerung Großbritanniens zugeschrieben und als *wachsend* charakterisiert.

- (2) In der Soziologie gilt Vertrauen als die Grundlage aller sozialen Beziehungen. Es ist eine der entscheidenden Voraussetzungen für das friedliche Zusammenleben in einer Gesellschaft. Fehlt es daran, wachsen **Verunsicherung, Angst und Wut**. Viele Bürger haben das Gefühl, nichts mehr glauben zu können – nicht den Medien, nicht der Justiz oder dem gesamten staatlichen System. (DIE ZEIT, 13.03.2019)

Grundsätzlich ist zu bemerken, dass die additiven Reihungen der Gefühlsbezeichnungen Schlussfolgerungen dahingehend erschweren, ob die Emotionen schlicht nebeneinander existieren oder etwa auseinander resultieren. Kausalität wird in der Regel nicht eindeutig ausgedrückt. Beispiel (3) bildet somit eine Ausnahme. *Angst vor explodierenden Mieten* wird hier als Ursache für die *Wut in New York und bei Washington* angenommen. Die Städte stehen dabei metonymisch für deren Bürgerinnen und Bürger, denen diese beiden Emotionen zugeschrieben werden.

- (3) Mit den Zehntausenden gut bezahlter IT-Experten stiegen aber auch die Mieten, zugleich gibt es immer mehr Obdachlose. Nachdem Amazon im Herbst ankündigte, in New York und bei Washington neue Konzernzentralen zu eröffnen, war auch dort **die Wut aus Angst** vor explodierenden Mieten riesig. (DER SPIEGEL, 17.01.2019)

Neben den Gefühlsbezeichnungen treten einige Adjektive signifikant häufig zusammen mit dem Lexem *Angst* auf: *groß*, *deutsch* und *irrational*. Aus der Sichtung der Key Words in Context (KWIC) ergibt sich, dass *deutsch* zumeist nicht als attributives Adjektiv des Lexems *Angst* gebracht wird, sondern sich wie in Beispiel (4) auf ein weiteres Nomen bezieht. Beispiel (5) stellt somit einen Sonderfall dar, bei dem die *Angst vor dem Neuen, dem Unbekannten* als *groß* und *deutsch* charakterisiert wird. Der Träger, auf den sich diese *Angst* bezieht, wird nicht explizit genannt. Aus dem Kontext lässt sich schließen, dass es sich um die Mitglieder des Bundestags handelt, wobei unbestimmt bleibt, ob eine Einschränkung auf bestimmte Parteien oder Zeiträume erfolgt.

- (4) Denn nicht nur bei den erfolgreichen **deutschen** Autoexporteuren hatte in den vergangenen Monaten die **Angst** ums Geschäft grassiert, auch in den

USA schlug die Sorge vor den Folgen möglicher Importbeschränkungen des US-Präsidenten hoch. (DER SPIEGEL, 16.05.2019)

- (5) So ist es 14 Jahre lang geblieben. Niemand hat sich getraut, nicht einmal in der Zeit, als SPD, Grüne und Linke eine Mehrheit im Bundestag hatten. Dahinter steht auch die **große deutsche Angst vor dem Neuen**, dem Unbekannten. Hält sich jemand für eine Weile im Kanzleramt, kann er meist bleiben, wenn er nicht die Nerven verliert wie Willy Brandt oder Gerhard Schröder. **Merkel hat nie die Nerven verloren**, und das spricht natürlich für sie. (DER SPIEGEL, 07.12.2019, Herv. im Original)

Das Adjektiv *irrational* ist hingegen sowohl als attributives Adjektiv zum Lexem *Angst* wie in Beispiel (6) als auch als Prädikativum wie in Beispiel (7) belegt. Beide Beispiele deuten auf einen spezifischen Diskurs zur Angemessenheit bzw. Unangemessenheit von *Angst* hin. In Beispiel (6) wird das Problem angesprochen, dass von der Zugehörigkeit zu einer Ethnie auf kriminelles Verhalten geschlossen wird. *Ängste*, die aus dieser Schlussfolgerung resultieren, werden als *irrational* und *panik-geneigt* charakterisiert. Somit wird ausgedrückt, dass kein rationaler Gegenstand der *Angst* vorliegt. Als Träger der *Angst* wird die *Mehrheitsbevölkerung* genannt, wobei es sich wiederum um ein Kollektiv mit unbestimmten Grenzen handelt. Darüber hinaus wird die *Angst* vor dem Verlust von *Wählerinnen und Wählern* selbst als *irrationaler* Beweggrund charakterisiert.

- (6) Es führt zu einer Verzerrung der Wahrnehmung bis hin zu **irrationalen, panik-geneigten Ängsten** der Mehrheitsbevölkerung. Wie leicht sich diese mobilisieren lassen, zeigte sich zuletzt in der Debatte über ein[e] mutmaßliche Sexualstraftat von mehreren Kindern und Jugendlichen geringen Alters (12 bis 14 Jahre) in Mülheim im Sommer 2019, weil die möglichen Täter aus Familien bulgarischer Roma stammen, von denen eine große Zahl vor allem in Duisburg [...] wohnt. (DER SPIEGEL, 07.11.2019, Ergänzung durch C.G.)
- (7) Dass die Grünen sich trauen, darüber hinaus aber auch für ordnungspolitische Maßnahmen zu werben, ist dennoch richtig. Denn auch wenn diese für einen wirksamen Klimaschutz nur ein Element sind, das nur eingesetzt werden sollte, wenn es keine bessere Möglichkeit gibt: Aus **Angst** vor Wählerinnen und Wählern darauf zu verzichten, wäre **irrational**. (DIE ZEIT, 17.11.2019)

In den vorangegangenen Beispielen ist bereits deutlich geworden, dass häufig Kollektivbezeichnungen als Träger der *Angst* genannt werden, die insgesamt vage bleiben und somit die Feststellung Filatkinas (2015) stützen. In den Kollokationen ist dies im Lemma *Mensch* belegt, wobei dieses häufig im Plural *Menschen* erscheint. Mit *Fremde*, *US-Strafen*, *Jobverlust* und *Überfremdung* erscheinen typische Gegenstände der *Angst* unter den Kollokationen, wobei die Anzahl der Belege im Korpus relativ gering ist.

Interessant ist schließlich das Lexem *Prozent* als Kollokator von *Angst*. Filatkina (2015: 105) hat bereits im Kontext des Begriffs *Zukunftsangst* Verweise auf Studien zur Angst der Deutschen festgestellt, die den apodiktischen Charakter des Lexems unterstützen. Im folgenden Beispiel (8) werden die Ergebnisse der Shell-Jugendstudie wiedergegeben, wobei der Anteil der größten *Ängste* der Befragten vor *Umweltverschmutzung*, *Terroranschlägen* und *dem Klimawandel* in *Prozent* wiedergegeben wird. Ausführungen dieser Art erschweren es, die thematisierte *Angst* anzuzweifeln. Filatkina zufolge betonen sie die Allgegenwärtigkeit der Angst. Außerdem erzeugen sie die Vorstellung, dass sich die Gegenstände der *Ängste* der Befragten über die Zeit hinweg verändern, wobei stets bestimmte Gegenstände in der Gesellschaft oder in Teilen der Gesellschaft überwiegen.

- (8) Laut einer Umfrage ist Umweltverschmutzung das beherrschende Thema, wenn es um die Zukunftsängste junger Menschen in Deutschland geht. 71 Prozent der 12- bis 25-Jährigen gaben in einer Befragung an, das Thema mache ihnen Angst, so das Ergebnis der in Berlin veröffentlichten Shell-Jugendstudie. In der vergangenen Studie aus dem Jahr 2015 hatte noch die Angst vor Terroranschlägen vorn gelegen. Dieses Thema ängstigt nach der jüngsten Befragung heute noch zwei Drittel der jungen Menschen. Die Angst vor dem Klimawandel landet auf Platz drei (65 Prozent). (DIE ZEIT, 15.10.2019)

Im Jahr 2020 ist *Angst* wiederum mit Gefühlszuständen verbunden, wobei andere Gefühlsbezeichnungen in die Nähe des Lexems rücken, wie *Nervosität*, *Langeweile*, *Depression*, *Hilflosigkeit*, *Phobie*, *Stress* und *Trauer*. Häufig sind, wie sich für das Jahr 2019 bereits gezeigt hat, gleich mehrere Gefühlszustände durch Aufzählungen miteinander verbunden. In Beispiel (9) wird *Angst* zusammen mit *Langeweile*, *Wut* und *Depression* als Stimmungsbild aufgezählt. Dabei ist dieses Stimmungsbild in die Zukunft gerichtet, als mögliche Konsequenz der anhaltenden gesellschaftlichen Beschränkungen zur Eindämmung des Coronavirus, deren Ende im März sowie Anfang April 2020 noch nicht absehbar war. Zugleich

wird dieses Stimmungsbild als mögliche Ursache für eine *Verkapselung* oder einen *offenen Widerstand* der *Menschen* genannt.

- (9) Niemand kann seriös beurteilen, ob die Feinde der Demokratie nicht irgendwann noch mehr Aufwind bekommen als sie es ohnehin schon hatten. Ob **Langweile, Wut, Depression oder Angst** die Menschen nicht tatsächlich in die stille Verkapselung oder in offenen Widerstand treibt. (DIE ZEIT, 30.03.2020)

Wiederum werden Studien herangezogen, um die Kausalität zwischen dem *Corona-Ausbruch* und *einer gestiegenen Rate an Depressionen und Angst* zu stützen, wie Beispiel (10) illustriert:

- (10) Daten aus China weisen darauf hin, dass die Rate an **Depressionen, Angst und Schlafproblemen** seit dem Corona-Ausbruch in dem Land gestiegen ist. (DER SPIEGEL, 15.04.2020)

Darüber hinaus wird *Angst* mit semantisch ähnlichen Gefühlszuständen gleichgesetzt, wie Beispiel (11) verdeutlicht:

- (11) Da eine Langweile in **Nervosität – in der steten Angst vor dem Virus und seinen Folgen** – lähmt, müssen wir sie gewissermaßen umpolen, sie wider alle Intuition und Skepsis bejahen und gerade in ihrem vermeintlichen Nichts den Sinn suchen. (DIE ZEIT, 28.03.2020)

Die *stete Angst vor dem Virus und seinen Folgen* wird in diesem essayistischen Artikel zum Phänomen der Langweile mit *Nervosität* gleichgesetzt. Dabei wird *Angst* in Verbindung mit *Langweile* eine lähmende Wirkung zugeschrieben, die – so die programmatische Aussage des Artikels – zu beseitigen sei, indem die *Langweile umzupolen* und zu *bejahen*, also gewissermaßen als konstruktiv zu betrachten sei. Somit zeigt sich ein weiteres Mal ein spezifischer Diskurs zur Angemessenheit der *Angst*, wobei diese als unangemessen bzw. mit negativen Effekten einhergehend gekennzeichnet wird.

Die Adjektive zur näheren Charakterisierung der *Angst* wie *groß* und *irrational* bleiben auch im Jahr 2020 als Kollokate bestehen. Als attributives Adjektiv verweist *groß* auf einen gesteigerten Grad der *Angst*. Darüber hinaus tritt *groß* in seinen Steigerungsformen gemeinsam mit *Angst* auf. Auf diese Weise wird deutlich, dass zum einen zwischen verschiedenen *Ängsten* unterschiedlich hoher Intensität unterschieden wird – wie auch die bereits zitierten Ausführungen zu

Angststudien nahelegen – und zum anderen die Intensität der *Angst*, bezogen auf bestimmte Gegenstände, als zeitlich dynamisch gekennzeichnet wird, wie Beispiel (12) verdeutlicht, das die Aussagen des Psychologen Steven Taylor wiedergibt:

- (12) Wir wissen aber auch, dass gerade zu Beginn einer Pandemie die **Angst am größten** ist. Sie nimmt im Laufe des Ausbruchs meist ab, wenn sich eine neue Normalität einstellt. (DIE ZEIT, 16.03.2020)

Das Adjektiv *irrational* verweist wiederum auf den Diskurs zur Angemessenheit von *Angst* in Bezug auf verschiedene Gegenstände, der dem Beispiel (13) zufolge zwischen den Polen *irrational* und *rational* verläuft. Die Äußerung stammt von der stellvertretenden Vorsitzenden des Deutschen Ethikrates, Claudia Wiesemann, in Bezug auf die Widerspruchsregelung bei Organspenden, über die Mitte Januar 2020 im Bundestag entschieden wurde. Den *irrationalen Ängsten* vor *Organspenden*, die *angeblich* auf Nicht-Wissen zurückzuführen seien, wird die rationale *Angst vor dem Sterben* gegenübergestellt, die in diesem Kontext ebenfalls zu berücksichtigen ist.

- (13) Angeblich wissen die Menschen nicht genug über Organspenden und entscheiden sich deshalb nicht. Also fließt Geld in Aufklärungskampagnen, damit wir unsere Bequemlichkeit und **irrationalen Ängste** aufgeben. Dabei ist es **kein bisschen irrational**, Angst vorm Sterben zu haben. (DER SPIEGEL, 15.01.2020)

Schließlich erscheint es wenig verwunderlich, dass als weitere Kollokate neue Gegenstände der *Angst* wie *Coronavirus*, *Virus* und *Ansteckung* erscheinen. So ist die *Angst vor dem Virus und seinen Folgen* (vgl. Beispiel (11)) im Rahmen der Corona-Pandemie sehr häufig thematisiert worden. Dies lässt sich quantitativ anhand der Realisierungsformen des Musters „Angst vor NN|NE“ belegen. Wie in Kapitel 3 bereits dargelegt wurde, verweisen Präpositionalphrasen mit *vor* nach Filatkina auf die Gegenstände der *Angst*. Vergleicht man die verschiedenen Realisierungsformen des Musters in den Jahren 2014, 2016, 2018 und 2020, wie sie in Tabelle 3 dargestellt sind, wird deutlich, dass *Ansteckung* und *Corona* als Gegenstände der *Angst* die insgesamt höchste relative Frequenz aufweisen. Zugleich wird ersichtlich, dass sich angstauslösende Ereignisse wie die Ebola-Fieber-Epidemie in Westafrika im Jahr 2014 oder wiederkehrende Terroranschläge auf die zentralen Gegenstände der *Angst* auswirken oder selbst als zentrale Gegenstände erscheinen. Die Aufstellung in Tab. 3 lässt zugleich eine zeitliche

Dynamik erahnen. So ist das Lexem *Ebola* nur für das Jahr 2014 als zentraler Gegenstand der *Angst* belegt (2015 und 2016 erscheint das Lexem ebenfalls, allerdings in einer sehr niedrigen Frequenz von 0,005 bzw. 0,003). Kontinuierlich über mehrere Jahre hinweg erscheinen die Lexeme *Anschlag*, *Überfremdung*, *Flüchtling*, *Veränderung* sowie *Repressalie/Repression*. Somit wäre es interessant zu prüfen, welche Lexeme über einen bestimmten Zeitraum hinweg konstant als Gegenstände der *Angst* erscheinen und welche Lexeme in den einzelnen Jahren neu als Gegenstände hinzutreten, wie es etwa bei *Corona* der Fall ist. Für das Jahr 2019 sind immerhin 292 verschiedene Gegenstände der *Angst* im Rahmen der Präpositionalphrase im vorliegenden Korpus realisiert, für 2020 sind es 161.¹⁶ Da es den Rahmen des vorliegenden Beitrages übersteigen würde, sei an dieser Stelle lediglich auf diesen Untersuchungsansatz verwiesen.

Tab. 3: Realisierungsformen des Suchmusters „Angst vor NN|NE“ im Gesamtkorpus nach Jahren mit relativer Frequenz pro 100.000 Token

2014	2016	2018	2020				
Ebola	0,080	Überfremdung	0,064	Übergriff	0,027	Ansteckung	0,294
Anschlag	0,048	Terror	0,062	Repressalie	0,025	Corona	0,099
IS-Massaker	0,032	Flüchtling	0,054	Konsequenz	0,025	Infektion	0,041
Entdeckung	0,025	Anschlag	0,054	Fremde	0,025	Jobverlust	0,027
Veränderung	0,023	Terroranschlag	0,041	Überfremdung	0,025	Kontrollverlust	0,027
Repressalie	0,021	Veränderung	0,039	Flüchtling	0,022	Repression	0,023

Insgesamt haben die Untersuchungen zu den Kollokaten der *Angst* ergeben, dass das Lexem häufig in Paarformeln und Aufzählungen verschiedener Gefühlszustände erscheint. Über die Adjektive *irrational* und *rational* ist zudem ein spezifischer Diskurs zur Angemessenheit bzw. Unangemessenheit der *Angst* in Bezug auf spezifische Gegenstände belegt. Als Träger der *Angst* erscheinen häufig Kollektive, die bezüglich ihrer Zusammensetzung vage bleiben. Darüber hinaus sind über den Kollokator *Prozent* zahlreiche Verweise auf Studien im Zusammenhang mit *Angst* belegt. Schließlich wird *Angst* mit Hilfe des Adjektivs

¹⁶ Selbstverständlich dienen weitere morphosyntaktische und syntaktische Strukturen dazu, Gegenstände der *Angst* zu thematisieren, beispielsweise *dass*-Sätze, die auf das Lexem folgen – wie die Untersuchungen zu den n-Grammen noch belegen werden. Somit sollten weitere Strukturen im Rahmen der Untersuchung der Gegenstände der *Angst* Berücksichtigung finden.

groß in seinen verschiedenen Steigerungsformen als dynamisch in Bezug auf verschiedene Gegenstände und Zeiträume gekennzeichnet.

4.5 Signifikante n-Gramme

Wie bereits in Kapitel 4.1 dargelegt wurde, sollte eine Analyse der Angstkonstruktionen nicht ausschließlich ausgehend vom explizit thematisierten Lexem *Angst* erfolgen. Ebenso wichtig sind Kontexte, in denen *Angst* implizit zum Ausdruck gebracht wird. Im Folgenden sollen eben jene Kontexte neben den expliziten Formen auf typische Wortverbindungen hin überprüft werden. Dabei gehe ich grundlegend von der Annahme aus, dass ein Artikel, der das Lexem *Angst* in der Überschrift oder im Volltext enthält, ebenfalls Formen der impliziten Thematisierung aufweist und dass diese musterhaft sind. Um jene musterhaften Verbindungen, die auf Angstkonstruktionen hinweisen, ermitteln zu können, wurden signifikante komplexe und Lemma-n-Gramme berechnet. Dabei ist das Lexem *Angst* nur in einem Teil der n-Gramme belegt.

Grundlegend ist unter Wort-n-Grammen eine Kette unmittelbar aufeinander folgender Wörter der Länge n zu verstehen, im Sinne: Wort-1-Wort-2-Wort-3-Wort-4-Wort- n (vgl. Bubenhofer 2017: 73f.). Die Länge der n-Gramme beträgt in der vorliegenden Untersuchung vier. Da ich die Grundform der Wörter bei der Bildung der n-Gramme berücksichtigt habe, verwende ich den Ausdruck Lemma-n-Gramm. Bei den komplexen n-Grammen wurden sämtliche Funktionswörter, also Artikel, Konjunktionen, Partikeln, Pronomen, Präpositionen, Modalverben und Hilfsverben, sowie Zahlausdrücke durch die Wortarten ersetzt. Auf diese Weise können verschiedene Realisierungsformen eines auf der Inhaltsebene grundsätzlich ähnlichen Musters als komplexes n-Gramm zusammengefasst werden. Zur Deutung des komplexen n-Gramms können schließlich die Realisierungsformen hinzugezogen werden, wie Bubenhofer (2017: 82f.) exemplarisch verdeutlicht.

Zunächst wurde das Spezialkorpus, das die Artikel mit dem Lexem *Angst* in der Überschrift oder im Volltext enthielt, über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg mit dem Vergleichskorpus, das die übrigen Artikel ohne das Lexem *Angst* enthielt, verglichen. Dabei wurden jene komplexe n-Gramme ermittelt, die im Spezialkorpus signifikant häufiger auftreten als im Vergleichskorpus. Im folgenden Unterkapitel werden die Ergebnisse wiedergegeben. Anschließend wurde das Spezialkorpus in zwei Teilkorpora unterteilt. Ein Korpus umfasste das Jahr 2020, während das andere Korpus die Artikel aus den übrigen Jahren 2013 bis 2019 enthielt. Im Vergleich beider Korpora wurden jene Lemma-n-Gramme ermittelt, die im Jahr 2020 signifikant häufiger auftreten als in den

vergangenen Jahren. Die Ergebnisse dieser Studie werden in Kapitel 4.5.2 wiedergegeben. In beiden Untersuchungen wurde der Log-Likelihood-Test (im Folgenden für die resultierenden Werte beziehungsweise auf die englische Bezeichnung „Log-Likelihood Ratio“ als LLR abgekürzt) verwendet, um zu prüfen, ob der Unterschied in der relativen Frequenz eines n-Gramms in den beiden Korpora signifikant ist (entspricht einem p-Wert von $< 0,05$).

Für beide Berechnungen ergaben sich sehr umfangreiche Listen von n-Grammen mit dem zugehörigen Signifikanzwert, die schwer zu überblicken sind. Durch die Anwendung eines Clustering-Algorithmus konnten ähnliche n-Gramme zu Gruppen zusammengefasst werden. Dabei habe ich mich an Bubenhofer (2017: 76) orientiert und die Daten, wie von Bubenhofer beschrieben, vorbereitet. Zusätzlich habe ich alle n-Gramme entfernt, deren LLR-Wert kleiner oder gleich 60 betrug. Bei den komplexen n-Grammen wurden auf diese Weise von 175.625 signifikanten n-Grammen lediglich 1268 n-Gramme für das Clustering berücksichtigt. Das Clustering erfolgte auf der Basis einer hierarchischen agglomerativen Clusteranalyse, die nach Gries (2013: 336–349) in R¹⁷ implementiert wurde, wobei die Distanzmatrix basierend auf der Euklidischen Distanz berechnet wurde und die Clusterbildung nach der Ward-Methode erfolgte. Die Anzahl der Gruppen, zu denen die n-Gramme zusammengefasst werden, ist für die Ausgabe grundsätzlich manuell festzulegen. Für die Lemma-n-Gramme erwiesen sich 30 Gruppen, für die komplexen n-Gramme 19 Gruppen als geeignet. In Abbildung 5 (s. Anhang) sind letztere innerhalb des Cluster-Dendrogramms als Boxen dargestellt.

4.5.1 Komplexe n-Gramme

Die signifikantesten komplexen n-Gramme auf Rang 1 und Rang 2 deuten auf Präpositionalphrasen im Umfeld des Lexems *Angst*, das selbst im jeweiligen n-Gramm enthalten ist, hin:

```
ART Angst APPR ART (LLR: 4871),
APPR Angst APPR ART (LLR: 2391).
```

¹⁷ R Core Team (2017): R: A language and environment for statistical computing. R Foundation for Statistical Computing, Vienna, Austria. URL: <https://www.R-project.org/> (zuletzt aufgerufen am 10.08.2020).

In Kapitel 3 wurde bereits Filatkina (2015 und 2017) zitiert, die auf der Basis ihrer Studien schlussfolgert, dass für das Lexem *Angst* Präpositionalphrasen mit *vor* + Objekt, die auf den Gegenstand der *Angst* verweisen, charakteristisch sind. So überwiegt in den Realisierungsformen der beiden komplexen n-Gramme ebenfalls die Präposition *vor*, deutlich seltener sind *um* und *in* belegt. Auf welche Gegenstände die Präposition *vor* verweist, wurde bereits anhand des Suchmusters *Angst vor NN/NE* verdeutlicht.

Auf dem dritten Rang der signifikantesten n-Gramme befindet sich:

Angst \$, KOUS PPER¹⁸ (LLR: 1615).

Dabei wird die unterordnende Konjunktion (KOUS) durch folgende Wortformen realisiert (jeweils mit absoluter Frequenz): *dass* (662), *wenn* (64), *weil* (57), *als* (21), *wie* (11), *ob* (6), *indem* (4), *obwohl* (3), *da* (2), *damit* (2), *während* (1), *zumal* (1), *sobald* (1). So stellt der *dass*-Satz als häufigste Form das Komplement zum Nomen *Angst* dar.¹⁹ Außerdem lässt sich die bereits angeführte Beobachtung Filatkinas (2017), dass im Umfeld von *Zukunftsangst* häufig Adversativ- und Konzessivsätze auftreten, die etwa durch *wenn*, *obwohl* oder *trotz* eingeleitet werden, auf das Lexem *Angst* erweitern. Darüber hinaus sind, bezogen auf die unterordnende Konjunktion, auch kausale und konditionale sowie ferner instrumentale, finale und temporale Bedeutungsrelationen in den Realisierungsformen des n-Gramms belegt, die im Folgenden z. T. exemplarisch illustriert werden sollen.

So dienen die *dass*-Sätze dazu, die *Angst* auf einen Gegenstand einzuschränken bzw. auszurichten. Im Gegensatz zur Präpositionalphrase mit *vor*, die in der Folge des Lexems *Angst* ebenfalls auf die Gegenstände verweist, erlaubt die Darstellung im Gliedsatz unter Umständen eine umfangreichere Beschreibung mit dem Fokus auf Handlungen und möglichen Folgen, die *Angst* auslösen. So findet sich in Beispiel (14) eine parataktische Reihung zweier Gegenstände der *Angst mancher Eltern*. Darüber hinaus kann die *Angst* davor, dass die *Kinder* den *Anschluss verpassen*, als Folge des ersten Gegenstands, dass *den Kindern nicht genug geholfen werden kann*, verstanden werden. Somit zeigt sich,

¹⁸ Das Zeichen „\$“, bedeutet, dass ein Komma vorliegt.

¹⁹ Dementsprechend ist es nicht überraschend, dass *Angst* in der folgenden Liste des IDS geführt wird: Nomina mit *dass*-Satz als Komplement. In: Institut für Deutsche Sprache: „Systematische Grammatik“. Grammatisches Informationssystem grammis. DOI: 10.14618/grammatik-system. Unter: <https://grammis.ids-mannheim.de/systematische-grammatik/5097> (zuletzt aufgerufen am 10.08.2020).

dass *dass*-Sätze im Rahmen der Darstellung des Gegenstands der *Angst* sehr produktiv sind. Zugleich sind sie im Vergleich zu Präpositionalphrasen ungleich schwerer quantitativ zu analysieren, da die Realisierungsformen vielseitig sind.

- (14) Manche Eltern hätten **Angst, dass sie** ihren Kindern nicht gut genug helfen **und dass sie** den Anschluss verpassen durch die Corona-Krise, erzählen die Lehrerinnen. (DIE ZEIT, 04.05.2020)

Wenn-Sätze beziehen sich hingegen auf eine bestimmte Bedingung bzw. einen Umstand, die bzw. der *Angst* erzeugt. So bezieht sich der *wenn*-Satz in Beispiel (15) auf den Umstand, im *öffentlichen Raum unterwegs zu sein*, womit die Nutzung von öffentlichen Verkehrsmitteln, Straßen und Plätzen gemeint ist, wie aus dem weiteren Kontext zu schließen ist. Interessant ist in diesem Beispiel zudem, dass über die konzessive Präpositionalphrase mit *trotz* eine negative Jetzt-Situation konstruiert wird, die anschließend über das Ergebnis der Umfrage, dass *die große Mehrheit der Deutschen keine Angst empfinde*, widerlegt wird. Dies stellt einen Gegensatz zu Filatkinas (2017) Ausführungen dar, die, wie bereits erwähnt, für *Zukunftsangst* im Rahmen von Konzessivsätzen Belege ausgehend von einer positiven Jetzt-Situation aufführt. Grundsätzlich wäre es demnach interessant, die Belege auf beide inhaltliche Verweisrichtungen hin zu prüfen. Dies würde jedoch den Umfang des vorliegenden Beitrages übersteigen.

- (15) Trotz der Debatte über eine stärkere Überwachung des öffentlichen Raums empfindet die große Mehrheit der Deutschen keine **Angst, wenn sie** unterwegs sind. Das ergab eine repräsentative Umfrage von Infratest Dimap im Auftrag der NDR-Sendung Panorama. (DIE ZEIT, 06.02.2017)

Unterordnende Konjunktionen spielen im unmittelbaren sowie im weiteren Umfeld des Lexems *Angst* insgesamt eine wichtige Rolle. Gleich drei Gruppen, die aus der Clusteranalyse der n-Gramme hervorgegangen sind, enthalten nahezu ausschließlich n-Gramme mit einer unterordnenden Konjunktion (KOUS). Insgesamt sind 161 verschiedene n-Gramme in diesen Gruppen enthalten und lediglich ein n-Gramm (*wissen PTKNEG \$, PWS*) weist keine unterordnende Konjunktion auf. Im Folgenden wird jeweils ein Auszug der n-Gramme aus den einzelnen Gruppen aufgeführt.

Gruppe 1:	Gruppe 2:	Gruppe 3:
KOUS PPER APPR ART	\$, KOUS PIS PIS	Gedanke \$, KOUS PPER
KOUS PPER Angst APPR	\$, KOUS ART PIS	PPER erfahren \$,
KOUS PPER APPR PIS	\$, KOUS PIS PPOSAT	KOUS
KOUS PPER ART Angst	\$, KOUS PIS PTKNEG	PPER fürchten \$,
KOUS PPER ART Gefühl	\$, KOUS PPOSAT Leben	KOUS
KOUS PPER APPR Angst	\$, KOUS PPOSAT Fami-	verstehen \$, KOUS
KOUS PPER PRF APPRART	lie	PPER
KOUS PPER APPR Deutsch-	\$, KOUS PPOSAT El-	Gefühl \$, KOUS PPER
land	tern	fragen \$, KOUS PPER
KOUS PPER PIS APPR	\$, KOUS PIS PPER	fühlen \$, KOUS PPER
	\$, KOUS PPER PPOSAT	glauben PPER \$, KOUS
		PPER merken \$, KOUS

Dabei soll zunächst exemplarisch auf das folgende n-Gramm genauer eingegangen werden:

KOUS PPER Angst APPR (LLR: 385),

das mit einer absoluten Frequenz von 198 in den Daten belegt ist. So besitzt die unterordnende Konjunktion in Beispiel (16), das eine Realisierungsform des n-Gramms wiedergibt, eine kausale Bedeutungsdimension. Die *Angst vor Anschlägen* wird neben der *Angst, angegriffen zu werden*, als eine Reihe von Gründen aufgeführt, die *viele* dazu bewegen, nicht am Gedenkmarsch ausgehend vom Platz der Republik als Reaktion auf das Attentat in der Redaktion der Satirezeitschrift *Charlie Hebdo* teilzunehmen.

- (16) Natürlich gibt es auch viele, die heute ganz bewusst nicht zu dem Großereignis gekommen sind. Einige wohl, weil sie – wie ein Karikaturist von der Place du Tertre am Samstag – finden, dass der Koran nicht zu Frankreich passe und alle, die an den glauben, gehen könnten. Weil sie sich nicht vom politischen Symbol-Geheische vereinnahmen lassen wollen. **Weil sie Angst vor Anschlägen** haben. Weil sie Angst haben, angegriffen zu werden: als Moslem von anders- oder gar nicht gläubigen Franzosen; als Moslem von anderen Moslems. (DIE ZEIT, 11.01.2015)

Das Personalpronomen (PPER) *sie* bezieht sich in Beispiel (16) auf ein weitgehend unbestimmtes Kollektiv, das sich aus den Menschen zusammensetzt, die

bewusst nicht zu dem Großereignis gekommen sind. Auf dieses Kollektiv, das nicht explizit genannt wird, wird zuvor durch das substituierende Indefinitpronomen (PIS) *viele* referiert, das ebenfalls zu dessen Unbestimmtheit beiträgt. *Sie* ist die häufigste Realisierungsform für das Personalpronomen des n-Gramms KOUS PPER Angst APPR mit einer absoluten Frequenz von 111. Zumeist bezieht es sich, wie im zuvor thematisierten Beispiel, auf den Plural und referiert auf Kollektive. Dies erscheint wenig überraschend, da Filatkina (2015) bereits auf Kollektiva in der Form von Attributen zum Lexem *Zukunftsangst* hingewiesen hat, die der Dramatisierung des Ausmaßes dienen. Weit hinter der Realisierungsform *sie* liegen die Formen *er* (34), *ich* (33), *wir* (13), *du* (6) und *es* (1) – jeweils mit absoluter Frequenz. Dies verdeutlicht, dass im Rahmen der Thematisierung der Gegenstände der *Angst* über das untersuchte n-Gramm zumeist auf Kollektive und seltener auf Einzelpersonen als Träger der *Angst* Bezug genommen wird.

Neben Personalpronomen sind besonders in Gruppe zwei der signifikanten n-Gramme mit unterordnender Konjunktion ebenfalls Indefinitpronomen (PIS) bzw. generalisierende Personalpronomen und attribuierende Possessivpronomen (PPOSAT) anzutreffen. Dabei ist das Referenzobjekt der Indefinitpronomen, wie bereits im Rahmen von Beispiel (16) verdeutlicht wurde, bei den Realisierungsformen *viele* und *man* weitgehend unbestimmt. So bezieht sich die Realisierung *man* in Beispiel (17) auf die Partei *Die Linke*, wie aus dem Kontext geschlossen werden kann. Der Bezug bleibt dennoch unspezifisch in dem Sinne, ob die gesamte Partei oder eine bestimmte Personengruppe gemeint ist. Außerdem ist in der Aussage, dass es *schön sei, wenn man etwas zu sagen hat* und *weniger schön, wenn man Angst hat, etwas Falsches zu sagen* ein gewisser Allgemeingrad im Sinne einer Generalisierung erkennbar.

- (17) Die Linke ist jetzt [...] die Oppositionsführerin in Deutschland. [...] Das beschert den Linken neue Aufmerksamkeit - schön, **wenn man etwas** [KOUS PIS PIS] zu sagen hat; weniger schön, **wenn man Angst hat**, etwas Falsches zu sagen. (DER SPIEGEL, 10.05.2014, Ergänzung durch C.G.)

Im Gegensatz zu den Indefinitpronomen beziehen sich die attribuierenden Possessivpronomen (PPOSAT) auch auf persönliche Schilderungen im Zusammenhang mit *Angst*. Eine Sichtung der Belege ergibt, dass häufig persönliche Erfahrungsberichte in der Ich-Form zitiert werden, wie Beispiel (18) illustriert. Der Auszug stammt aus einem Artikel über Glück im Alter. Dabei hat ZEIT ONLINE Zuschriften von Leserinnen und Lesern u. a. zur Frage, welche Erfahrungen sie mit dem Alter gemacht haben, gesammelt. In seinem Erfahrungsbericht thema-

tisiert der Leser die *Angst* nicht direkt, spricht aber im Sinne negativer Zukunftserwartungen von ehemaligen *Bedenken*, *wie sein Leben sich als Rentner gestalten wird*. Direkt im Anschluss spricht er von einer *Sinnkrise*, die er *fürchtete*. Somit wird die *Furcht* bzw. *Angst*²⁰ direkt mit den negativen Zukunftserwartungen in Verbindung gebracht. Im weiteren Verlauf wird jedoch darauf verwiesen, dass sich die Erwartungshaltung nicht bestätigt hat und der Leser in seiner Situation als Rentner *ziemlich happy* ist.

- (18) Zu wünschen wäre allen, dass es ihnen ergeht wie jenem ZEIT ONLINE-Leser, der schreibt: „Ich hatte Bedenken, **wie mein Leben** [§, KOUS PPOSAT Leben] als Rentner sich gestalten wird. Ich fürchtete, in eine veritable Sinnkrise zu fallen. Mit einiger Erleichterung stelle ich fest, dass dem nicht so ist. Ich sitze in der Früh beim Frühstück und stelle fest: ich bin ziemlich happy. [...]“ (DIE ZEIT, 13.06.2018, Ergänzung durch C.G.)

Auf der Basis der vorangegangenen Ausführungen wird deutlich, dass *Angst* im publizistischen Diskurs sowohl häufig nicht näher spezifizierten Kollektiven zugeschrieben wird als auch im Rahmen von zitierten individuellen Erfahrungsberichten Teil des persönlichen Emotionsausdrucks ist.

Schließlich soll auf die dritte Gruppe der n-Gramme Bezug genommen werden. Anhand dieser Gruppe kann die Einsicht gewonnen werden, welche Nomen und Vollverben der Konstruktion §, KOUS PPER vorangehen. Dabei sind die folgenden zwei Konstruktionen belegt:

- (1) (NN | VV) §, KOUS PPER,
 (2) ((PPER VV) | (VV PPER)) §, KOUS.

Berücksichtigt man alle Nomen und Vollverben in Gruppe drei, die der unterordnenden Konjunktion vorangestellt sind, so finden sich Verben, die auf Erkenntnisprozesse bzw. *Gedanken* (diese Kategorie ist zugleich auch als Nomen im n-Gramm belegt) verweisen: *lernen*, *glauben*, *überlegen*, *fürchten*, *fragen* und *verstehen*. Zudem finden sich Verben, die auf physische Erfahrungen und z. T. auf *Gefühle* (wobei diese Kategorie wiederum als Nomen belegt ist) verweisen: *sehen*, *leben*, *kommen*, *machen*, *spüren* und *fühlen*. Schließlich nehmen die Verben *merken* und *erfahren* eine Zwischenstellung zwischen den beiden Polen ein. Da die Untersuchungen keine Aussagen zur typischen Abfolge der n-Gramme

²⁰ Im vorliegenden Beitrag gebrauche ich die Begriffe *Furcht* und *Angst* synonym, da in der Alltagssprache i. d. R. nicht zwischen den beiden Begriffen unterschieden wird.

erlauben, lässt sich nicht feststellen, ob das Lexem *Angst* stets im durch KOUS eingeleiteten Folgesatz belegt ist. Somit lässt sich lediglich schlussfolgern, dass im Umfeld des Lexems *Angst* auf persönliche oder kollektive Erkenntnisprozesse und physische bzw. gefühlsmäßige Erfahrungen referiert wird.

Neben den drei Gruppen, die als gemeinsames Merkmal eine unterordnende Konjunktion enthalten, ist eine weitere sehr homogene Gruppe belegt. In dieser befinden sich insgesamt 34 verschiedene n-Gramme, die in jedem Fall eine Negationspartikel enthalten. Interessant ist dabei, dass als Vollverb in dieser Gruppe ausschließlich *wissen* belegt ist. Im Folgenden werden die insgesamt fünf n-Gramme mit *wissen* wiedergegeben:

PPER wissen PTKNEG \$, (LLR: 262),
 PPER wissen PPER PTKNEG (LLR: 95),
 \$, wissen PPER PTKNEG (LLR: 92),
 wissen PPER PTKNEG \$, (LLR: 83),
 KON PPER wissen PTKNEG (LLR: 72).

Somit wird das Nicht-Wissen als unsichere Zukunftserwartung thematisiert, wie Beispiel (19) verdeutlicht:

(19) Wie es weiter geht? Ich **weiß es nicht**, und das bereitet mir Bauchschmerzen. (DIE ZEIT, 20.03.2020)

Hierbei handelt es sich wiederum um ein Zitat einer Zuschrift eines Lesers oder einer Leserin auf die Frage hin, welche Auswirkungen die Maßnahmen gegen die Ausbreitung des Coronavirus auf das Leben der bzw. des Befragten haben. Im Rahmen des Artikels werden insgesamt 30 Zuschriften wiedergegeben. Sie sind auf der Website²¹ als interaktive ‚Kacheln‘ sichtbar, die zunächst einen Satz enthalten und nach einem Klick die vollständige Zuschrift wiedergeben. In der Überschrift des interaktiven Artikels wird ebenfalls ein Zitat aus einer Zuschrift wiedergegeben: „**Ich weiß nicht**, wie ich meine Familie jetzt ernähren kann“. Auch dieses enthält das Verb *wissen* in Verbindung mit der Negationspartikel. Eine ähnliche Serie an Erfahrungsberichten, die mit „Elf Protokolle der Unsi-

²¹ Abrufbar unter: <https://www.zeit.de/arbeit/2020-03/corona-krise-pandemie-deutschland-existenzen-wirtschaft-leserstimmen> (zuletzt aufgerufen am 13.08.2020).

cherheit“ betitelt wird, findet sich auch im SPIEGEL.²² Das folgende Beispiel (20) bezieht sich auf die Aussage einer Unternehmerin:

- (20) Das Stadtmarketing hat jetzt die Idee, einen gemeinsamen Lieferservice der Einzelhandelsgeschäfte zu organisieren, unter dem Motto: Ihr kauft in Vreden - wir liefern. Aber ob das mit den Lieferungen an Privatkunden künftig noch lange möglich ist **wissen wir nicht**, wie wir so vieles nicht wissen. Wir können nur hoffen, dass es schnell vorbeigeht. (DER SPIEGEL, 18.03.2020)

In beiden Fällen bezieht sich die Aussage des Nicht-Wissens auf eine unsichere Situation in der Gegenwart, deren Ausgang offen ist – demnach ist die ausgedrückte Unsicherheit in die Zukunft gerichtet. Mit Bezug auf das Nicht-Wissen folgt in Beispiel (19) der Phraseologismus, *dass dies Bauchschmerzen bereite*. Somit wird erneut die Unsicherheit betont. In Beispiel (20) schließt sich unmittelbar an die Feststellung des Nicht-Wissens die generalisierende Aussage an, dass *wir so vieles nicht wissen*. Dies bezieht sich vermutlich auf die vielfältigen Auswirkungen der Corona-Pandemie, die kaum vorhersehbar sind. Es wird deutlich, dass Nicht-Wissen Unsicherheit und somit auch Angst erzeugt – auch wenn sich das Lexem *Angst* nicht im unmittelbaren Umfeld des n-Gramms wiederfindet. Bergmann (2002: 3f.) stellt in diesem Zusammenhang fest, dass sowohl Nicht-Wissen als auch Wissen Angst erzeugen können „[...] – vielleicht weil sich auf der Rückseite eines Wissenszuwachses immer wieder neue Felder des Nicht-Wissens eröffnen.“ (ebd.: 4)

4.5.2 Lemma-n-Gramme

Im Gegensatz zu den komplexen n-Grammen bestand das Ziel bei der Berechnung der Lemma-n-Gramme nicht ausschließlich darin, charakteristische Konstruktionen im Umfeld des Lexems *Angst* zu ermitteln. Darüber hinaus sollte geprüft werden, ob sich für bestimmte Zeitabschnitte einzigartige Angstkonstruktionen finden lassen, die unter Umständen auf eine neue *Angstkultur* verweisen. Im Folgenden soll dabei aufgezeigt werden, welche Lemma-n-Gramme

²² Abrufbar unter: <https://www.spiegel.de/wirtschaft/unternehmen/corona-krise-und-klein-unternehmer-viele-reserven-habe-ich-nicht-mehr-a-18ef8b37-8064-4ad5-b30f-fdd08a10a6d7> (zuletzt aufgerufen am 13.08.2020).

im Umfeld des Lexems *Angst* aus dem Jahr 2020 sich signifikant von jenen aus den Vorjahren (bis einschließlich 2013) unterscheiden.

So stellt die Coronavirus-Pandemie, die das Jahr 2020 prägt, eine Ausnahmesituation dar, die besonders in der frühen Phase mit Unsicherheit verbunden war, da wenig über das neuartige Virus bekannt war. In diesem Zusammenhang erscheint es wenig überraschend, dass als signifikanteste n-Gramme

die Ausbreitung die Coronavirus (LLR: 865),
 Infektion mit die Coronavirus (LLR: 472),
 auf die Coronavirus testen (LLR: 462) und
 mit die Coronavirus infizieren (LLR: 449)

erscheinen. Ferner sind n-Gramme in einer Gruppe zusammengefügt, die auf eine Kriegsmetaphorik in Bezug auf die Thematisierung von Maßnahmen zur Eindämmung des Virus verweisen: Kampf gegen die Ausbreitung, Kampf gegen die Virus, Maßnahme in+die Kampf gegen, Maßnahme zu+die Bekämpfung die sowie Kampf gegen die Coronapandemie.

Die Einschränkungen aufgrund der Schutzmaßnahmen gegen das Virus, das sich rasant weltweit verbreitete, betrafen einen Großteil der Bevölkerung in Deutschland. Am deutlichsten sah sich jeder bzw. jede Einzelne mit der Konsequenz konfrontiert, möglichst zu Hause zu bleiben, um soziale Kontakte weitgehend zu vermeiden. Auch diese zentrale Maßnahme ist in den signifikanten n-Grammen als Gruppe belegt:

zu Haus zu bleiben (LLR: 207),
 zu Haus aus arbeiten (LLR: 70),
 zu Haus bleiben müssen (LLR: 69).

Mehrere Gruppen von Lemma-n-Grammen verweisen auf die Thematisierung der Zahlen bzw. des Anteils der Infizierten, die somit im gegenwärtigen publizistischen Diskurs eine wichtige Rolle einnimmt. Dabei wird die Zuverlässigkeit betont, indem von *offiziellen*, *bestätigten* und *nachgewiesenen Zahlen* bzw. *Fällen*, aber auch *Infizierten* und *Toten* gesprochen wird. Über das den Zahlen vorangestellte *mehr als* oder *mindestens* wird auf eine Dunkelziffer verwiesen, die wahrscheinlich höher als die gemeldeten Fälle ist. Die im Verborgenen liegende tatsächliche Zahl der Fälle kann wiederum Unsicherheit und Angst erzeugen. Außerdem werden die Zahlen in Relation zu den *Einwohnern* der Länder oder

Bundesländer gesetzt und es wird darauf eingegangen, wie sich die Zahlen entwickeln – ob sie etwa *steigen*.

Gruppe 1:

die offiziell gemeldet Zahl
 die Zahl die nachgewiesen
 die Zahl die Neuinfektion
 Zahl die bestätigt Infektion
 die Zahl die Todesfall
 Zahl die bestätigt Fall
 steigen die Zahl die
 die offiziell Zahl die
 Zahl die Bundesland berücksichti-
 gen
 Zahl die Infizierte steigen
 Zahl die Infizierte beziehen
 offiziell gemeldet Zahl die
 offiziell Zahl die Tote
 die Zahl die Infektion

Gruppe 2:

mehr als @card@ bestätigt
 mehr als @card@ nachgewiesen
 Veranstaltung mit mehr als
 Nordrhein-Westfalen mit mehr
 als
 mit mehr als @card@
 mehr als @card@ Infektion
 mehr als @card@ Todesfall
 mehr als an+die Vortag
 mehr als @card@ Mensch
 @card@ mehr als an+die
 mehr als @card@ Infizierte
 Baden-Württemberg mit mehr als
 auf mehr als @card@

Gruppe 3:

um @card@ auf @card@
 Fall|Fällen und @card@ Tote
 und mindestens @card@ Tote
 rechnen auf @card@ Einwohner
 Fall|Fällen und mindestens @card@
 @card@ Infizierte und @card@
 auf @card@ Einwohner verzeichnen
 @card@ auf @card@ steigen
 @card@ nachgewiesen Fall|Fällen und

Insgesamt ist das ‚Durchschlagen‘ der obigen drei Gruppen in den Daten nachvollziehbar, da sowohl im SPIEGEL als auch in der ZEIT Sonderseiten zur Entwicklung der Corona-Pandemie und somit auch zur Anzahl der Fälle in

Deutschland und weltweit angelegt wurden, die täglich aktualisiert werden und auf die im Rahmen anderer Artikel referiert wurde und wird.²³

Man sollte sich bezüglich der vorangegangenen Ergebnisse noch einmal vergegenwärtigen, dass stets das Lexem *Angst* im Umfeld belegt ist. Somit steht das *Angstmanagement* im Rahmen des publizistischen Diskurses im Vordergrund. Mögliche Ängste vor dem Virus werden thematisiert, wie auch die folgenden signifikanten n-Gramme nahelegen:

Angst vor die Virus (LLR: 374),
 Angst vor die Coronavirus (LLR: 287),
 Angst vor eine Ansteckung (LLR: 126),
 aus Angst vor Ansteckung (LLR: 100),
 Angst vor eine Infektion (LLR: 65).

Das *Angstmanagement* der beiden Medien verfolgt dabei das Ziel der Angstminderung, indem der *Kampf gegen das Virus* allgemein und *Mafnahmen zur Bekämpfung*, wie etwa das *Zu-Hause-Bleiben*, thematisiert werden. Außerdem wird im Rahmen des *Angstmanagements* umfassend über die Zahl der Infizierten, Genesenen und Toten sowie über die Entwicklung der Zahlen in Deutschland und weltweit informiert. Damit steht das Wissen über die Ansteckungsrate und auch über das Virus selbst im Vordergrund, das – wie die Ausführungen von Bergmann (2002) nahelegen – wiederum Angst erzeugen kann. Somit bewegt sich der Mediendiskurs im Kontext des Lexems *Angst* für das Jahr 2020, wie auch Köstler (2011: 216f.) und Steinseifer (2007: 299) unabhängig voneinander im Hinblick auf themenspezifische Diskurse aus anderen Zeiträumen festgestellt haben, zwischen den Polen der Angstmehrung und Angstminderung.

Da auf diese Weise trotz der intendierten Angstminderung Unsicherheiten bestehen bleiben, führt dies schließlich zur offenen Frage, ob und wie die Pandemie zu bewältigen ist. Diese Frage ist auch in den signifikanten n-Grammen als Teil einer Gruppe belegt:

wie schaffen wir es (LLR: 70),
 schaffen wir es , (LLR: 66),
 wir heil durch die (LLR: 65),

²³ Sonderseite der ZEIT: <https://www.zeit.de/wissen/gesundheit/coronavirus-echtzeit-karte-deutschland-landkreise-infektionen-ausbreitung> sowie Sonderseite des SPIEGELS: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/medizin/coronavirus-infizierte-genesene-tote-alle-live-daten-a-242d71d5-554b-47b6-969a-cd920e8821f1> (jeweils zuletzt aufgerufen am 14.08.2020).

aber wie schaffen wir (LLR: 65),
 wie kommen wir heil (LLR: 65),
 heil durch die Alltag (LLR: 65).

Die n-Gramme weisen nur eine geringe Frequenz auf und sind im Wesentlichen auf die SPIEGEL-Themenseite „Kollateralfragen“ zum Coronavirus zurückzuführen. Im Folgenden wird die Beschreibung der Themenseite wiedergegeben:

- (21) Die Krise stellt unser aller Leben auf den Kopf. Natürlich geht es erst einmal darum, gesund zu bleiben. **Aber wie schaffen wir es**, dass auch die Beziehung und die Familie intakt bleiben? **Wie kommen wir heil durch den Alltag?** Hier beantworten Experten ab sofort regelmäßige Fragen von Leserinnen und Lesern zu diesen Themen. (DER SPIEGEL, Themen-Seite unter: <https://www.spiegel.de/thema/coronavirus-familie-beziehung-tipps-kollateralfragen/>, zuletzt aufgerufen am 12.08.2020)

Leserinnen und Leser werden auf dieser Themenseite dazu aufgerufen, ihre persönlichen Fragen per E-Mail zu stellen. Die obigen n-Gramme sind dabei Teil von Fragen mit generalisierendem Charakter, die sich auf mögliche Probleme in der *Beziehung*, der *Familie* oder ganz allgemein im *Alltag* in Folge der *Corona-Krise* beziehen. Diese sollen die Leserinnen und Leser dazu anregen, eigene bzw. individuelle Fragen zu formulieren.

Darüber hinaus ist interessant, dass etwa das n-Gramm *wie schaffen wir es* nahezu ausschließlich für das Jahr 2020 belegt ist. So findet es sich im SPIEGEL über dieses Jahr hinaus lediglich einmal für das Jahr 2016. In der ZEIT ist es im Jahr 2019 fünfmal und im Jahr 2020 dreimal belegt. Das folgende Zitat aus der ZEIT bezieht sich auf eine Aussage des CDU-Politikers Friedrich Merz:

- (22) Europa war schon vor Corona in einer äußerst schwierigen Lage. Die größte Herausforderung ist aus meiner Sicht: **Wie schaffen wir es**, Europa wieder so voranzubringen, dass es neben den USA und China einer der drei großen Wirtschaftsräume der Welt bleiben kann? Das wird eine enorme Kraftanstrengung. Wir müssen in Deutschland wissen: Wir sind wie wenige andere auf Europa angewiesen. (DIE ZEIT, 02.05.2020)

Das obige n-Gramm ist Teil der offenen Fragestellung und zugleich *größten Herausforderung*, wie Europa als bedeutsamer Wirtschaftsraum bestehen bleiben kann. Dabei wird deutlich, dass sich das Personalpronomen *wir* als Teil des n-Gramms wiederum auf ein weitgehend unbestimmtes Kollektiv bezieht. Somit

bleibt unklar, ob Merz in erster Linie die Politikerinnen und Politiker oder die Bevölkerung in Deutschland insgesamt thematisiert, wobei er Teil beider Kollektive ist. Auf die Frage folgt die Feststellung, dass eine *enorme Kraftanstrengung* nötig sein wird. Schließlich erfolgt der explizite Verweis auf das nach Merz nötige Wissen bzw. Bewusstsein um die *Angewiesenheit* Deutschlands auf Europa. Auf diese Weise wird indirekt – über den Bezug zur *äußerst schwierigen Lage* Europas als Wirtschaftsraum – Unsicherheit thematisiert und möglicherweise auch erzeugt.

Insgesamt konnten die Untersuchungen zu den n-Grammen zahlreiche Ergebnisse der vorangegangenen Studien zu Angstkonstruktionen aus Kapitel 3 stützen und erweitern. So sind Präpositionalphrasen charakteristisch zur Benennung des Gegenstandes der *Angst*. Darüber hinaus werden die Gegenstände auch in *dass*-Sätzen als Komplemente des Nomens *Angst* beschrieben. Dies erklärt z. T. die wichtige Rolle unterordnender Konjunktionen im Umfeld des Lexems *Angst*, die zudem vor allem in kausalen und konditionalen Bedeutungsrelationen belegt sind. *Angst* wird somit auch als mögliche Ursache oder Folge einer Situation, einer Handlung oder eines Handlungsrahmens thematisiert. Darüber hinaus wird im Umfeld des Lexems *Angst* auf persönliche oder kollektive Erkenntnisprozesse und physische bzw. gefühlsmäßige Erfahrungen referiert. Außerdem führen Verweise auf Nicht-Wissen aber auch auf Wissen zu einer für den publizistischen Diskurs charakteristischen Auseinandersetzung zwischen den Polen der Angstmehrung und Angstminderung. Schließlich konnten für das Jahr 2020 charakteristische Angstkonstruktionen ermittelt werden, die möglicherweise eine neue *Angstkultur* konstituieren. So ist das *Coronavirus* der zentrale Gegenstand der *Angst*, den es zu *bekämpfen* gilt. Bei den Maßnahmen zur Angstminderung spielen Informationen und damit Wissen eine zentrale Rolle. Im Sinne einer Angstspirale kann die Angst jedoch auf diese Weise auch verstärkt werden, sodass die *Angst* auch fortwährend Teil des publizistischen Diskurses bleiben wird.

5 Fazit

Abschließend lässt sich festhalten, dass sich die im vorliegenden Beitrag vorgestellte korpuspragmatische Methode in besonderer Weise dazu eignet, die *Grammatik der Angst* um weitere Konstruktionen zu ergänzen. So können die Erkenntnisse vorangegangener Studien zu einem großen Teil durch die Ergebnisse der vorliegenden Analyse bestätigt und darüber hinaus ergänzt und vertieft werden. Die identifizierten Muster als potentielle Angstkonstruktionen stellen in Anlehnung an Filatkina (2017) sprachliche Mittel aus dem *lexikalisch-*

semantischen, (morpho-)syntaktischen sowie *textuellen* und *diskursiven Bereich* dar. Entsprechend umfangreich ist die Deutung der Muster auf der Basis der Textbelege, die im vorliegenden Beitrag nur exemplarisch und ausschnittartig erfolgen konnte. Beispielsweise kann die Annahme, dass *Angst* häufig in Paarförmeln erscheint, bestätigt und auf Aufzählungen von Gefühlszuständen hin erweitert werden, wobei die Frage nach einer möglichen Ursache-Folge-Beziehung offenbleibt. Unter anderem über die Adjektive *irrational* und *rational* in Verbindung mit *Angst* und semantisch ähnlichen Begriffen zeigt sich anhand mehrerer Belege ein spezifischer Diskurs zur Angemessenheit bzw. Unangemessenheit von *Angst* sowie ähnlicher Emotionen, der einen wesentlichen Bestandteil der *Angstkultur* darstellt. Weiterhin konstitutiv für die *Angstkultur* ist die Zuschreibung von *Angst* zu Kollektiven als Träger der *Angst*, die in ihrer Zusammensetzung jedoch vage bleiben. Neben Kollektivbezeichnungen konnten Indefinitpronomen als Marker für unbestimmte Kollektive ermittelt werden. Zudem sind Verweise auf Studien üblich, um die *Angst* – ebenfalls in Verbindung zu Kollektiven – als zweifellos gegeben darzustellen. Schließlich können Aussagen des Nicht-Wissens, die auf eine unsichere Situation in der Gegenwart hindeuten, als weiterer Bestandteil einer *Angstkultur* angesehen werden. Die Ergebnisse stützen somit die eingangs formulierte These, dass es sich bei *Angst* um eine kulturell geprägte Emotion handelt. Über die allgemeine kulturelle Prägung der *Angst* hinaus werden in den Ergebnissen zu den Lemma-*Grammen* Konturen einer aktuellen *Angstkultur* deutlich. Als zentraler Gegenstand der *Angst* erscheint in der gegenwärtigen *Angstkultur* das *Coronavirus*. Das *Angstmanagement* im Rahmen der analysierten Zeitungsartikel bewegt sich dabei – mehr oder weniger intendiert – zwischen den Polen der Angstmehrung und Angstminderung. Die Maßnahmen zur Eindämmung des *Virus* werden z. T. durch eine Kriegsmetaphorik wiedergegeben, die sowohl dramatisierend bzw. angsterzeugend als auch angstmindernd wirken kann. Eine weitere Maßnahme des *Angstmanagements* im publizistischen Diskurs besteht darin, fortwährend über die gegenwärtigen Zahlen der *Infizierten* und *Toten* zu berichten. Dabei kann zum einen der Verweis auf eine Dunkelziffer wiederum angsterzeugend oder angststeigernd wirken. Zum anderen wird eine Angstminderung angestrebt, indem die zunächst hoch erscheinenden Zahlen in Relation zu den Einwohnern der Länder oder Bundesländer gesetzt werden. Schließlich weisen die Ergebnisse auch auf weniger frequente Phänomene hin, wie den Teil der offenen Frage als Anregung für LeserInnenzuschriften: *Wie schaffen wir es, die Pandemie zu bewältigen?* Dabei tragen – nicht nur in diesem Fall – auch persönliche Schilderungen bzw. Erfahrungsberichte im Zusammenhang mit *Angst* zu einer *Angstkultur* bei.

Literatur

- Bergmann, Jörg (2002): Paradoxien der Angstkommunikation – Über Veralten und Modernität der Angst. *Jahrbuch für Gruppenanalyse und ihre Anwendungen*, 1–13.
- Biess, Frank (2019): *Republik der Angst. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik*. Hamburg: Rowohlt.
- Böhme, Hartmut (2000): Leibliche und kulturelle Codierungen der Angst. In: ZDF-Nachtstudio (Hrsg.), *Große Gefühle. Bausteine menschlichen Verhaltens*, 214–240.
- Böhme, Hartmut (2009): Vom phobos zur Angst. Zur Transformations- und Kulturgeschichte der Angst. In: Martin Harbsmeier & Sebastian Möckel (Hrsg.), *Pathos, Affekt, Emotion. Transformationen der Antike*, 154–184. Frankfurt (Main): Suhrkamp.
- Bubenhof, Noah (2009): *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin/ New York: De Gruyter.
- Bubenhof, Noah & Joachim Scharloth (2013): Korpuslinguistische Diskursanalyse. Der Nutzen empirisch-quantitativer Verfahren. In: Ulrike Hanna Meinhof, Martin Reisigl & Ingo H. Warnke (Hrsg.), *Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik*, 147–167. Berlin: Akademie.
- Bubenhof, Noah (2017): Kollokationen, n-Gramme, Mehrworteinheiten. In: Kersten Sven Roth, Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hrsg.), *Handbuch Sprache in Politik und Gesellschaft*, 69–93. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Bubenhof, Noah, Selena Calleri & Philipp Dreesen (2019): Politisierung in rechtspopulistischen Medien: Wortschatzanalyse und Word Embeddings. *OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 95, 211–241.
- Dornseiff, Franz (1959): *Der Deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. Berlin: De Gruyter.
- Filatkina, Natalia (2015): Diskurshistorische Analysen des Begriffs *Zukunftsangst* anhand des SPIEGEL-ONLINE-Archivs. *Sprachwissenschaft* 40, 79–126.
- Filatkina, Natalia (2017): *Sprachliche Konstruktion von Zukunftsangst und Misstrauen in deutschen Medien der Gegenwart*. Unveröffentl. Mskr. Trier.
- Georgi, Christopher (2018): Zur sprachlichen Thematisierung der Angst in Folge von Terrorismus – Eine datengeleitete Studie. In: Fabian Klinker, Joachim Scharloth & Joanna Szczek (Hrsg.), *Sprachliche Gewalt. Formen und Effekte von Pejorisation, verbaler Aggression und Hassrede*, 109–134. Stuttgart: Metzler.
- Gries, Stefan Th. (2013): *Statistics for Linguistics with R. A Practical Introduction*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Hochschild, Arlie Russell (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. *AJS* 85 (3), 551–575.
- Holzinger, Herbert (2018): Mit Angst und Bangen: Korpuslinguistische Untersuchungen zu Strukturen des Typs [mit + Substantiv] in adverbialer Funktion im semantischen Feld der Angst. In: Natalia Filatkina & Sören Stumpf (Hrsg.), *Konventionalisierung und Variation*, 229–250. Bern: Peter Lang.
- Käuser, Andreas (2010): Angst: Begriff – Diskurs – Medium. In: Werkleitz Gesellschaft e.V./KUNSTrePUBLIK e.V. (Hrsg.), *Angst hat große Augen*. Halle (Saale) u. a., 15–26.
- Käuser, Andreas (2013): Medienkulturen der Angst. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 141–147. Stuttgart u. a.: Metzler.

- Köstler, Sandra (2011): „*Sicher ist nur die Angst*“. *Angstkommunikation als Form sozialer Erwartungsbildung in Medienberichterstattung über Terrorismus*. Bielefeld. (Dissertation; online unter: <https://pub.uni-bielefeld.de/publication/2459208>, zuletzt aufgerufen am 14.08.2020)
- Lickhardt, Maren (2013): Narration. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 189–197. Stuttgart u. a.: Metzler.
- Linke, Angelika (1998): „... und haben uns köstlich amüsirt“. Eine historisch-pragmatische Miniatur zur sprachlichen Kodierung bürgerlichen Lebensgefühls. In: Dieter Cherubim, Siegfried Grosse & Klaus J. Mattheier (Hrsg.), *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*, 234–258. Berlin/New York: De Gruyter.
- Linke, Angelika (2009): Sprache, Körper, Siegestesten. Eine Skizze zur historischen Normiertheit von sprachlichem wie körperlichem Gefühlsausdruck. In: Johannes Fehr & Gerd Folkers (Hrsg.), *Gefühle zeigen: Manifestationsformen emotionaler Prozesse*, 165–202. Zürich: Chronos.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster – Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In: Elisabeth Wäghäll Nivre, Brigitte Kaute, Bo Andersson, Barbro Landén & Dessislava Stoeva-Holm (Hrsg.), *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009*. Stockholm: Stockholms universitet, 23–44.
- Luhmann, Niklas (1990): *Ökologische Kommunikation. Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einstellen?* 3. Auflage. Opladen: Westdeutscher.
- Mikolov, Tomas, Kai Chen, Greg Corrado & Jeffrey Dean (2013): Efficient Estimation of Word Representations in Vector Space. *Computer Science [cs]*, arXiv:1301.3781.
- Müller, Marcus (2015): *Sprachliches Rollenverhalten. Korpuspragmatische Studien zu divergenten Kontextualisierungen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Řehůřek, Radim & Petr Sojka (2010): Software Framework for Topic Modelling with Large Corpora. *Proceedings of the LREC 2010 Workshop on New Challenges for NLP Frameworks*, 46–50.
- Scharloth, Joachim & Noah Bubenhofer (2012): Datengeleitete Korpuspragmatik. Korpusvergleich als Methode der Stilanalyse. In: Ekkehard Felder, Marcus Müller & Friedemann Vogel (Hrsg.), *Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen*, 195–230. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Scharloth, Joachim, David Eugster & Noah Bubenhofer (2013): Das Wuchern der Rhizome. Linguistische Diskursanalyse und Data-driven Turn. In: Dietrich Busse & Wolfgang Teubert (Hrsg.), *Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven*, 345–380. Wiesbaden: Springer.
- Schmid, Helmut (1994): Probabilistic Part-of-Speech Tagging Using Decision Trees. *Proceedings of International Conference on New Methods in Language Processing*. Manchester/UK.
- Schmid, Helmut (1995): Improvements in Part-of-Speech Tagging with an Application to German. *Proceedings of the ACL SIGDAT-Workshop*. Dublin, Ireland.
- Schmieder, Falko (2013): Kommunikation. In: Lars Koch (Hrsg.), *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*, 197–205. Stuttgart u. a.: Metzler.
- Schröter, Juliane (2016): Vom Handeln zur Kultur. Das Konzept der Praktik in der Analyse von Verabschiedungen. In: Arnulf Deppermann, Helmut Feilke & Angelika Linke (Hrsg.), *Sprachliche und kommunikative Praktiken*, 369–403. Berlin/Boston: De Gruyter.

Steinseifer, Martin (2007): Zwischen Bombenterror und Baader-Story. Terrorismus als Medienereignis. In: Martin Klimke & Joachim Scharloth (Hrsg.), 1968. *Handbuch zur Kultur- und Mediengeschichte der Studentenbewegung*, 289–301. Stuttgart/Weimar: Metzler.

Wengeler, Martin (2019): „Im Moment haben die Vertreter der Angstretorik die Lufthoheit“. Diskurslinguistische Untersuchungen zur Konstruktion von Zukunftsangst und Vertrauen in deutschen Printmedien. In: Vedad Smailagić (Hrsg.), *Die Leistung der Philologie bei der Deutung der Kultur(en)*, 95–112. Tübingen: Stauffenburg.

Anhang

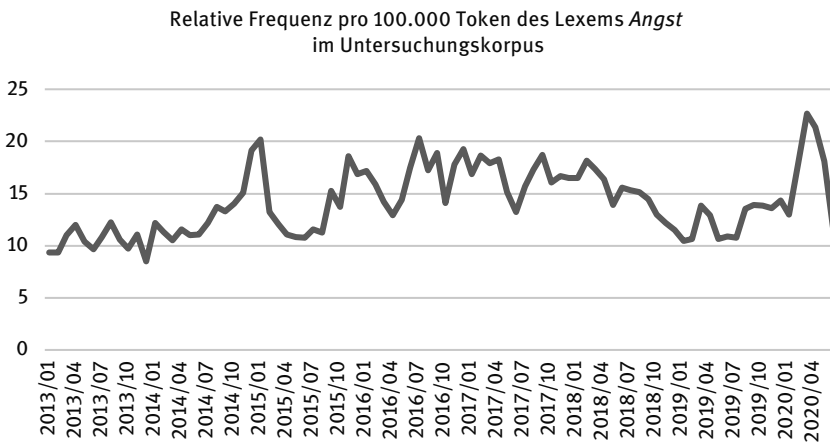


Abb. 1: Frequenzverlauf des Lexems *Angst* im Untersuchungskorpus

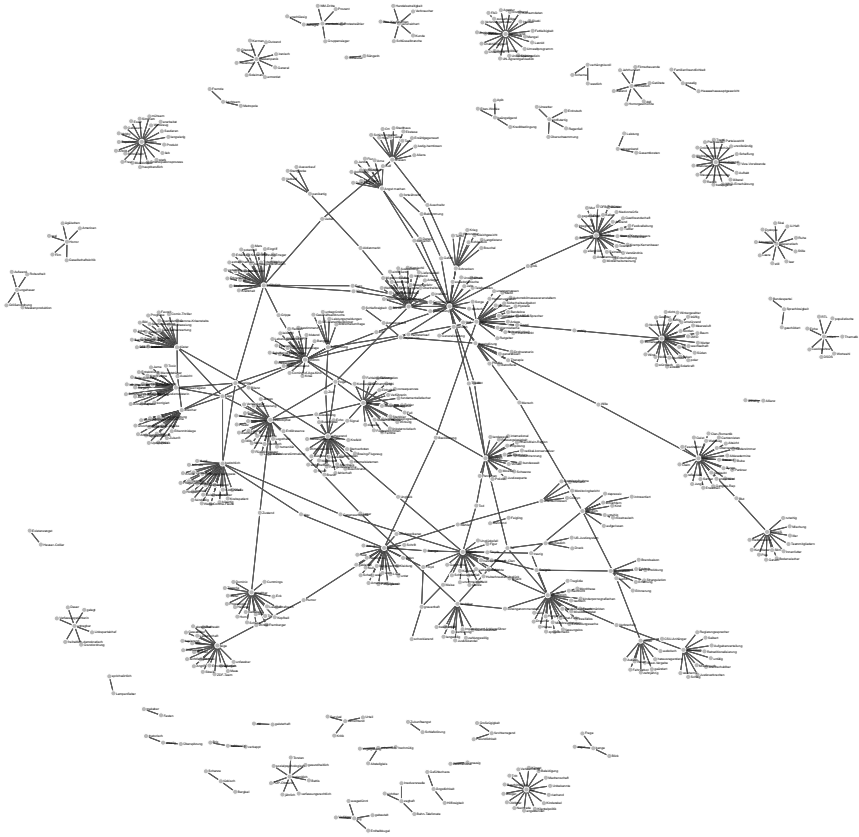


Abb. 2.1: Rhizom des GermaNet-Angstwortschatzes

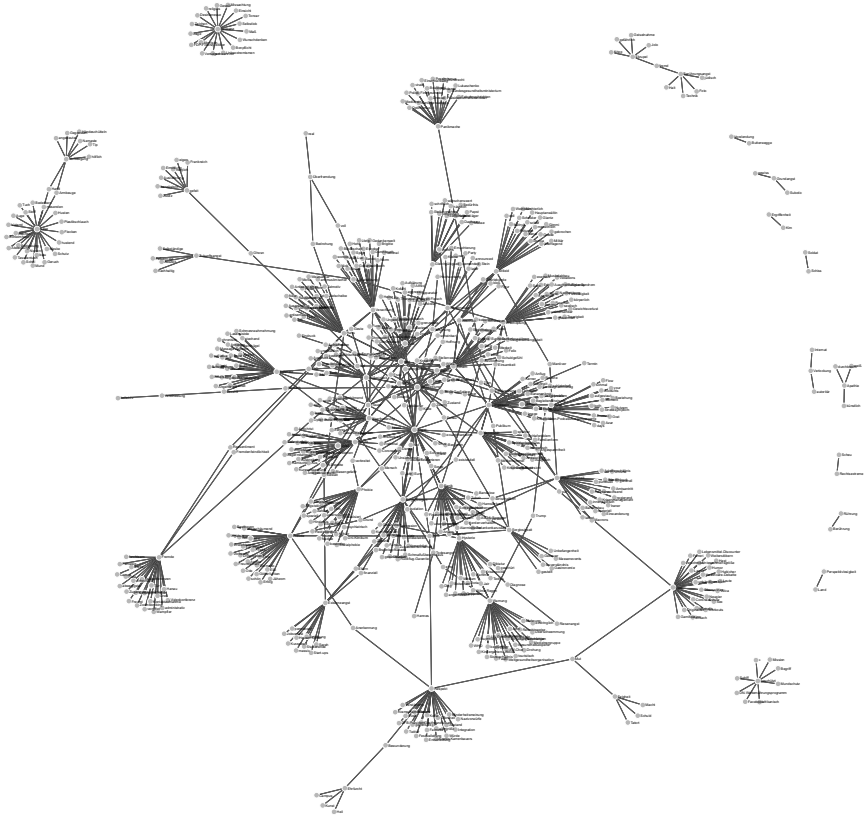


Abb. 2.2: Rhizom des NNs-Anstwortsschatzes

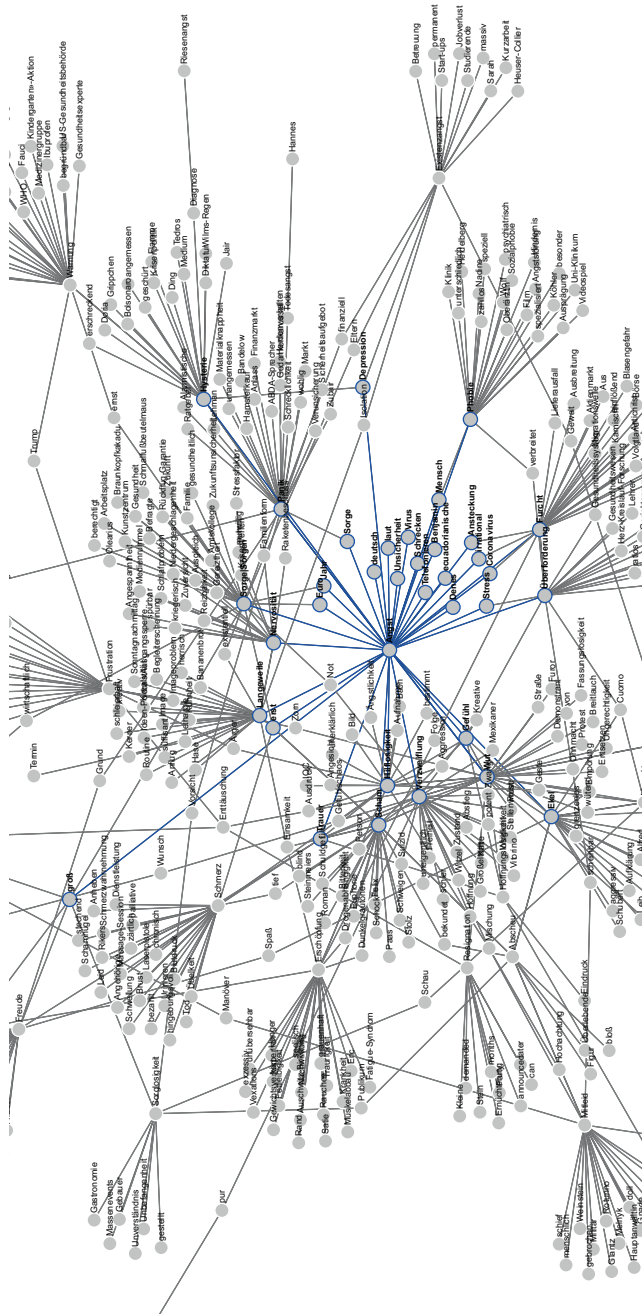


Abb. 4: Rhizomausschnitt für die Kollokationen des Lexems Angst im Jahr 2020

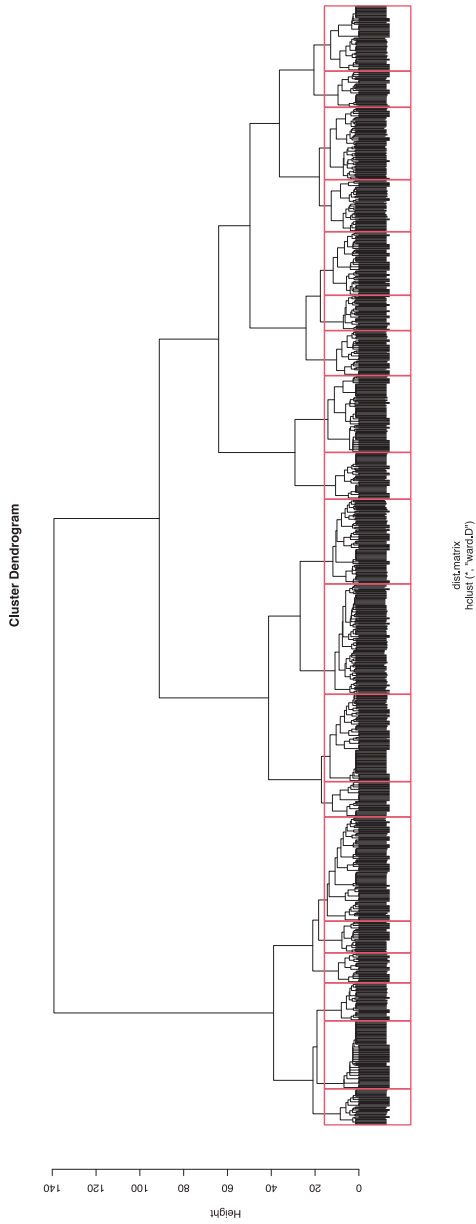


Abb. 5: Cluster-Dendrogramm von komplexen n-Grammen mit Zuordnung zu 19 Gruppen (dargestellt in Boxen)

Milena Belošević

Das böse Wort mit C

Sprachliche Strategien des Umgangs mit Angst im Corona-Diskurs

Abstract: Dieser Beitrag behandelt sprachliche Strategien des Umgangs mit Angst im Zusammenhang mit der derzeit immer noch andauernden Corona-Pandemie. Im Vordergrund stehen Wortbildungen mit dem Erstglied Corona (wie beispielsweise Coronasorge), das auf den Anfangsbuchstaben C abgekürzt wird (C-Sorge). Auf der Grundlage von Daten aus verschiedenen Quellen (LexisNexis, Google-Alerts, Twitter und Facebook) wird der Frage nachgegangen, in welchen angstkonstruierenden Kontexten diese Wortbildungen vorkommen und welche Funktion die Vermeidung der Vollform Corona für die sprachliche Angstkonstruktion hat. Die Analyse zeigt, dass dieses Wortbildungsmuster in angstschürenden, angstverharmlosenden und angstbewältigenden Zusammenhängen eine Rolle spielt. Die Komponente C wird hauptsächlich euphemistisch oder synonym mit der Vollform Corona verwendet. Darüber hinaus wird sie zur Konstruktion von Ungewissheit und unbekanntem Eigenschaften des Virus eingesetzt, aber auch um die Virusgefahr als harmlos und nicht nennenswert zu konstruieren.

This article deals with linguistic aspects of the construction of fear in the coronavirus debate. The analysis is based on the pattern of word formation with the first constituent *corona* (e.g. *Coronasorge*), which is shortened to the initial letter *C* (*C-Sorge*). On the basis of data from various sources (LexisNexis, Google Alerts, Twitter and Facebook), the question is investigated what function these word formations and in particular the omission of the full form *corona* play for the construction of fear. The analysis shows that the pattern is used to induce, to overcome or to trivialize the fear of the coronavirus. The initial letter *C* is mostly used as an euphemism or as a synonym for the full form *corona*. In addition, it is used for the construction of uncertainty and unknown properties of the virus, but also to construct the danger of the virus as harmless and not mentionable.

1 Einstieg

Forscht man in den Suchmaschinen
 Und gibt das Wort „Corona“ ein
 Wird man staunend registrieren:
 Ein Virus ist das nicht allein.
 Erstmals ist's ein Mädchenname
 Sodann ein Kranz für eine Dame
 Es meint auch eine Heilige
 'ne Danceband für ganz Eilige
 Auch als Zigarre ist's vertraut
 (hat schon der Schröder drauf gekaut)
 Ein Spionagesatellit
 Spielt bei ‚Corona‘ auch noch mit
 Und hätt' Toyota je gedacht
 Dass ein ‚Corona‘ Sorgen macht?¹

Der zitierte Textausschnitt stammt aus einem Gedicht über den derzeit sich immer noch sehr schnell ausbreitenden Coronavirus und bringt auf spielerische Art und Weise die Bedeutungsverschiebung des Lexems *Corona* von einer neutralen Bezeichnung hin zu einem angstbesetzten Lexem zum Ausdruck. Im Zitat werden daher die insbesondere in den Massenmedien zunehmend konstruierten Gefühle der Angst und Unsicherheit angesichts der ansteckenden Krankheit angedeutet.²

Ausgehend von der Annahme, dass bei der sprachlichen Konstruktion der Angst in der aktuellen Corona-Debatte verschiedene Virusbezeichnungen wie beispielsweise *Coronavirus*, *Sars-Cov-2* oder *Covid-19* (vgl. dazu Klosa-Kückelhaus 2020) eine wichtige Rolle spielen, beschäftigt sich der vorliegende Beitrag mit den Wortbildungen, in denen das Lexem *Corona* auf den Anfangsbuchstaben *C* abgekürzt wird wie beispielsweise in *C-Virus* oder *C (Coronavirus)*. Die Wortbildungen *C-Wort* und *C-Krise* sind auch im „Neuen Wortschatz rund um die Corona-Pandemie“³ verzeichnet und werden dort als „verhüllende Lexeme für Coronakrise“ definiert. Auch in der Euphemismenforschung wird behauptet, dass der verschleierte Gebrauch von Lexemen aus den Bereichen Tod, Sterben und Krankheiten mit der Angst, durch die Erwähnung des Wortes zu erkranken,

1 <https://www.adolf-glassbrenner-schule.de/2020/04/07/drei-gedichte-zum-c-wort/> (25.07.2020).

2 Vgl. dazu etwa „Das Wort, das seine Unschuld verlor“ (Süddeutsche Zeitung 23.03.2020) oder „Angst ist auch ein Virus“ (Die Zeit 04.03.2020).

3 Vgl. <https://www.owid.de/docs/neo/listen/corona.jsp#> (25.07.2020).

zusammenhängt (vgl. Luchtenberg 1975: 147, Reutner 2009: 29, s. dazu weiter unten). Vor diesem Hintergrund wird in diesem Beitrag der Frage nachgegangen, in welchen angstkonstruierenden Kontexten die Wortbildungen mit der Komponente *C* (*C-Wort*, *C-Virus*, *C-Krankheit*, *das Wort mit C* usw.) vorkommen und welche Funktion die Vermeidung der Vollform *Corona* für die sprachliche Angstkonstruktion hat.

Das Thema *Corona* bestimmt nicht nur den Alltag, sondern stößt auf großes Interesse zahlreicher Disziplinen. So ist auch eine zunehmende Zahl an linguistischen Beiträgen zu finden (vgl. Wolfer et al. 2020 und weitere Analysen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim⁴ sowie die Beiträge der Forschungsgruppe „Diskursmonitor“ an der Universität Siegen⁵ und das Corona-Tagebuch der Zeitschrift „Aptum“ in Wengeler & Roth 2020). Parallel dazu werden in mehreren Online-Glossaren und Neologismenwörterbüchern kontinuierlich Corona-Neologismen verzeichnet, in denen unter anderem auch das Angstvokabular vorhanden ist.⁶ Auch aus interdisziplinärer Sicht wird das Thema aufgegriffen wie etwa in den Untersuchungen zur Corona-Debatte auf Twitter (vgl. Wicke & Bolognesi 2020) oder zu den Benennungspraktiken des Virus in englisch-, spanisch- und französischsprachigen Massenmedien (vgl. Prieto-Ramos & Le Cheng 2020). Darunter finden sich einzelne Untersuchungen zu Angst wie beispielsweise in Andriivna Chaiuk & Dunaievskaja (2020), die sich aus der Perspektive der Kritischen Diskursanalyse mit der Angstkonstruktion in den britischen Medien von Januar bis März 2020 auseinandersetzen. Auch Shaban Rafi (2020) beschäftigt sich unter anderem mit der sprachlichen Konstruktion von Angst im Zusammenhang mit der Chino-phobia auf der Basis von Zeitungsartikeln aus der „New York Times“ und der qualitativen Interviews.

Dass Angst ein ständiger Begleiter von Epidemien ist, zeigen Vögele, Koppitz und Umehara, indem sie von einer emotionalen Epidemiologie sprechen, die „einen eigenen, von der faktischen Infektionssituation mehr oder weniger unabhängigen Verlauf haben [kann]“ (Vögele, Koppitz & Umehara 2016: 9) und den „Umgang mit der Seuchenfurcht“ (Vögele, Koppitz & Umehara 2016: 26) unter anderem auch in den Medien als zentralen Untersuchungsgegenstand hat. Am Beispiel des gesellschaftlichen Umgangs mit der H1N1-Pandemie im

⁴ Vgl. <https://www1.ids-mannheim.de/index.php?id=4566> (25.07.2020).

⁵ Vgl. <https://diskursmonitor.de/review/corona/> (25.07.2020).

⁶ Vgl. „Neuer Wortschatz rund um die Corona-Pandemie“: <https://www.owid.de/docs/neo/-listen/corona.jsp> sowie das DWDS-Coronaglossar <https://www.dwds.de/themenglossar/-Corona> (25.07.2020).

Jahr 2009 stellen sie eine panikartige Stimmung fest, die nur teilweise epidemiologisch begründet war (vgl. Vögele, Koppitz & Umehara 2016: 11–12). Ofri (2009) betont in Bezug auf die Ausbreitung des Virus H1N1, dass „just as there are patterns of infection, there seem to be patterns of emotional reaction („emotional epidemiology“) associated with new illnesses“. Erste Beobachtungen der Sprache in der Corona-Debatte verweisen auf eine bestimmte Form der Emokratie bzw. des Spiels mit Emotionen, allen voran mit der Angst.⁷ Daher soll in der vorliegenden Analyse ein linguistischer Beitrag zu diesem Thema geleistet werden.

2 Daten und Vorgehen

Die der Analyse zugrunde liegenden Daten wurden der Datenbank *LexisNexis* entnommen, indem zunächst nach den im Owid-Neologismenwörterbuch (siehe Fußnote 6) verzeichneten Lexemen *C-Wort* und *C-Krise*, danach aber auch nach den Wortkombinationen *C und Corona*, *Corona und Wort*, *Corona und erwähnen* im Zeitraum zwischen 27.01.2020⁸ und 15.07.2020 gesucht wurde. Die Recherche wurde dann auf Twitter und Facebook erweitert und um die Ergebnisse der Google-Alerts-Suche ergänzt. Sie beschränkt sich auf die Ergebnisse im deutschsprachigen Raum. Insgesamt wurden 26 types (181 tokens) ermittelt und mit Hilfe der Software *Maxqda* analysiert. Folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Wortbildungen, die der Analyse zugrunde liegen (in Klammern ist die Anzahl der tokens in Zahlen angegeben):

⁷ Vgl. dazu: <https://medienportal.univie.ac.at/uniview/wissenschaft-gesellschaft/detailansicht/artikel/sprache-in-zeiten-von-corona-aengste-und-emokratie/> (25.07.2020).

⁸ Am 27.01.2020 erreichte das Coronavirus erstmals Deutschland, nachdem ein Mann aus dem Landkreis Starnberg positiv auf das Virus getestet wurde. Aus forschungspraktischen Gründen wurde die Datenerhebung am 15.07.2020 beendet. Vgl. zur Chronologie der Ereignisse: <https://www.bundesgesundheitsministerium.de/coronavirus/chronik-coronavirus.html> (25.07.2020).

Tab. 1: Wortbildungen mit der Komponente C in angstkonstruierender Funktion

Wortbildungs- muster	Belege
C + X _{neutrales Lexem oder (negativ konnotierte) Virusbezeichnung}	C-Wort (78), C-Virus (25), C-Ding (6), C-Dings (4), das Wort mit C (8), C-Fall (1), C-Frage (1), C-Geschehen (2), C-Thema (3), das Wörtchen mit C (3), C-Situation (3), C-Sache (1), C-Mist (4), C-Pandemie (1), C-Epidemie (2)
C + 0	15
C + X _{Angst- oder Krisenvokabular}	C-Panik (5), C-Angst (1), C-Problem (1), C-Krise (9), C-Sorgen (1), C-Stress (1), C-Welle (2), C-Krankheit (3), C-Gefahr (3), C-Seuche (1)

Schaut man sich die Zweitkomponente der untersuchten Lexeme genauer an, fällt auf, dass zum einen neutrale Lexeme wie *Wort*, *Thema*, *Geschehen*, *Frage* oder *Situation* dominieren, zum anderen finden sich aber angst- und krisenbesetzte Lexeme wie *Sorge*, *Angst*, *Panik*, *Problem*, *Krise*, *Gefahr* oder *Krankheit*. Die in der Tabelle 1 angeführten Belege lassen sich daher in zwei Muster aufteilen: Das Muster *Buchstabe C + neutrales Lexem* oder (*negativ konnotierte*) *Virusbezeichnung* und das Muster *Buchstabe C + Angst- oder Krisenvokabular*. Quantitativ überwiegt das erstgenannte Muster mit insgesamt 16 types und 157 tokens, d. h. rund 85 % der tokens und 62 % der types sind dem ersten Muster zuzuordnen. Die zwei häufigsten Belege sind *C-Wort* (76 tokens) und *C-Virus* (24 tokens). Auffällig ist darüber hinaus, dass in 33,53 % der Belege neben der Form mit dem Anfangsbuchstaben C auch die Variante mit der Bezeichnung *Corona*, die im gleichen Kontext vorkommt, beinhaltet. Es ist davon auszugehen, dass der Buchstabe C für *Corona* bzw. *Coronavirus* und nicht etwa für *Covid* oder wie im englischsprachigen Raum *China* steht, denn *Corona* oder *Coronavirus* stellt laut Klosa-Kückelhaus (2020) die im Deutschen übliche nicht-fachsprachliche Virusbezeichnung dar.⁹

⁹ Laut Klosa-Kückelhaus (2020) sind von den vier in der Fachsprache etablierten Virusbezeichnungen (Sars-CoV-2, COVID-19, Coronavirus und Corona) nur Coronavirus und Corona auch in der Sprache der Medien geläufig. Das lässt sich wie folgt erklären: „Mit einem orthographisch komplexen und bezüglich der Aussprache sperrigen Kurzwort wie SARS-CoV-2 lassen sich wesentlich schlechter eingängige Überschriften in Medien formulieren, es bietet sich kaum an für die Bildung von Komposita usw. Der eigentliche Oberbegriff Coronavirus hingegen eignet sich für solche Zwecke viel besser und kann noch dazu gekürzt werden zu Corona und in dieser Form in zahlreiche Komposita eingehen“ (Klosa-Kückelhaus 2020: 1). Das

Die Wortbildung *C-Wort* (genauso wie wie *C-Krankheit*, *das Wort mit C*) sind wohl in Anlehnung an euphemistische Bezeichnungen für Krebs (*das K-Wort*, *K-Krankheit*, *das Wort mit K*) entstanden, werden aber, wie noch gezeigt wird, nicht immer euphemistisch verwendet.

Die Wortbildungen referieren nicht immer auf das Virus, sondern beziehen sich auch auf das Sprechen über das Virus (*C-Wort*, *C-Thema*) oder auf Corona als Infektionskrankheit (*C-Krankheit*). Die untersuchten Wortbildungen lassen sich in den meisten Fällen auf das entsprechende Kompositum (beispielsweise *C-Welle* < *Coronawelle*; *C-Ding* < *Coronading*) bzw. Nominalphrase (*das C-Wort* < *das Wort Corona*) zurückführen. Aus der Analyse wurden jedoch Wortbildungen ausgeschlossen, die sich auf andere Aspekte beziehen wie beispielsweise *das C-Journal* als Bezeichnung für das Tagebuch, in dem die in der Corona-Zeit aufkommenden Ängste und Sorgen notiert werden. Zudem wurden nur Substantive in den Blick genommen, weil die Zahl anderer Wortarten, die nach diesem Muster gebildet werden, im Korpus viel geringer war (vgl. beispielsweise *c-bedingt* < *coronabedingt*).

Bei den in der Tabelle 1 angeführten Wortbildungen handelt es sich in den meisten Fällen um Determinativkomposita, deren Determinans auf den Anfangsbuchstaben abgekürzt wird.¹⁰ Eine Ausnahme stellen die Reduktion auf den Anfangsbuchstaben *C* und die Nominalphrasen *das Wort/das Wörtchen mit C* dar. Darüber hinaus liegen mit den Wortbildungen *C-Ding*, *C-Dings* und *C-Sache* sogenannte *passé-partout*-Wörter (vgl. dazu Koch/Oesterreicher 2011, Stumpf 2021) *Coronading*, *Coronadings*, *Coronasache* vor, die auf den Anfangsbuchstaben des Erstglieds *Corona* abgekürzt werden.

Kompositum Coronavirus ist außerdem im Deutschen Neologismenwörterbuch der 2000er Jahre verzeichnet (vgl. Quasthoff 2007: 142).

10 Der Wortbildungstyp des Determinativkompositums, bei dem die erste Komponente auf ihren Anfangsbuchstaben abgekürzt wird, während die zweite Einheit erhalten bleibt wie etwa in *O-Saft* < *Orangensaft* oder *K-Frage* < *Kanzler-Frage*, wird als partiell gekürzte Kurzwörter (vgl. Donalies 2005: 144) bzw. partielle Kurzwörter (vgl. Fleischer/Barz 2012: 279, Michel 2011) bezeichnet. Bei der gekürzten Komponente handelt es sich um eine sprachliche Einheit, die laut Kobler-Trill (1994: 23; 71) nicht selbstständig vorkommt. Demgegenüber plädiert Steinhauer (2000: 38) dafür, das Gebunden-Sein der Kurzform als sekundäres Kategorisierungsmerkmal zu betrachten und sich stattdessen auf die Qualität der Segmente bzw. auf die Bildungsart zu konzentrieren, weil oft sehr schwierig ist, zu sagen, ob eine gekürzte Form, die in einer Wortbildung als gebunden vorkommt, in anderen Zusammenhängen doch auch frei existiert. Wie noch gezeigt wird, kommt aber im Korpus die Komponente *C* auch selbstständig vor. Der reduzierte Teil besteht im vorliegenden Korpus nur aus einem Buchstaben *C*. Auch die Euphemismenforschung nennt als eine der Bildungsmöglichkeiten von Euphemismen die Kürzung bzw. die vollständige oder teilweise Reduktion des tabuisierten Ausdrucks (vgl. Reutner 2009: 121).

Die Wortbildungen mit *C* tauchen im Korpus erstmals Anfang Februar 2020 auf, im Owid-Wörterbuch der Corona-Neologismen ist der Beleg für das Lexem *C-Krise* auf Mitte April und für das *C-Wort* auf Ende März 2020 datiert.¹¹ Dabei sind die Wortbildungen dieses Typs je nach dem, um welche Wortbildung es sich handelt, als sogenannte diskursgebundene Neubildungen zu betrachten. Darunter versteht Filatkina (2017: 10) Lexeme, die sich der regulären Muster der deutschen Wortbildung bedienen, die aber außerhalb der Diskurse über negative (und so auch angstbesetzte) Zukunftshorizonte kaum vorkommen. Eine DeReKo-Abfrage (Archiv der geschriebenen Sprache – alle öffentlichen Korpora) ergab 126 Treffer für das Lexem *C-Virus*, dabei handelt es sich bei *C-Virus* in nahezu allen Belegen um die Komponente der offiziellen Bezeichnung für das Hepatitis C Virus und in wenigen Belegen ist ein Typ des HIV-Virus gemeint. Auch das DWDS-Korpus liefert ähnliche Ergebnisse für das Lexem *C-Virus*. Im ZEIT-Korpus von 1946 bis 2018 finden sich 13 Belege, in denen die Komponente *C-Virus* ebenso Teil der Virusbezeichnung Hepatitis C ist. Die DeReKo-Ergebnisse für *das C-Wort* verweisen in den meisten Kontexten auf einen euphemistischen Gebrauch verschiedener Bezeichnungen, die mit *C* anfangen. Hier finden sich also Ähnlichkeiten mit dem euphemistischen Gebrauch des Lexems *C-Wort* im Corona-Diskurs, obwohl sich die Bezeichnung *C-Wort* im DeReKo-Korpus nicht auf Corona bezieht. Daher ist für die in der Tabelle genannten Wortbildungen festzustellen, dass sie im Deutschen formal betrachtet kein neues Wortbildungsmuster darstellen,¹² aber das Muster erfährt semantische Veränderungen und bezieht sich nun auf das Coronavirus.

Die Frage, wie anhand von diesen Wortbildungen Angst in der Corona-Debatte sprachlich konstruiert wird, soll im Folgenden in loser Anlehnung an das Analyseraster beantwortet werden, das Radeiski (2011) am Beispiel der dis-

¹¹ Vgl. <https://www.owid.de/docs/neo/listen/corona.jsp#c-krise> (25.07.2020).

¹² So ist beispielsweise mit der Nominalphrase das Wörtchen mit dem *C* in einem Artikel vom 25.02.2020 der *Crash* und nicht das Corona-Virus gemeint, vgl.: “Nichtsdestoweniger gibt es jedoch auch eine Phrase, in der der Starinvestor über das böse Wörtchen mit dem *C*, den *Crash*, spricht. Schauen wir im Folgenden daher einmal, was Investoren hierzu wissen müssen und wo hier, wie üblich, die Einschränkungen liegen“. https://www.finanzen100.de/finanznachrichten/boerse/warren-buffett-spricht-vom-kommenden-crash-das-sollten-investoren-jetzt-wissen_H1342065858_11701606/. Vgl. auch das *O-Wort* (*O* steht für die Obergrenze) in einer Zeitungüberschrift in der Welt vom 01.12.2015: “Das böse *O-Wort* schwebt über dem CDU-Parteitag“ oder das böse *F-Wort* (*F* steht für Feminismus). Zudem finden sich auch in der aktuellen Corona-Debatte ähnliche Bildungen wie das *Ö-Wort* (*Ö* steht für Öffnungsdiskussionsorgien). In allen Beispielen handelt es sich um Lexeme, deren Erstglieder kontrovers diskutiert werden oder umstritten sind.

kurslinguistischen Untersuchung der medialen Berichterstattung über die im Jahr 2006 ausgebrochene Vogelgrippe entwickelt hat. Das Analysemodell geht von den drei sogenannten diskursiven Rollen der Angstkonstruktion aus (vgl. Radeiski 2011) und wurde in der vorliegenden Analyse an den Untersuchungsgegenstand angepasst. Während Radeiski (2011) die diskursive Rolle der Angstrepräsentation, der Angstbewältigung und der Angstzuschreibung unterscheidet, zeigt die Korpusanalyse, dass für die vorliegende Untersuchung der Wortbildungen mit *C* folgende Muster der Angstkonstruktion relevant sind: das Schüren von Ängsten, Angstverharmlosung und Angstbewältigung. Dabei tragen nicht die Wortbildungen an sich eine angstschürende, angstbewältigende oder eine angstverharmlosende Bedeutung, sondern sie werden in solchen Kontexten verwendet.

3 Analyseergebnisse

Nachfolgend wird auf die Muster der Angstkonstruktion durch die Wortbildungen mit der Komponente *C* näher eingegangen. Die Mehrheit der Belege kommt in angstschürenden (50,3 %) und etwas seltener in angstbewältigenden (39,3 %) Kontexten vor. Die Konstruktion der Angstverharmlosung (10,4 %) ist viel seltener zu finden.

3.1 Das Schüren von Ängsten

Das Schüren von Ängsten liegt immer dann vor, wenn Wortbildungen mit der Komponente *C* im Zusammenhang mit der Konstruktion der Ungewissheit, der negativen Folgen des Virus sowie bei der Konstruktion der Übermacht und der Omnipräsenz des Virus vorkommen. In vielen Belegen tauchen die Wortbildungen mit *C* in unmittelbarer Umgebung von Lexemen auf, die sich dem Angst- oder dem Krisenvokabular zuordnen lassen. Es überwiegen Wortbildungen mit dem Lexem *Wort* oder *Virus* als Zweitkomponente oder der Buchstabe *C* kommt alleine vor (wie beispielsweise *das C*). Im Hinblick auf die Verwendungskontexte dominiert die Meidung der expliziten Virusbezeichnung im Zusammenhang mit der Konstruktion der Dominanz und der Omnipräsenz des Virus:

- (1) **Das böse C-Virus** hat uns alle voll im Griff, bestimmt die Medien und unseren Alltag. Noch gibt's hierzulande keine Ausgangssperren und macher fragt sich: Raus zum Biken oder nicht? Solosportarten sind ja (noch) er-

laubt. Aber ist es vertretbar? Dieser Frage stellt man sich auch auf der anderen Seite des Globus und NSMB-Urgestein Cam McRae geht in seinem Editorial genau dieser Frage nach. (<https://www.mountoria.de/webtrails-7-to-bike-or-not-corona-auswirkungen-ryan-leech-promos-podcast-empfehlung/>)

- (2) So, jetzt wird's ernst. **Der C-Fall** ist eingetreten, der Corona-Hammer zertrümmert unsere Alltagsroutine. Normalität war gestern. Und was machen wir jetzt? Einige - abstoßend viele, genau genommen - reagieren mit einem Ego-Intensivprogramm und zeigen dem Rest der Welt mal so richtig, wie asoziales Verhalten geht. (<https://www.ndr.de/nachrichten/info/Kommentar-Folgen-der-Corona-Schutzmassnahmen-,coronavirus466.html>)
- (3) Aber dann kam **das „C-Problem“** – ein ganz kleiner Virus namens Corona ändert einiges. Das C-Problem macht auch vor Oldtimern nicht halt und stellt uns alle vor eine neue Situation, die es zu bewältigen gilt. Nach langen Diskussionen, reiflichen Überlegungen und dem Abwägen möglicher und unmöglicher Risiken, gewann die Vernunft vor dem Spaß und der Freude. (www.moessingen.de › ceasy › resource)
- (4) Aktueller kann es nicht sein. Die ganze Welt spricht über Dashboards, Ausgangssperren, Remote-Work und Home-Office. Doch Auslöser ist nicht DIESE Digitalisierung, von der Christian immer spricht. Nein, Auslöser ist wie über Jahre prophezeit ein Virus, nur das nicht wie vermutet der Black-out auf Basis eines Computervirus erfolgt, sondern es sich dieses Mal um ein echtes Virus handelt, das die Welt in Atem hält. **Das böse C-Wort.** (<https://www.bredlow.de/produkt/wiralle>)

Wie ersichtlich dient die Komponente *C* in diesem Kontext zusammen mit angstschürenden Lexemen und grammatischen Mitteln, die Unberechenbarkeit des Virus zum Ausdruck zu bringen und damit Ängste zu schüren. Somit hat die Variante des Kompositums mit dem Buchstaben *C* eine ähnliche Funktion wie die Variante mit der Komponente *Corona*. Das Virus wird teilweise als Agens konstruiert, indem es zusammen mit den Verben *vereiteln*, *wüten*, *lahmlegen*, *herrschen*, *um sich greifen* oder mit der Wortverbindung *etwas im Griff haben* (vgl. Beispiel (1)¹³) auftritt. Auch die Attribuierung dieser Wortbildungen durch Adjektive *gefährlich*, *böse*, *unsäglich* trägt zum Schüren von Ängsten bei. Be-

13 Alle Belege werden im Original übernommen.

merkenswert ist schließlich, dass in vielen Belegen das Lexem *Corona* in unmittelbarer Umgebung von Wortbildungen mit dem Buchstaben *C* vorkommt (vgl. Beleg (2), sodass in solchen Fällen von einem euphemistischen Gebrauch nicht auszugehen ist.

Auch im Kontext der Konstruktion von Ungewissheit kann die Meidung der Virusbenennung in Zusammenhang mit dem Schüren von Ängsten gebracht werden. Dabei taucht dieses Wortbildungsmuster in unmittelbarer Umgebung von Lexemen aus dem Angst- und dem Krisenvokabular auf:

- (5) Die Infektion verläuft in Wellen. Man denkt, es geht wieder besser, aber dann wird es deutlich schlechter – und man kassiert alles positive Denken und die leichten Worte von gestern schnell wieder ein. Sorge und Angst übernehmen erneut – wo genau wird das enden? Haben wir wirklich dieses Corona, das wir da in der Tagesschau sehen? Was macht **dieses große unheimliche C** mit uns? (<https://www.pro-medienmagazin.de/kultur/-buecher/2020/05/12/das-grosse-c-haelt/>)
- (6) Beim Umgang mit Erkrankungen von Kindern gibt es überall eine breitgefächerte Skala von Gleichgültigkeit bis Panik – dasselbe gilt zurzeit für die **C-Frage** (Corona-Virus). Da es eine derartige Gefahrenlage wie das Corona-Virus bislang noch nicht gegeben hat, gibt es keine gerichtlich entschiedenen Präzedenzfälle, auf die man zurückgreifen könnte. (<https://www.erstberatung-familienrecht.de/umgangsrecht-und-corona>)

In unmittelbarer Umgebung der Belege *C-Frage* und *dieses große unheimliche C* aus den oben zitierten Belegen kommen Lexeme, die eindeutig auf das Schüren von Ängsten hinweisen wie *Welle*, *Angst*, *Sorge* oder *Panik* und *Gefahr* vor. Darüber hinaus wird auf syntaktische Mittel zurückgegriffen: kurze, parataktische Sätze in Beleg (5) tragen ebenso zum Schüren von Ängsten bei, indem sie die rasante Dynamik der Verarbeitung versprachlichen, genauso wie die Betonung der Einzigartigkeit der Situation in Beleg (6) (vgl. „da es eine derartige Gefahrenlage wie das Corona-Virus bislang noch nicht gegeben hat“) durch den Singularitätstopos (vgl. dazu Römer/Wengeler 2013). In Beleg (6) wird *C-Frage* durch die explizite Nennung des Virus in Klammern genauer bestimmt. Wenn man annimmt, dass *C-Frage* nach dem Muster *K-Frage* (*Kanzlerfrage*) entstanden ist und die *K-Frage* in der Bedeutung „Frage, wer Kanzlerkandidat/Kanzlerkandidatin wird“¹⁴ versteht, dann kann die Bedeutung der Wortbil-

14 Vgl. https://www.duden.de/rechtschreibung/K_Frage (25.07.2020).

dung *C-Frage* als Frage, wie mit dem Coronavirus umzugehen ist, wie das Virus zu bekämpfen ist, interpretiert werden. Somit wird die Unsicherheit bezüglich des Umgangs mit dem Virus durch das Lexem *C-Frage* zum Ausdruck gebracht. Da in beiden zitierten Belegen nicht nur der Buchstabe *C*, sondern auch das Lexem *Corona* vorkommt, ist davon auszugehen, dass die Meidung der Virusbezeichnung innerhalb des Kompositums *Coronafrage* und insbesondere in der Nominalphrase *dieses große unheimliche C* die Funktion hat, die Ungewissheit bezüglich des Vorgehens bei der Bekämpfung des Virus im Vergleich zur Variante mit der expliziten Erwähnung des Virus zu verstärken. In *C-Frage* spielt dabei die Bildungsart in Anlehnung an *K-Frage* eine zentrale Rolle, während in der Nominalphrase Adjektive *groß* und *unheimlich* für die angstschürende Bedeutung des Kompositums mit der Komponente *C* entscheidend sind.

Auch das Vorkommen folgender Lexeme im Zusammenhang mit der Konstruktion von Ungewissheit bezüglich der weiteren Ausbreitung des Virus und seiner Folgen kann in Anlehnung an die im Deutschen schon existierenden Wortbildungen erklärt werden:

- (7) Das Jubiläum nicht nur des Heimatvereins Lüptitz e. V., sondern auch dieser traditionellen Veranstaltung wird eine echte Herausforderung unter den derzeit gegebenen Bedingungen. Ob **eine neue C-Welle** uns am Ende einen Strich durch die Vereinsrechnung macht, wird bis zum Schluss offenbleiben – nur wären die kulturellen Überraschungen wie auch die kulinarischen Gaumenfreuden mit Maske und in halbvoller Turnhalle kaum vorstellbar. (<https://ol.wittich.de/titel/2641/ausgabe/6/2020/artikel/000-000000002-2444519-OL-2641-2020-26-6-0>)
- (8) Diese Form der Berichterstattung in so schwierigen Zeiten, zeigt eigentlich nur das die Auswirkungen **des C-Virus** noch nicht vollständig klar sind. #Hirntod
(<https://twitter.com/Schneem31086852/status/1245316787929059330?s=20>)

In beiden zitierten Belegen sind die Wortbildungen *C-Virus* und *C-Welle* mit den entsprechenden Komposita synonym und haben daher eine ähnliche angstschürende Funktion. Die Bildung von *C-Virus* in Beleg (8) könnte in Anlehnung an die Bedeutung von *X-Strahlen* erklärt werden, in der die Komponente *X* die Bedeutung „unbekannt“ trägt.¹⁵ Die Neubildung *C-Welle* in Beleg (7) steht im Zusammenhang mit der Konstruktion von Angst vor den noch ungewissen Fol-

¹⁵ Vgl. https://www.duden.de/rechtschreibung/X_Strahlen (25.07.2020).

gen des Virus, wobei der Wassermetaphorik (das Virus als Welle) eine zentrale Rolle beim Schüren von Ängsten zukommt. Indem von einer neuen Welle gesprochen wird, wird gleichzeitig die Existenz einer alten Welle präsupponiert. Komposita mit *Welle* finden sich auch im Flüchtlingsdiskurs, in dem das Kompositum *Flüchtlingswelle* hauptsächlich in den sozialen Medien (d. h. im Bereich der konzeptionellen Mündlichkeit) auf *F-Welle* unter anderem auch bei der Angstkonstruktion abgekürzt wird. Somit ist die Entstehung von *C* in *C-Welle* ähnlich wie von *F* in *F-Welle* (*Flüchtlingswelle*) durch die konzeptionelle Mündlichkeit bedingt. Auch in (8) wird im Kontext der Verwendung des Anfangsbuchstabens *C* nahegelegt, dass man über die Eigenschaften des Virus kaum etwas weiß. Anders als in Beleg (7) handelt es sich um einen Tweet. Da die maximale Länge eines Tweets 280 Zeichen beträgt, könnte die Variante *C-Form* aus platzsparenden Gründen entstanden sein. Dennoch wird auch hier Angst vor dem Tod durch das Virus geschürt, indem einerseits die Ungewissheit bezüglich seiner Auswirkungen explizit erwähnt wird, andererseits aber durch den Hashtag *Hirntod* eine der befürchteten Folgen versprachlicht wird.

Die Konstruktion von Ungewissheit steht in vielen Belegen in unmittelbarem Zusammenhang mit der Konstruktion von negativen Folgen, die das Virus mit sich bringt:

(9) Die Auswirkungen **des bösen C** auf Frauen

Unter den aktuell gegebenen Umständen wollen auch wir uns, zumindest einmal, der Corona-Pandemie zuwenden. Dabei stellen wir uns die Frage, ob sie Auswirkungen auf die (berufstätigen) Frauen hat? Und, wenn ja, welcher Art? (<https://www.sieistsparkasse.de/die-auswirkungen-des-boesen-c-auf-frauen/>)

(10) **Die C-Krise** (will das Wort Corona nicht mehr schreiben) wird – das wissen jetzt alle – kaum einen Betrieb und Vertrieb unberührt lassen. Einige werden es wohl auch nicht überleben. Alle anderen sind jetzt vertrieblich gefordert. Auch wenn die Produktion ruht, der Vertrieb kann sich schon mal auf die nächsten Tage und Woche vorbereiten, denn wenn alles wieder hochläuft, sind Sieger schon in Startposition, während andere noch ihre Wunden lecken. (<https://www.telenova.at/sofortmassnahmen-fuer-den-vertrieb/>)

(11) In die Therme trotz **C-Virus**? Hey Da in den Medien jetzt fast leider nur noch über dieses Thema gesprochen wird, bin ich mir etwas unsicher und wollte mal eure Meinung dazu wissen. Am Wochenende wollten mein

Freund und ich in die Therme. Jetzt habe ich leider etwas Panik, der Gedanke das es leichter zu übertragen ist wegen dem Wasser usw. ist irgendwie in meinem Hintergedanken. Lt. Google mögen die Viren die Wärme sowie das Chlor nicht, heißt soviel wie ich müsste eigentlich keine Angst haben. Würdet ihr trotzdem hin gehen? (<https://www.kleiderkreisel.de/foren/gefuehle/-42937-66-in-die-therme-trotz-c-virus>)

Der Gebrauch von *C* hängt in Beleg (9) mit der Konstruktion der bisher wenig bekannten negativen Folgen des Virus zusammen. Die Nominalphrase *das böse C* in *Die Auswirkungen des bösen C auf Frauen* taucht in der Zeitungsüberschrift auf und hat einerseits eine aufmerksamkeitslenkende Funktion, andererseits wird das Virus durch die Meidung der Virusbezeichnung *Corona* auf den ersten Blick tabuisiert. Außerdem wird durch die Kombination mit dem Adjektiv *böse* nahegelegt, dass das Virus schlimme Konsequenzen mit sich bringt. Anschließend taucht aber auch das Lexem *Corona* (in *Corona-Pandemie*) auf, sodass hier deutlich wird, dass die Variante des Kompositums mit dem Anfangsbuchstaben zur Verstärkung von Ungewissheit und negativen Folgen (unter anderem auch durch die Platzierung in der Zeitungsüberschrift) beitragen soll und damit partiell synonym mit der Form *Corona(virus)* ist. In Beispiel (10) wird der Gebrauch von *C* sogar explizit thematisiert, sodass klar wird, dass auch in diesem angstschürenden Kontext *C-Krise* synonym mit *Corona-Krise* gebraucht wird. Ohne den metasprachlichen Kommentar „will das Wort *Corona* nicht mehr schreiben“ wäre der Grund für die Meidung der Vollform *Corona* eindeutig bzw. er würde darin liegen, dass im euphemistischen Sinne aus Rücksicht auf Rezipient(inn)en (vgl. dazu Stein 2017: 153) auf die Nennung der Ursache der schlimmen wirtschaftlichen Folgen der Virusverbreitung verzichtet wird. Die Auswirkungen von *Corona* auf die Wirtschaft und damit auch Zukunftsängste werden aber explizit versprochen. Aus dem Beispiel (11) geht hervor, dass die Ansteckungsgefahr und das damit zusammenhängende fehlende Wissen über die Eigenschaften des Virus und seine Folgen eine zentrale Rolle bei der Angstkonstruktion spielen. Die Ursache der Unsicherheit bezüglich des Thermenbesuchs wird aber als *C-Virus* bezeichnet, wobei gleich im Anschluss die Omnipräsenz des Virus in den Medien erwähnt wird. Daher kann die Meidung des Lexems *Corona* damit zusammenhängen, dass die Existenz des Virus als bekannt präsupponiert wird und damit nicht explizit erwähnt werden muss. Zum anderen könnte der Rückgriff auf den Buchstaben *C* in *C-Virus* ähnlich wie in Belegen (7)

und (8) mit der Ungewissheit zusammenhängen (vgl. die Ausführungen zu *X-Strahlen* oben).¹⁶

Schließlich sei die Bedeutungsvariante erwähnt, in der die typischen Symptome des Virus zur Sprache kommen, während auf die explizite Erwähnung des Virus wieder verzichtet wird.

(12) Wenn einen plötzlich schwindelig wird und man sofort an **das Wort mit „C“** denkt.

(<https://twitter.com/wunderbaum/status/1236036518604664832?s=20>)

(13) Ich hasse die aktuelle Situation. Hab Halsweh und ein Gefühl wie Sodabrennen in der Lunge Weiß aber nicht ob ich krank bin, oder das vom Karaoke bis 4 Uhr morgens kommt. Und wenn man an Krankheiten denkt kommt sofort **das böse C-Wort** in den Sinn und ich krieg Angst.

(https://twitter.com/Mod_Calu/status/1272308529429348352?s=20)

(14) Ich war im februar krank und hatte so krasse trockenen husten dass ich 3-4 tage lang nicht schlafen konnte..... was wenn es **das c-wort** und es bei mir nicht so krass gezeigt hat..... hatte aber kein fieber?

(<https://twitter.com/gonersforest/status/1256673696917356547?s=20>)

(15) Hast Du Dir den **C-Virus** eingefangen? Wirklich besorgt. Der **C-Virus** soll Geschmacksnerven lahmlegen.

(<https://twitter.com/ysk70462622/status/1271873971139592194?s=20>)

(16) Hallo ihr Lieben! Bei mir war es jetzt echt lange sehr ruhig. In unserer Familie ging recht lange ein Virus um (nicht **das böse C-Virus**). Das hat uns eine große, ungeplante Verschnaufpause eingebracht.

(<https://www.facebook.com/Maerchenschneiderin/photos/hallo-ihr-liebenbei-mir-war-es-jetzt-echt-lange-sehr-ruhig-in-unserer-familie-gi/3120493681296951/>)

In den zitierten Belegen kann man vom euphemistischen Gebrauch von Wortbildungen mit der Komponente C ausgehen, weil die Sprecherinnen und Sprecher das Wort *Corona* vermeiden aus Angst, durch die bloße Nennung des Wor-

¹⁶ Der Beleg (11) stammt aus einem Forum, sodass auch in diesem Fall, ähnlich wie bei den Belegen (12-15) zu fragen ist, ob die Substituierbarkeit der Vollformen durch den Buchstaben C durch konzeptionelle Mündlichkeit bedingt ist (vgl. dazu Michel 2011).

tes an Corona zu erkranken bzw. das Ansteckungsrisiko zu erhöhen. Bemerkenswert ist auch, dass manchmal nicht nur das Lexem *Corona*, sondern auch das Wort *Virus* durch andere Lexeme ersetzt wird (vgl. etwa *das Wort mit C* in (12)). In Beispiel (16) versucht man einerseits durch *das böse C-Virus* die Bezeichnung *Coronavirus* zu umgehen, andererseits wirkt die Nominalphrase angstschürend, weil gerade durch die Vermeidung der neutralen Bezeichnung *Coronavirus* und insbesondere durch die Erklärung, dass es sich beim Wort *Virus* nicht um Corona handelt, deutlich wird, dass das Coronavirus ein tabuisiertes und angstbesetztes Phänomen darstellt. Dieser Subtyp von Euphemismen ist für das Sprechen über Krankheiten und Tod charakteristisch (vgl. Stein 2017: 149). So wird die Krankheitsbezeichnung *Krebs* oft *das große K* genannt (vgl. Burkhardt 2010: 357). Luchtenberg (1975: 147) betont, dass „in der Angst bestimmte Krankheiten zu nennen wohl immer eine Art Wortmagie mit[spielt], dass sie durch das Aussprechen die betreffende Person befallen bzw. die betroffene Person noch schlimmer erkranken könne. Hinzu kommt ein gesellschaftliches Tabu gegenüber Leiden und Krankheit, das mit dem Tabu und Tod in unmittelbarem Zusammenhang steht“. In Bezug auf die Bildungsart erwähnt Luchtenberg (1975: 309) unter anderem auch euphemistische Bildungen, die durch die Reduktion auf die Anfangsbuchstaben von Wortteilen oder mehreren Wörtern entstehen wie etwa bei *H-Bombe*, wo die Abkürzung die Funktion hat, Angstgefühle zu umgehen bzw. der Euphemismus wird zur Schonung der Gefühle des Hörers/der Hörerin verwendet und die Gefahr wird dadurch verschleiert (vgl. Luchtenberg 1975: 309). Über die euphemistische Verwendung hinaus sieht man in Beleg (15), dass die Meidung der Vollform des Kompositums mit dem fehlenden Wissen über die Folgen des Virus einhergeht (vgl. „Der C-Virus soll Geschmacksnerven lahmlegen“). Auf diese Weise wird die Virusbezeichnung nicht nur tabuisiert, sondern sie wirkt zusammen mit der Konstruktion der Ungewissheit über die Eigenschaften und Symptome des Virus angstschürend.

Festzuhalten bleibt, dass in angstschürenden Kontexten die Wortbildungen mit der Komponente *C* teilweise synonym mit der ihnen zugrunde liegenden Vollform mit der Komponente *Corona* verwendet werden. Andererseits lässt sich die angstschürende Funktion aus dem euphemistischen Gebrauch erklären sowie aus der Tatsache, dass in einigen Kontexten Wortbildungen mit *C* eine ähnliche Funktion wie die im Deutschen bereits existierenden Wortbildungen desselben Typs (*X-Strahlen*, *F-Welle*) haben.

3.2 Angstbewältigung

In angstbewältigenden Kontexten wird davon ausgegangen, dass es Angst vor dem Virus gibt und dass man sie überwinden muss. Daher werden in diesem Kontext verschiedene Strategien vorgeschlagen, mit denen die Virusangst bewältigt werden kann. Durch die Meidung der Virusbezeichnung versuchen Sprecherinnen und Sprecher positive Aspekte in den Vordergrund zu rücken und die Ursache der Angst bzw. das Virus selbst nicht explizit zu erwähnen. Je nach Kontext werden verschiedene Ablenkungsstrategien eingesetzt, wobei die Besetzung des Buchstabens C durch positiv konnotierte Lexeme eines der wichtigsten Mittel darstellt:

- (17) Die Welt kann ich nicht retten. Die Welt ist gerettet durch Christus. Aber vielleicht kann ich einem Menschen helfen mit einem freundlichen und mutmachenden Wort. Das geht nur, wenn ich selbst Mut und Hoffnung habe. Es gibt eben nicht nur **das böse C-Wort** in dieser Zeit. Da gibt es auch **ein sehr hoffnungsvolles C-Wort** und das heißt: Christus. (http://www.ev-kirche-treffurt.de/Ev._Kirchengemeinde_Treffurt/C-Wort.html)
- (18) Ich möchte mit dieser Gruppe eine **C-Wort freie** Zone schaffen. So schwierig und wichtig das Thema derzeit ist, man braucht auch mal eine Pause. Sich nur mit Panik, Angst, Krankheit, Tod, Erkrankung und Sorgen zu beschäftigen, schwächt Körper, Geist und Seele und somit unsere Psyche und das Immunsystem. (...) Bitte helf mir, uns und euch und besucht hin und wieder mal das virtuelle Wohnzimmer und beteidigt euch an dessen Gestaltung. Hier habt ihr Platz für andere Themen. Ich werde ein paar Threads hin und wieder erstellen, nehme aber auch gerne Themen und Vorschläge an. Bitte passt dennoch gut auf euch und andere auf und informiert euch über den aktuellen Stand in eurem Wohnort. Seit Achtsam und bleibt gesund. (<http://www.facebook.com/groups/220831935733522/>)
- (19) Es vergeht kein Tag ohne **das C-Wort**. Es hält Ärzte, Journalisten und Supermarkt-Besitzer in Schach. Aber keine Angst vor Corona-Quarantäne. Der Bayerische Rundfunk hat etwas im Programm, das besser ist als Atemschutzmaske, Desinfektionsmittel und eine volle Vorratskammer zusammen. Ich sage nur: Hurra, hurra, der Pumuckl ist wieder da. (https://www.meine-kirchenzeitung.de/c-aktuell/unsere-seite-1-pumuckl-gegen-panik_a18025)

- (20) Ihr braucht mal kurz eine Ablenkung von den ganzen Sat 1 Nachrichten und Masken Tests bei Extra? Ihr fühlt euch schon so, als könntet ihr das **"C" Wort** nicht mehr laut aussprechen, **das Virus dessen Name nicht genannt werden darf?** Dann sind wir wieder für euch da! Es gibt natürliche neue Tipps was ihr euren Augen mal im weiten Web zeigen könnt, wir beschäftigen uns mit den großen Fragen des Lebens und natürlich gibts jede Menge FUN FUN FUN! (<https://besser-war-schon.podigee.io/33-out-of-order>)

In Beispiel (17) wird die negativ konnotierte Virusbezeichnung *das böse C-Wort* umgedeutet, indem sie auf Christus als positiv besetztes Wort, das ebenso mit *C* anfängt, bezogen wird. Auf diese Weise wird dem angstbesetzten C-Wort das hoffnungsvolle C-Wort (vgl. auch die Lexeme *freundlich*, *mutmachend*, *Mut* und *Hoffnung* in diesem Kontext) gegenübergestellt. Durch *C-wortfreie Zone* (vgl. (18)) nennt der Sprecher/die Sprecherin eine konkrete Strategie gegen den Zustand der Angst und Panik, der durch den Virus ausgelöst wird. Mit dieser Nominalphrase ist nämlich eine (virtuelle) Gruppe gemeint, in der sich die Mitglieder über andere Themen und nicht über Corona austauschen. Dennoch wird aus dem Kontext sichtbar, dass es sich nicht darum geht die Corona-Angst ganz zu verdrängen, den im letzten Satz wird doch empfohlen sich auf dem Laufenden zu halten bzw. achtsam zu sein. Auch in (19) wird Angst explizit erwähnt, indem das C-Wort im Zusammenhang mit der Konstruktion der Dominanz des Virus und der damit zusammenhängenden Angst auftaucht. Darüber hinaus wird es als Corona-Quarantäne näher bestimmt. Gleichzeitig werden aber im zitierten Kontext konkrete Strategien zur Angstbekämpfung angeführt und den angstbesetzten Lexemen *Atemschutzmaske*, *Desinfektionsmittel* und *Vorratskammer* gegenübergestellt. Schließlich wird in Beispiel (19) die Virusbezeichnung zwar tabuisiert, indem das Nicht-Erwähnen des Virus im euphemistischen Sinne sowohl durch die Bezeichnung *C-Wort* als auch durch die Nominalphrase *das Virus, dessen Name nicht genannt werden darf* tabuisiert wird. Andererseits werden im gleichen Kontext Ablenkungsstrategien vorgeschlagen bzw. beide Virusbezeichnungen werden daher in einem angstbewältigenden Kontext gebraucht.

Viel seltener finden sich Belege, in denen versucht wird das Kompositum mit *C* positiv zu besetzen:

- (21) Weil es jetzt schon länger kaum Nachrichten ohne das **C-Wort** gibt: Nicht alle sind negativ, sondern positiv, was ansonsten negativ wäre, aber hier nicht. C-bedingt sind nämlich Vor- und andere Gärten im Topzustand. Zur Vermeidung sozialer Kontakte vergräbt man sich ins Hochbeet. (<https://->

www.kleinezeitung.at/meinung/meinungktnhp/5797852/Espresso_Das-CWort-oder-Positiv-muss-nicht-negativ-sein)

In diesem Beispiel wird mit *C-Wort* zunächst auf die zumeist negative Berichterstattung über Corona referiert. Anschließend werden positive Auswirkungen von Corona aufgezählt, wobei hier auch ein scherzhafter Umgang mit der Situation vorliegt.

Es bleibt festzuhalten, dass die Vermeidung des Lexems *Corona* in angstbewältigenden Kontexten mit der Absicht zusammenhängt die Angst vor dem Virus durch verschiedene im jeweiligen Kontext in der Regel explizit vorgeschlagene Strategien zu überwinden.

Daher soll das zu bekämpfende Virus nicht erwähnt werden, sondern die Strategien zur Überwindung von Angst stehen im Vordergrund.

3.3 Die Verharmlosung von Angst

In angstverharmlosenden Kontexten werden Wortbildungen mit der Komponente *C* verwendet, um die vom Coronavirus ausgehende Gefahr herunterzuspielen oder sogar die Existenz des Virus zu negieren:

- (22) Die Wahrscheinlichkeit an einer banalen Influenza zu sterben ist im Moment 30 mal größer. Das RKI veröffentlicht täglich Zahlen **zum C-Virus**, aber nicht zur banalen Influenza. In der EU sterben jedes Jahr mehr als 33.000 Menschen an Infektionen mit antibiotikaresistenten Keimen. Das Ergebnis der aktuellen Studie zeigt damit auch, dass die Zahl deutlich höher ist als bislang angenommen. (https://www.lokalkompass.de/bergkamen/c-ratgeber/the-panic-virus_a1326921)
- (23) Völlig falsch und schwachsinnig! Das zeigt erneut, wie ungefährlich **das sogenannte "C-Virus"** ist. Masken bieten keinen Schutz und schaden sogar der Gesundheit, weswegen niemand gezwungen werden sollte, so einen Lappen zu tragen. #NieWiederSpd #AfDwählen (<https://twitter.com/AboveFollower/status/1273355787096686592?s=20>)
- (24) Oh. Blödes Gedankendilemma. Irgendwie bezeichnend für die aktuelle Situation. Aber Niesen ist wohl kein Indiz für **das C-Ding**. Sind die Symptome noch da? Oder nur die Gedanken? (https://twitter.com/regenrinne_b/status/1238818699353743360?s=20)

In den zitierten Beispielen sind zentrale Strategien der Verharmlosung der Angst vor einer Ansteckung durch das Corona-Virus zu finden. In Beleg (22) wird durch Zahlen gegen die Ansteckungsgefahr argumentiert, wobei das Kompositum mit *C* und die Variante mit dem Lexem *Corona* synonym sind bzw. aus dem Kontext ist der Grund für die Vermeidung der Vollform *Corona* nicht ersichtlich. In Beispiel (23) wird durch das Adjektiv *ungefährlich* die von dem Virus ausgehende Gefahr verharmlost und die Sprecherin/der Sprecher distanziert sich von der angstbesetzten Verwendung der Bezeichnung *C-Virus* sowohl durch die Anführungszeichen als auch durch *sogenannt*. Schließlich werden in (24) Krankheitssymptome unter anderem durch die Bezeichnung *C-Ding* verharmlost, weil die Komponente *Ding* als Teil des *passe-partout*-Worts auf die Einstellung des Sprechers/der Sprecherin gegenüber dem Virus hinweist. Wie nämlich Michatsch (2006: 193) betont, werden *passe-partout*-Lexeme unter anderem verwendet, wenn die Sprecherinnen und Sprecher aus verschiedenen (oft emotionalen) Gründen versuchen das Referenzobjekt zu kaschieren und es als nicht nennenswert darzustellen. In *C-Ding* wird aber nicht nur die Bezeichnung *Corona*, sondern auch das Wort *Virus* durch das *passe-partout*-Wort *Ding* ersetzt. Der Ersatz von *Virus* durch *Ding* deutet darauf hin, dass es sich bei *Virus* aus Sicht des Sprechers/der Sprecherin um ein Substantiv handelt, das ein unbedeutendes und im hier untersuchten Kontext auch gefahrloses, nicht ernst zu nehmendes Referenzobjekt bezeichnet (vgl. Michatsch 2006: 197) und deshalb nicht explizit genannt werden muss. Das wird auch durch anschließende Fragen deutlich, indem an der Echtheit von Krankheitssymptomen gezweifelt wird.

Ähnlich wie durch das Lexem *sogenannt* wird im folgenden Beispiel das Schüren von Ängsten kritisiert bzw. die Verwendung der Form mit dem Buchstaben *C* hängt dem Text zufolge, mit dem angeblichen Verbot zusammen, die eigenen Meinung über die Gefahrlosigkeit von Corona offen zu sagen:

- (25) Wenn wir ganz ehrlich wären, würden wir zugeben, dass wir es nicht wissen. Es laufen keine hustenden Menschen durch die Straßen und liegen sterbend auf dem Bürgersteig, wir sehen nur Leute mit Mundschutzmasken, die ängstlich und böse schauen, ansonsten aber topfit wirken. (...) Das mag jetzt sehr pietätslos klingen was ich hier schreibe, doch damit komme ich direkt zum nächsten Problem. Man darf sowas nämlich nicht schreiben. Nicht wenn es um **das C-Wort** geht. Es gibt keine Meinungsfreiheit zu diesem Thema, genau wie davor zur Flüchtlingskrise oder zur CO²-Debatte. Alles was dem politischen Kurs widerspricht oder ihn auch nur in Frage stellt, verletzt die Political Correctness. Das tut man nicht. Zu schreiben, dass ich endlich wieder meine Kinder in die Schule und Kita schicken will,

fühlt sich so ähnlich an, als würde ich schreiben, dass ich gerade eine Packung Negerküsse gegessen und meinen Kindern mein altes Kinderbuch „10 kleine Negerlein“ vorgelesen habe. Das N-Wort sagt man nicht, und erst recht schreibt man es nicht! (<https://susanne-wendel.de/das-c-wort-und-der-politisch-korrekte-stubenarrest>)

In diesem Beleg ist die Meidung der Virusbenennung zwar euphemistisch, aber der verhüllende Gebrauch hängt nicht mit der oben erwähnten Angst vor der Krankheit zusammen, sondern es wird ein angebliches Sprechverbot über die Gefahrlosigkeit des Virus bzw. über die fehlende Meinungsfreiheit zum Thema *Corona* konstruiert. In diesem Sinne werden Analogien zwischen dem Gebrauch des Lexems *Corona* und dem *N-Wort*¹⁷ hergestellt. Somit ist in diesem Fall davon auszugehen, dass die Wortbildung *C-Wort* intentional in Anlehnung an das im Deutschen bereits existierende Lexem *N-Wort* entstanden ist. In diesem Beleg liegt also eine andere Angstform vor, und zwar nicht die Angst vor dem Virus, sondern die Angst vor dem Sprechen darüber (im Sinne des Sprechens über seine Gefahrlosigkeit).

Auch im folgenden Beispiel wird eine ähnliche Verwendungsweise der Wortbildung *C-Wort* nahegelegt:

- (26) Selfie-Tag Tatsächlich ein großer Aktionstag, diesen Sonntag werden z. B. in GB auch Väter gefeiert. Der Erfinder des seit den frühen Nullerjahren im Kalender verankerten Selfie-Tags ist unbekannt. An sich ein wertloser Tag, zumal praktisch jeder Mensch jeden Tag Selfies macht. Action-Vorschlag daher: Mach an diesem Tag ein Gruppenfoto und poste es als „Groupie“; das hat außerdem etwas Rebellisches (**C-Wort!**).
(<https://wiener-online.at/2020/06/03/auf-zum-supersommer/#:~:text=Selfie%2DTag,Mensch%20jeden%20Tag%20Selfies%20macht>)

Es wird eine Aktivität empfohlen, die den geltenden Kontaktbeschränkungen widerspricht. Vor dem Hintergrund der Kontaktverbote wird die Idee ein Gruppenfoto zu machen unter Anspielung an die aktuelle Corona-Situation als der Verstoß gegen die Verbote gedeutet, indem sie am Ende des Zitats in Klammern als *C-Wort* bezeichnet wird. Die Vermeidung des Lexems *Corona* hat in diesem Kontext zum einen eine verschleiernde Funktion, weil man dadurch deutlich macht, dass mit der Aktivität der Regelverstoß einhergeht. Indem der Regelver-

¹⁷ Es handelt sich um eine euphemistische Abkürzung des Lexems *Neger/Negerin* (vgl. dazu Arndt 2009).

stoß vorgeschlagen wird, wird deutlich, dass der Sprecher/die Sprecherin die Gefahr des Virus herunterspielt.

Neben den Lexemen *C-Wort*, *C-Virus* und *das C* kommen auch Komposita mit den Komponenten *Gefahr* und *Krankheit* vor.

(27) Er kommt, für mich überzeugend, zu dem Ergebnis, dass „in Wirklichkeit kein einziges der Argumente stichhaltig“ ist. Das von vielen angenommene Szenario einer epidemischen Ausbreitung des Coronavirus mit mehreren Millionen von Infizierten ist wissenschaftlich unbegründet. Die **C-Gefahr** wird massiv überschätzt. (<https://www.regensburg-digital.de/coronavirus-in-regensburg-das-ist-stand-der-dinge/13032020/>)

(28) Dieses Kaspertheater was wegen der **C-Krankheit** gerade in Gütersloh und Warendorf abgezogen wird, ist doch wieder nur ein Ablenkungsmanöver. Man will die Pandemie um jeden Preis aufrecht erhalten. Was soll der Lock-Down in diesen beiden Kreisen bringen??
(<https://fuerteventura-live.de/forum/index.php?thread/7324-corona-virus-der-diskussions-thread/&pageNo=113>)

Während die Verwendung von *C-Gefahr* mit der Tatsache zusammenhängen könnte, dass das Zitat aus einem Diskussionsbeitrag im Internet stammt (vgl. dazu auch Fußnote 15) und damit synonym mit *Coronagefahr* ist, kommt in Beleg (28) die Wortbildung *C-Krankheit* in der unmittelbaren Umgebung des verschwörungstheoretischen Vokabulars (vgl. *Kaspertheater*) vor. Die Bildung erfolgt nach dem Muster *K-Krankheit* (*Krebs*), das oft euphemistisch verwendet wird, aber in diesem Beleg liegt keine euphemistische Verwendung im ursprünglichen Sinne vor. Vielmehr wird sie kritisch aufgegriffen und dazu genutzt die Existenz des Virus zu negieren.

Der Grund für die Vermeidung des Lexems *Corona* in angstverharmlosenden Kontexten liegt daher in erster Linie darin, dass das Virus als etwas nicht Gefährliches und damit auch nicht Nennenswertes bezeichnet wird. Seltener wird die angeblich fehlende Meinungsfreiheit über die Gefahrlosigkeit des Virus betont, indem man davon ausgeht, dass etwas, worüber verboten ist zu sprechen, auch nicht explizit erwähnt werden darf.

4 Fazit und Ausblick

Dieser Beitrag beschäftigte sich mit der sprachlichen Angstkonstruktion in der Corona-Debatte anhand von Wortbildungen mit der Komponente *C*, die innerhalb von Wortbildungen mit *Corona* auf die Virusbezeichnung *Corona* zurückgeht. Im Vordergrund stand die Frage, in welchen angstkonstruierenden Kontexten diese Wortbildungen vorkommen und warum auf die Vollform *Corona* verzichtet wird.

Die Analyse hat ergeben, dass diese Wortbildungen im Kontext des Schürens von Corona-Ängsten, der Angstverharmlosung und der Angstbewältigung zu finden sind. Insgesamt wird mit den untersuchten Virusbezeichnungen entweder die Angst vor dem Virus oder (seltener) die Angst vor dem Sprechen über die Gefahrlosigkeit des Virus konstruiert. Während das Schüren von Ängsten die Konstruktion von Ungewissheit, der negativen Folgen und der düsteren Zukunftsprognosen sowie der Dominanz und der Omnipräsenz des Virus umfasst, wird die Wortbildung mit *C* in angstbewältigenden Kontexten umgedeutet, indem der Anfangsbuchstabe *C* durch andere Lexeme positiv besetzt wird. Bei der Verharmlosung von Virusangst wird die Existenz des Virus teilweise negiert oder die angstschürenden Aspekte werden heruntergespielt. Zu diesem Zweck werden Wortbildungen mit *C* auch zur Konstruktion der angeblich fehlenden Meinungsfreiheit verwendet.

Dabei zeigt die Analyse, dass die Gründe für den Verzicht auf die Vollform *Corona* in angstkonstruierenden Kontexten unterschiedlich sind. In angstschürenden Kontexten wird das *C* oft teilweise synonym mit der Komponente *Corona* verwendet. Dabei wird die Form mit der Virusbezeichnung *Corona* oft im gleichen Kontext explizit erwähnt, sodass in der Regel nicht von einer euphemistischen Verwendung auszugehen ist. Nicht zu vergessen ist die aufmerksamkeitslenkende Funktion von Komposita mit *C* in den Zeitungsüberschriften sowie die Tatsache, dass es sich bei vielen angstkonstruierenden Kontexten um Belege aus dem Bereich der konzeptionellen Mündlichkeit handelt. Von einem euphemistischen Gebrauch kann vor allem dann gesprochen werden, wenn auf die explizite Nennung des Virus verzichtet wird, weil die Sprecherinnen und Sprecher aufgrund von Krankheitssymptomen die Angst haben, sich mit dem Virus angesteckt zu haben. Das Lexem *Corona* wird ferner auch in angstbewältigenden Kontexten vermieden: Mit der Absicht, sich von der Omnipräsenz des Virus zu befreien, geht der Verzicht auf die Erwähnung des Virus einher. Bei der euphemistischen Verwendung kann auch bei der zweiten Komponente des Determinativkompositums von einer euphemistischen Funktion ausgegangen werden, wenn etwa auf Umschreibungen durch Nominalphrasen *das Wort/das*

Wörtchen mit C zurückgegriffen wird oder wenn die zweite Komponente des Determinativkompositums nicht vorkommt (*das C*) oder durch partiell synonymes Wort ersetzt wird (vgl. *Thema* in *das C-Thema* anstatt *Virus*).¹⁸ Es bleibt aber fraglich, ob durch die euphemistische Verwendungsweise der Bezeichnung *Corona* negative Assoziationen tatsächlich verschwinden bzw. die Variante mit *C* könnte sogar größere negative Konnotationen tragen als das Lexem *Corona* selbst (vgl. zu diesem Aspekt bei Kurzwörtern Steinhauer 2007: 149). Bei der Angstverharmlosung wird das *Virus* als etwas Ungefährliches und somit auch nicht Nennenswertes konstruiert, sodass es aus Sicht der Sprecher(innen) auch nicht explizit erwähnt werden muss. Außerdem entsteht die Variante des Kompositums mit dem Buchstaben *C* in Analogie mit dem *N-Wort* bzw. als Ausdruck der Angst vor dem Sprechen über die Gefahrlosigkeit des *Virus*. Auch die Bildung in Anlehnung an die im Deutschen bereits existierenden ist auffällig, wenn etwa die Ungewissheit bezüglich des Umgangs mit dem *Virus* versprachlicht wird (*K-Frage*, *X-Strahlen*) oder wenn die Dominanz des *Virus* betont wird (*C-Welle*).

Die vorliegende Analyse nimmt nur einen Typ der Modifikation der Virusbezeichnung *Corona* bzw. *Coronavirus* in angstkonstruierenden Zusammenhängen in den Blick. Es zeigt sich aber, dass auch andere Virusbezeichnungen, in denen das Wort *Corona* nicht vorkommt, an der Angstkonstruktion beteiligt sind wie beispielsweise *das Virus, dessen Name nicht genannt werden darf* (vgl. Beleg (20)). Auch die Analyse der angstschürenden Wortverbindungen¹⁹ wie beispielsweise der Nominalphrasen, die aus einem Adjektiv und der Virusbezeichnung bestehen (*das böse C-Wort*), könnte zu neuen Ergebnissen führen. Zudem sollte das Verhältnis der Vollform (beispielsweise *Corona-Virus*) und der Variante mit dem Anfangsbuchstaben (*C-Virus*) genauer betrachtet werden, um die These zu prüfen, dass zwischen den beiden Formen auf der Ebene des Sprachgebrauchs keine totale Synonymie herrscht (vgl. dazu Michel 2011). Schließlich bietet sich ein Vergleich mit den früheren Seuchendiskursen, insbesondere mit der Untersuchung des Diskurses über die Vogelgrippe aus dem Jahr 2006 von Radeiski (2011), der hier nur in Ansätzen erfolgen konnte.

¹⁸ Darauf deutet auch das eingangs zitierte Beispiel aus dem Owid-Neologismenwörterbuch, in dem der Eintrag *C-Wort* als verhüllende Bezeichnung für *C-Krise* definiert wird.

¹⁹ Vgl. die böse Zauberin *Corona* https://www.meinbezirk.at/triestingtal/c-lokales/dunkle-wolken-ueber-dem-modewonderland_a4058703 (25.07.2020).

Literatur

- Andriivna Chaiuk, Tetyana & Olha Valeriivna Dunaievskva (2020): Fear Culture in Media: An Examination on Coronavirus Discourse. *Journal of History Culture and Art Research* 9 (2), 184–194. <http://kutaksam.karabuk.edu.tr/index.php/ilk/article/view/2636/1769> (25. Juli 2020).
- Arndt, Susan (2009): Neger/Negerin. In: Susan Arndt & Antje Hornscheidt (Hrsg.), *Afrika und die deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, 184–190. Münster: Unrast.
- Burkhardt, Armin (2010): Euphemism and truth. In: Armin Burkhardt (Hrsg.), *Tropical truth(s): The epistemology of metaphor and other tropes*, 355–372. Berlin: De Gruyter.
- Donalies, Elke (2005): *Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick*. Tübingen: Narr.
- Filatkina, Natalia (2017): *Sprachliche Konstruktion von Zukunftsangst und Misstrauen in deutschen Medien der Gegenwart*. Unveröffentlichtes Manuskript des Habilitationsvortrags an der Universität Trier, 17. Mai 2017.
- Fleischer, Wolfgang & Irmhild Barz (2012): *Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache*. Berlin: De Gruyter.
- Klosa-Kückelhaus, Annette (2020): *Coronavirus – Covid-19 – Sars-Cov-2*. https://www1.ids-mannheim.de/fileadmin/aktuell/Coronakrise/klosa_coronavirus.pdf (25. Juli 2020).
- Kobler-Trill, Dorothea (1994): *Das Kurzwort im Deutschen: eine Untersuchung zu Definition, Typologie und Entwicklung*. Tübingen: Niemeyer.
- Koch, Peter & Wulf Oesterreicher (2011): *Gesprochene Sprache in der Romania: Französisch, Italienisch, Spanisch*. Berlin: De Gruyter.
- Luchtenberg, Sigrid (1975): *Untersuchung zu Euphemismen in der deutschen Gegenwartssprache*. Inaugural- Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn.
- Michatsch, Wiltrud (2006): *Kognitive Grundlagen lexikalischer Hierarchien. Untersucht am Beispiel des Französischen und Spanischen*. Tübingen: Niemeyer.
- Michel, Sascha (2011): Das Kurzwort zwischen ‚Langue‘ und ‚Parole‘ – Analysen zum Postulat der Synonymie zwischen Kurzwort und Vollform. In: Hilke Elsen & Sascha Michel (Hrsg.), *Wortbildung im Deutschen zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch. Perspektiven – Analysen – Anwendungen*, 135–165. Stuttgart: Ibidem.
- Ofri, Danielle (2009): The Emotional Epidemiology of H1N1 Influenza Vaccination. *The New England Journal of Medicine* 361, 2594–2595.
- Prieto-Ramos, Fernando & Le Cheng Jiamin Pei (2020): Institutional and news media denominations of COVID-19 and its causative virus: Between naming policies and naming politics. *Discourse & Communication*, 1–18. <https://journals.sagepub.com/doi/10.1177/1750481320938467> (25. Juli 2020).
- Quasthoff, Uwe (2007): *Deutsches Neologismenwörterbuch. Neue Wörter und Wortbedeutungen in der Gegenwartssprache*. Berlin: De Gruyter.
- Radeiski, Bettina (2011): *Seuchen, Ängste und Diskurse. Massenkommunikation als diskursives Rollenspiel*. Berlin: De Gruyter.
- Reutner, Ursula (2009): *Sprache und Tabu. Interpretationen zu französischen und italienischen Euphemismen*. Berlin: De Gruyter.

- Römer, David & Martin Wengeler (2013): Wirtschaftskrisen begründen/mit „Wirtschaftskrisen“ legitimieren. Ein diskurshistorischer Vergleich. In: Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hrsg.), *Sprachliche Konstruktion von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*, 269–288. Bremen: Hempen.
- Shaban Rafi, Muhammad (2020): *Language of COVID-19: Discourse of fear and sinophobia*. https://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=3603922 (25. Juli 2020).
- Stein, Stephan (2017): Euphemismen und Dysphemismen im Sprachgebrauch. Bilanz, offene Fragen und Perspektiven. In: Enrico Garavelli & Hartmut E. Lenk (Hrsg.), *Verhüllender Sprachgebrauch. Textsorten- und diskurstypische Euphemismen*, 141–161. Berlin: Frank & Timme.
- Steinhauer, Anja (2000): *Sprachökonomie durch Kurzwörter. Bildung und Verwendung in der Fachkommunikation*. Tübingen: Narr.
- Steinhauer, Anja (2007): Kürze im deutschen Wortschatz. In: Jochen A. Bär, Thorsten Roelcke & Anja Steinhauer (Hrsg.), *Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte*, 131–158. Berlin: De Gruyter.
- Stumpf, Sören (2021): Passe-partout-Komposita im gesprochenen Deutsch. Konstruktionsgrammatische und interaktionslinguistische Zugänge im Rahmen einer pragmatischen Wortbildung. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 49, 1–51.
- Vögele, Jörg, Ulrich Koppitz & Hideharu Umehara (2016): Epidemien und Pandemien in historischer Perspektive. In: Jörg Vögele, Stefanie Knöll & Thorsten Noack (Hrsg.), *Epidemien und Pandemien in historischer Perspektive: Epidemics and Pandemics in Historical Perspective*, 3–35. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Wengeler, Martin & Kersten Sven Roth (Hrsg.) (2020): *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur. Themenheft Corona. Essayistische Notizen zum Diskurs*. Bremen: Hempen. <http://www.hempen-verlag.de/aptum-band-16-2020-heft-2.html> (05. August 2020).
- Wicke, Philipp & Marianna M. Bolognesi (2020): *Framing COVID-19: How we conceptualize and discuss the pandemic on Twitter*. <https://arxiv.org/ftp/arxiv/papers/2004/2004.06986.pdf> (25. Juli 2020).
- Wolfer, Sascha, Alexander Kopenig, Frank Michaelis & Carolin Müller-Spitzer (2020): *cO-WIDplus Analyse*. Programmbereich Lexik empirisch & digital. Leibniz Institut für Deutsche Sprache. <https://www.owid.de/plus/cowidplus2020/> (25. Juli 2020).

Milena Belošević

Die Stimmung kippt (nicht von allein)

Sprachliche Angstkonstruktion im Flüchtlingsdiskurs

Abstract: Der Beitrag beschäftigt sich aus diskurslinguistischer Sicht mit den sprachlichen Mechanismen der Angstkonstruktion im aktuellen Flüchtlingsdiskurs. Ausgehend von der Annahme, dass Angst ein massenmedial konstruiertes Phänomen darstellt, werden formelhafte Wendungen in ihrer angstkonstruierenden Funktion innerhalb von Argumentationsmustern (Topoi) untersucht. Die Analyse zeigt, dass den formelhaften Wendungen zum einen eine angstschürende, zum anderen aber eine kritisch-distanzierende Funktion zukommt, während sie innerhalb von Topoi entweder als zentrale Realisierungsmittel fungieren oder die sprachliche Realisierung von Argumentationsmustern stützen.

Using the discourse-linguistic approach, this paper examines the construction of fear in the current discourse on refugees in Germany. Based on the assumption that fear is constructed by mass media, formulaic patterns are analyzed with regard to their role in creating fear of refugees within argumentation patterns (topoi). The findings indicate that the formulaic patterns fuel fear and mistrust on the one hand, but on the other hand, they are also used to criticize the construction of fear of refugees. Within topoi they serve as either central or marginal linguistic means of its realization.

1 Einstieg

Der vorliegende Beitrag greift das Thema *Angst* aus sprachwissenschaftlicher Perspektive auf und widmet sich den sprachlichen Konstruktionsmechanismen dieses Phänomens auf der Diskursebene. Ausgehend von dem Verständnis von Diskurs als einer thematisch und zeitlich abgegrenzten Textmenge (vgl. Busse & Teubert 1994) wird Angst im Rahmen des jüngsten Migrationsdiskurses zwischen 2015 und 2017 analysiert. Als Ausgangspunkt der Untersuchung dient die These von Bauman (2016: 7), dass die Berichterstattung über die aktuelle Migration durch eine moralische Panik gekennzeichnet ist, die sich unter anderem in der Konstruktion der Angst vor dem Fremden niederschlägt. Somit stehen Migrationsängste als eine spezifische Angstform im Vordergrund, die im Hinblick auf implizite sprachliche Mittel der Angstkonstruktion betrachtet werden. Was

darunter verstanden wird, lässt sich an folgenden Textausschnitten aus den Massenmedien nachvollziehen:

- (1) Ganz oft hört man: Die Flüchtlinge *bedrohen den Wohlstand unserer Gemeinde*. Oder: *Dann finde ich keinen Kita-Platz mehr für mein Kind*. Die Menschen *fühlen eine große Unsicherheit* und versuchen, Erklärungen zu finden. Häufig bleibt unausgesprochen, dass dahinter andere Formen der Bedrohung stehen. In der Psychologie sprechen wir von symbolischer Bedrohung. Die Leute haben den Eindruck: *Jetzt geht die deutsche Kultur den Bach runter*. (SPON 15.09.2015, „Man muss die Angst ernst nehmen“)

- (2) (...) *Die größte Herausforderung seit der deutschen Einheit*. Wir sind in einer *Notlage*. Europa *stürzt ins Chaos*. Unsere Gesellschaft *wird sich verändern*. Wie aber wird es dann sein: ungemütlicher, enger? Aufregender ganz sicher. Doch wer mag sich heute schon aufregen? (FAZ 19.09.2015, „Das Ende der kleinen, heilen Welt“)

Im ersten Beispiel stehen verschiedene Bedrohungsszenarien im Vordergrund. Der Aufnahmegesellschaft werden Sozialneid (vgl. *Die Flüchtlinge bedrohen den Wohlstand unserer Gemeinde*. *Dann finde ich keinen Kita-Platz für mein Kind*) und Ängste vor kulturellen Veränderungen (vgl. *Jetzt geht die deutsche Kultur den Bach runter*) angesichts der Flüchtlingsaufnahme zugeschrieben. Außerdem ist die Angstkonstruktion an den Lexemen *Bedrohung* und *Unsicherheit* erkennbar. Im zweiten Beispiel lässt sich Angst am Singularitätstopos¹ (*die größte Herausforderung seit der deutschen Einheit*) erkennen. Darüber hinaus entsteht durch kurze parataktische, dicht aufeinander folgende Sätze der Eindruck der Unvermeidbarkeit der befürchteten Veränderungen. Schließlich kommt Ungewissheit durch zwei rhetorische Fragen zum Tragen. Auf diese Weise sieht man, dass sich die Veränderung auf die fehlende Vertrautheit mit der neu entstandenen Situation bezieht.

In den beiden zitierten Belegen kommt das Lexem *Angst* nicht vor, dennoch ist die Angstkonstruktion an anderen sprachlichen Mitteln erkennbar. Solche sprachlichen Mechanismen kommen im massenmedialen Flüchtlingsdiskurs immer wieder vor und lassen sich unterschiedlichen Ebenen der Musterhaf-

¹ Vgl. dazu Römer & Wengeler (2013: 272–273).

tigkeit von Phraseologismen über Wortbildungsmuster bis hin zu den Argumentationsmustern und Metaphern (vgl. dazu Stein & Stumpf 2019: 18) zuordnen.²

Die implizite Angstkonstruktion im aktuellen Migrationsdiskurs stellt den Untersuchungsgegenstand des vorliegenden Beitrags dar. Genauer gesagt werden formelhafte Wendungen (vgl. Filatkina 2018a, s. dazu weiter unten) als sprachliche Realisierungsmittel von Argumentationsmustern oder Topoi (vgl. Wengeler 2003, s. unten) in den Blick genommen. Ihre Analyse soll deutlich machen, wie Migrationsängste implizit konstruiert werden sowie welche diskursive Funktion den formelhaften Wendungen bei der Angstkonstruktion zu kommt.

Die Analyse stellt einen Beitrag zur kulturwissenschaftlichen Angstforschung dar und zeigt die Möglichkeiten ihrer Erweiterung um diskurslinguistische Perspektiven auf. Im Sinne der Diskurssemantik (vgl. Busse 1987) geht es darum, durch die Aufdeckung von sprachlichen Mechanismen der Angstkonstruktion im Flüchtlingsdiskurs die kollektiven angstbesetzten Wissensbestände mit diskurslinguistischen Methoden zu erschließen, um auf diese Weise etwas über die Mentalitäten bzw. über das kollektive Denken, Fühlen und Wollen (vgl. Hermanns 1995: 77) einer Gesellschaft zu erfahren.

Der Beitrag gliedert sich wie folgt: Zunächst wird der Forschungsstand zur diskurslinguistischen Angstforschung skizziert, wobei der Fokus auf den Migrationsdiskursen liegt. Anschließend werden das Analysemodell und das Untersuchungskorpus vorgestellt. Die Korpusanalyse widmet sich der Frage nach den diskursiven Funktionen von formelhaften Wendungen als sprachlichen Realisierungsformen von Argumentationsmustern in einem Korpus von Zeitungstexten zur aktuellen Flüchtlingsdebatte. Im Fazit werden drei unterschiedliche Aspekte der diskursiven Funktionen, die im untersuchten Korpus durch formelhafte Wendungen ermittelt wurden zusammenfassend aufgegriffen.

² Die sprachlichen Mechanismen der Angstkonstruktion lassen sich auch durch die Unterscheidung in punktuelle und flächige Bedeutungsbildung (vgl. Gardt 2013: 19–20) erklären. So kommt die punktuelle Angstkonstruktion durch einzelne lexikalische Mittel zustande (wie etwa *Panik* oder *Notlage*), während die flächige Angstkonstruktion u. a. durch Topoi erfolgt.

2 Angst als diskurslinguistischer Untersuchungsgegenstand

Im Unterschied zur psychologischen Angstforschung, die sich hauptsächlich auf individuelle Angst als physisches Phänomen konzentriert (vgl. u. a. Bandelow 2004), wird in der kulturwissenschaftlichen Angstforschung davon ausgegangen, dass Ängste „über Jahrtausende hinweg geformt, geprägt, gelenkt, stilisiert – unterdrückt und diszipliniert oder gepflegt und kultiviert“ (Bergmann 2002: 1–2) werden. Somit wird Angst einerseits als körperliches andererseits aber auch als kulturelles Phänomen verstanden, das unter anderem durch die Massenmedien geprägt ist. Die massenmediale Perspektive steht im Vordergrund dieses Beitrags.

Dabei wird die konstruktivistische These vertreten, dass Migrationsängste sprachlich konstruierte Phänomene sind. Das bedeutet aber nicht, dass die Existenz von migrationsbezogenen Ängsten negiert wird (vgl. dazu Gardt 2018: 21). Dennoch ist mit Furedi (2007: 3) davon auszugehen, dass „individual fears are cultivated through the media and are less and less the outcome of direct experience. Fear is decreasingly experienced first-hand and increasingly experienced on a discursive and abstract level [...]“. Auch Altheide (2002: 6) stellt fest, „that the mass media and popular culture are the most important contributors to fear“.

In einem engeren Sinne ist die vorliegende Analyse der diskurslinguistischen³ Beschäftigung mit Angst zuzuordnen. Obwohl Angst auf nahezu allen sprachlichen Ebenen untersucht wurde⁴ und trotz der Tatsache, dass sie längst als kulturwissenschaftliche Disziplin gilt (vgl. Wengeler 2006), wird die Sprachwissenschaft aus der interdisziplinären kulturwissenschaftlichen Angst-

³ Gemeint ist der Diskursbegriff im Sinne der Diskurssemantik (vgl. dazu Busse 1987, Wengeler 2005) bzw. seine praktische Umsetzung in der Begriffsbestimmung von Busse & Teubert (1994).

⁴ Vgl. u. a. zur sprachwissenschaftlichen Untersuchung des Angstwortschatzes Bergenholz (1980) sowie zum Angstwortschatz aus diachroner Perspektive Filatkina (2016).

forschung weitgehend ausgeklammert⁵. Mit diesem Beitrag soll gezeigt werden, dass auch die diskurslinguistische Perspektive im Rahmen der kulturwissenschaftlichen Angstforschung zu verorten sind.

In mehreren Untersuchungen wurden bereits mehrere methodische Vorschläge zur diskurslinguistischen Analyse des Phänomens *Angst* herausgearbeitet. Wohl als erste umfangreiche diskurslinguistische Untersuchung (zumindest im deutschsprachigen Raum) gilt die Dissertation von Radeiski (2011). Am Beispiel der massenmedialen Berichterstattung zur Vogelgrippe im Jahr 2006 werden als zentrale Analysekatoren drei diskursive Rollen eingeführt, und zwar Angsterzeugung (Angstkonstruktion durch massenmediale Vermittlung, die diskursive Existenz der Angst vor Virus), Angstzuschreibung (ein Subjekt, das sich Angst einjagen lässt) und Angstbewältigung (die Begrenzung des Grades der diskursiven Angst) (vgl. Radeiski 2011: 157–183). Wie noch gezeigt wird, lassen sich diese drei Aspekte teilweise auch auf die vorliegende Untersuchung übertragen. Filatkina (2015) legt ein methodisches Instrumentarium zur diskurshistorischen Analyse des Begriffs *Zukunftsangst* vor. Das Analyseraster besteht aus zehn in Anlehnung an den begrifflichen Apparat von Peter von Polenz und die Theorie der semantischen Rollen benannte Kategorien (vgl. Filatkina 2015: 81–82). Es wurde an einem umfangreichen Korpus von Zeitungsartikeln aus Spiegel-Online zwischen 1970 und 2013, in denen das Lexem *Zukunftsangst* vorkommt, praktisch umgesetzt. Konzentriert sich Filatkina (2015) auf die Analyse eines einzelnen Lexems, wird in Filatkina (2017) ein Analysemodell herausgearbeitet, mit dem die sprachlichen Mechanismen der Angstkonstruktion auf lexikalisch-semantischer, morpho-syntaktischer (sogenannte Grammatik der Angst) sowie auf textueller und diskursiver Ebene sowohl ausgehend vom Lexem *Angst* als auch ausgehend von einem bestimmten Diskurs, nämlich vom Migrationsdiskurs untersucht wird. Wengeler (2019) stellt diskurslinguistische Methoden für die Untersuchung der sprachlichen Konstruktion von Zukunftsangst und Vertrauen vor und nimmt insbesondere die Krisen- und die Migrationsdiskurse in den Blick. Der Fokus liegt sowohl auf der expliziten als auch auf

⁵ Das ist unter anderem an den Beiträgen in der bisher umfangreichsten Publikation zur kulturwissenschaftlichen Angstforschung (vgl. Koch 2013) ersichtlich. Dort wird der sprachliche Charakter der Angst zwar betont, aber der Sammelband kommt ganz ohne sprachwissenschaftliche Beiträge aus. Das gilt auch für das DFG-Netzwerk „Spielformen der Angst“, aus dem der erwähnte Sammelband maßgeblich hervorgegangen ist (vgl. dazu Koch 2010). Auch das an der Freien Universität Berlin zwischen 2007 und 2014 angesiedelte Exzellenzcluster „Languages of Emotion“ (vgl. <http://www.loe.fu-berlin.de/>), das über 70 Forschungsprojekte zur Emotionsforschung umfasst, enthält kein einziges sprachwissenschaftliches Projekt, obwohl es paradoxerweise schon durch den Titel auf die Rolle der Sprache in der Emotionsforschung verweist.

der impliziten Angst- und Vertrauenskonstruktion. Georgi (2018) ermittelt im Rahmen einer korpuspragmatischen Studie die Bedeutungen des Lexems *Angst* und untersucht an einem Korpus von Artikeln der Zeit-Online zwischen 2015 und 2017 typische Wortverbindungen und syntaktische Verknüpfungen mit dem Lexem *Angst* (vgl. Georgi 2018: 120–121)⁶.

Innerhalb der diskurslinguistischen Analysen von Migrationsdiskursen ist die korpuslinguistische Analyse des Begriffs *Angst* in Massenmedien, Foren und Talkshows von Becker (2015) erwähnenswert, in der der Frage nach der sprachlichen Konstruktion von Migrationsängsten zwischen Juli 2013 und Juni 2014 nachgegangen wird. Die an die Ansätze der Kritischen Diskursanalyse angelehnte Untersuchung der Polit-Talkshows zum Thema *Flucht* von Goebel (2017: 268–283) widmet sich teilweise den Mechanismen der impliziten Angstkonstruktion. Ähnlich wie bei Becker (2015) wird nicht die Hochphase der aktuellen Flüchtlingsdebatte untersucht, sondern der Zeitraum zwischen 2011 und 2014.

Dass Angst im jüngsten Flüchtlingsdiskurs durch verschiedene sprachliche Mechanismen konstruiert wird, zeigt sich etwa an der Metaphernanalyse von Spieß (2016), in der u. a. der von Wolfgang Schäuble verwendeten Lawinen-Metapher eine stark negative Bewertung von Migration und eine angstschürende Rolle zugewiesen wird (vgl. Spieß 2016: 70). Kreuzler & Wengeler (2018) verbinden mehrere Analyseebenen (Schlüsselwörter, Metaphern und Topoi) und zeigen, dass diese sprachlichen Mittel in den von ihnen untersuchten Medien auch in sprachkritischen Zusammenhängen verwendet werden. Auf der Ebene der Mehrworteinheiten widmen sich einige empirische Untersuchungen den formelhaften Wendungen (s. dazu unten), die mehr oder weniger implizit auf migrationsbezogene Ängste verweisen. Dabei liegt der Fokus vorwiegend auf *Wir schaffen das*⁷. Wodak (2016) beschäftigt sich mit der Konstruktion einer „Politik der Angst“ in rechtspopulistischen Kontexten während Gür-Şeker (2018) die Angstkonstruktion im Zusammenhang mit der Pegida-Bewegung untersucht. Die in diskursgeschichtlichen Arbeiten der Düsseldorfer Forscher-

6 Vgl. auch Kuck (2018b) zur Konstruktion von Angst in der German-Mut-Kampagne der FDP bei den Bundestagswahlen 2017. Darüber hinaus sind auch mehrere diskurslinguistische Untersuchungen erwähnenswert, in denen Angst keinen zentralen Untersuchungsgegenstand darstellt, die aber solche Themen behandeln, die mehr oder weniger mit Angst zusammenhängen wie etwa die Untersuchungen von Krisendiskursen (vgl. Römer 2017, Kuck 2018a sowie die Beiträge in Wengeler & Ziem 2013), des Islamdiskurses (vgl. Kalwa 2013) oder der Sicherheitsdiskurse (vgl. Schmidt 2018).

7 Vgl. dazu Rada (2018) und Fábíán (2019) sowie zur multimodalen Konstruktion von *Wir schaffen das* in Karikaturen Stumpf & Kreuz (2018). In Spieß (2018: 49) wurde Deutschland muss Deutschland bleiben erwähnt.

gruppe (vgl. u. a. Böke 1997, Wengeler 2003, Jung, Wengeler & Böke 1997) untersuchten sprachlichen Mittel wie etwa der Gefahrentopos, bestimmte Bezeichnungen für Migrant*innen oder Metaphern lassen sich als implizite sprachliche Indikatoren der Angstkonstruktion in früheren Migrationsdiskursen interpretieren.

3 Methodisches Vorgehen und Datengrundlage

Das der empirischen Analyse zugrunde liegende Analysemodell beruht auf den Erkenntnissen der Diskursemantik (vgl. Busse 1987) und der (soziologischen) Vertrauensforschung und geht von der Annahme aus, dass die sprachliche Konstruktion von Migrationsängsten eng mit der Konstruktion von Misstrauen gegenüber den Flüchtlingen verknüpft ist.

Außerdem ist davon auszugehen, dass es sich bei Misstrauen (genauso wie bei Vertrauen) um ein komplexes Konstrukt handelt, das nicht direkt erfragbar ist, sondern nur durch Indikatoren erschlossen werden kann. Die Indikatoren der sprachlichen Konstruktion des (fehlenden) Vertrauens gegenüber Flüchtlingen wurden aus der Vertrauensforschung (vgl. u. a. Seifert & Brinkmann 2000) übernommen und inhaltlich an den Untersuchungsgegenstand angepasst. Es handelt sich um folgende Indikatoren, die in der folgenden Tabelle dargestellt sind:⁸

Tab. 1: Vertrauensindikatoren im Flüchtlingsdiskurs

Erfahrungswissen über Flüchtlinge	Zukunftserwartungen bezüglich der Folgen der Flüchtlingsaufnahme
Vertrauenswürdigkeit der Flüchtlinge	Erwartungshaltungen an das Verhalten von Flüchtlingen

Im Verlauf der Korpuslektüre wurden die Textstellen beliebiger Länge mit diesen Indikatoren im Programm zur Unterstützung der qualitativen Datenanalyse *Maxqda* annotiert. Außerdem wurden diese Indikatoren inhaltlich ausdifferenziert und um die Kategorie der Vertrauensadressat*innen und Diskursakteur*-

⁸ Aus Platzgründen kann auf die Beschreibung von Vertrauensindikatoren sowie auf ihre diskurslinguistische Operationalisierung nicht eingegangen werden (vgl. dazu ausführlich BeLOSEVIC i. V.).

innen⁹ erweitert. In einem zweiten Schritt wurden in den mit den Vertrauensindikatoren annotierten Textstellen Topoi ermittelt und ebenso in *Maxqda* annotiert.¹⁰ Topoi oder Argumentationsmuster werden als „argumentative Muster, die bei der öffentlichen Konstruktion des „Wissens“ gehäuft, seriell vorkommen [...], die nicht immer in gleicher Weise sprachlich materialisiert werden müssen, die aber in vielen Texten als immer wieder ähnlich vorkommende, auf Plausibilität zielende Herstellung von Sachverhaltszusammenhängen erscheinen“ (Römer & Wengeler 2013: 270) verstanden.

Die Indikatoren des (fehlenden) Vertrauens gegenüber Flüchtlingen können durch unterschiedliche diskurslinguistische Analyseeinheiten „gefüllt“ werden wie etwa durch Schlüsselwörter, Metaphern, Phraseologismen oder Topoi. Die Topoi stellen eine sehr abstrakte Ebene der musterhaft vorkommenden sprachlichen Mittel dar, mit denen migrationsbezogenes Misstrauen und Ängste implizit vor dem Hintergrund der Argumentation pro oder contra Flüchtlingsaufnahme konstruiert werden. Da sie auf sprachlicher Oberfläche unterschiedlich realisiert werden, ist darüber hinaus davon auszugehen, „dass bereits die Verwendung bestimmter zentraler Schlüsselwörter oder Leitvokabeln bzw. einer bestimmten Metaphorik oder eines Phraseologismus das Vorhandensein eines Topos *nahe legt*“ (Wengeler 2003: 198, Herv. i. O.). Für die hier verfolgte Fragestellung eignen sich alle im Zitat genannten diskurslinguistischen Analyseeinheiten. Während aber Schlüsselwörter und Metaphern als sprachliche Realisierungsformen der Argumentationsmuster mehrfach untersucht wurden, wurden formelhafte Wendungen bisher nur teilweise als diskurslinguistische Analyseeinheiten berücksichtigt¹¹. Deswegen steht ihr sprachkonstruierendes Potenzial im Rahmen der vorliegenden empirischen Analyse im Vordergrund, obwohl die Angstkonstruktion im untersuchten Korpus genauso durch die Metaphern

9 Unter dem Indikator Diskursakteur*innen ist die Frage Wer spricht? gemeint bzw. es handelt sich um „die Handelnden im Diskurs, die Wissen hervorbringen, zum Verschwinden bringen, regulieren und befördern“ (Spitzmüller & Warnke 2011: 137). Als Vertrauensadressat*innen werden die sozialen Gruppen verstanden, die in die Rolle der Vertrauensgeber*innen oder Vertrauensnehmer*innen versetzt werden.

10 Topoi bieten sich für die diskurslinguistische Operationalisierung der impliziten Vertrauens- und Misstrauenskonstruktion im Flüchtlingsdiskurs insofern an, weil die Toposanalyse „Zugriff auf Nichtgesagtes, nur Mitgemeintes, aber dennoch Kommuniziertes ermöglicht“ (Wengeler 2007:181, Herv. i. O.) und Vertrauen und Misstrauen gegenüber Flüchtlingen vor allem implizit/ latent konstruiert wird.

11 S. oben zum Forschungsstand sowie zum Zusammenhang zwischen der Phraseologie und der Diskurslinguistik Stumpf & Kreuz (2016) sowie Stumpf & Kreuz (2018), vgl. auch Fußnote 13.

oder Schlüsselwörter erfolgt. In diesem Beitrag wird aber nur die Funktion der formelhaften Wendungen als sprachliche Realisierungsmittel solcher Topoi näher betrachtet, mit denen vor dem Hintergrund der Argumentation contra Flüchtlingsaufnahme Ängste mehr oder weniger implizit konstruiert werden. Im untersuchten Korpus (siehe zur Datengrundlage weiter unten) wurden insgesamt 16 formelhafte Wendungen (types) dieses Typs induktiv ermittelt. Im Kapitel 4 werden drei formelhafte Wendungen exemplarisch herausgegriffen und näher untersucht. Filatkina (2018a: 164) definiert formelhafte Wendungen als

Einwortausdrücke, typologisch heterogene Kombinationen aus mehreren Konstituenten bzw. ganze Sätze und/oder Texte, die holistisch verstanden werden müssen, sich auf unterschiedlichen (auch noch nicht abgeschlossenen) Stadien der formalen, semantischen und funktionalen Konventionalisierung befinden, auf Gebrauchskonventionen einer Sprachgemeinschaft beruhen, deren etablierte kulturelle (auch kommunikative) Erfahrungen und Wissensbestände sie tradieren, und die sich durch eine starke Funktionalisierung im Kommunikationsprozess bzw. im Textaufbau auszeichnen können.

Der Begriff *formelhafte Wendung* eignet sich besser zur Bezeichnung der untersuchten Analyseeinheit als der Terminus *Phraseologismus*, weil es sich bei den im Korpus vorkommenden Mehrworteinheiten nicht um Phraseologismen im engeren Sinne handelt¹². Es liegen stattdessen heterogene Kombinationen (in der Regel) aus mehreren Konstituenten vor, die im Hinblick auf ihre diskursive Funktion das kollektive Denken, Fühlen und Wollen (bzw. Mentalitäten nach Hermanns 1995) nicht nur tradieren bzw. nicht nur eine wissenskondensierende, sondern auch eine wissenskonstruierende Funktion haben, indem sie auch auf die Veränderungen in der Konstruktion des kollektiven Wissens verweisen (vgl. dazu Stumpf & Kreuz 2016: 16–17)¹³. Damit werden die Gemeinsamkeiten zwischen der Diskurslinguistik und der Phraseologie im weitesten Sinne in den Blick genommen.¹⁴

12 Somit wird die These von Stumpf (2017) bestätigt, demzufolge sich die Aufteilung in phraseologischen Kern und Peripherie für die innerdisziplinäre Anbindung der Phraseologie (wie etwa an die Diskurslinguistik) als „Hemmschuh“ (Stumpf 2017: 79–80) erweist.

13 Methodische Überlegungen zur diskurslinguistischen Untersuchung von Phraseologismen finden sich in Stumpf & Kreuz (2016) sowie in Römer (2018). Römer (2018) diskutiert die Zusammenhänge zwischen der Phraseologieforschung und der Argumentationsanalyse. Zu den argumentativen Funktionen von Phraseologismen auf der Textebene vgl. Wirrer (1998), Pfeiffer (2016) und Lüger (2018).

14 Vgl. dazu die Beiträge in Stumpf & Filatkina (2018a). Beide Disziplinen lassen sich der „Formelhafte Sprache“-Forschung zuordnen, die davon ausgeht, dass Formelhaftigkeit „ein zentrales Organisationsprinzip des sprachlichen Könnens – und nicht ein Randphänomen oder eine Ausnahme darstellt“ (Filatkina 2018a: 56) und nach musterhaften sprachlichen Strukturen

Die Korpusanalyse hat gezeigt, dass Migrationsängste zwar einen wichtigen Aspekt bei der sprachlichen Konstruktion des (fehlenden) Vertrauens gegenüber Flüchtlingen darstellen. Andererseits spielen sie nicht in allen Vertrauensindikatoren gleichermaßen eine Rolle. So ergibt sich aus der Korpusanalyse, dass die Angst vor Flüchtlingen vor allem innerhalb des Vertrauensindikators *Zukunftserwartungen* zentral ist und dabei häufig im Zusammenhang mit Misstrauen vorkommt. Daher konzentrieren sich die nachfolgenden Ausführungen nur auf Zukunftserwartungen. Das bedeutet aber nicht, dass Migrationsängste in anderen Indikatoren überhaupt nicht konstruiert werden oder dass keine anderen sprachlichen Mittel zur Angstkonstruktion im Korpus vorkommen.¹⁵ Wie bei der Darstellung der Analyseergebnisse gezeigt wird, überschneiden sich sowohl die Vertrauensindikatoren als auch die einzelnen sprachlichen Mechanismen der Angstkonstruktion.

Die Auswahl der im nächsten Kapitel untersuchten formelhaften Wendungen richtet sich nicht nach der Häufigkeit ihres Vorkommens im Korpus. Vielmehr spielt einerseits ihre diskursübergreifende Verwendung in verschiedenen Diskursen und Textsorten (wie etwa in Karikaturen bei *die Stimmung kippt*), andererseits aber die Tatsache, dass manche im Flüchtlingsdiskurs entstanden sind (wie etwa *die Grenze der Aufnahmefähigkeit*) eine entscheidende Rolle. Darüber hinaus ergibt sich die angstkonstruierende Funktion erst aus einem bestimmten diskursiven Kontext.¹⁶ Deswegen ist nicht die formelhafte Wendung an sich für die Bestimmung der diskursiven Funktion entscheidend, sondern der Kontext, in dem sie vorkommt.

Der Analyse liegt ein manuell zusammengestelltes Korpus von rund 6000 Texten zugrunde, die den folgenden überregionalen Tages- und Wochenzeitungen entnommen sind: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), Tageszeitung

sucht (vgl. Stumpf & Filatkina 2018b: 3). In diesem Sinne sollten idealerweise sprachliche Muster in ihrer Gesamtheit sowie im Hinblick auf das Zusammenwirken des Formelhaften und der Variation (vgl. Filatkina 2018a: 3) erschlossen werden.

15 Vgl. etwa die Angstkonstruktion durch die Zuschreibung religiöser Andersartigkeit Die Flüchtlinge kommen aus Staaten, die vom Islam geprägt sind innerhalb des Indikators Vertrauenswürdigkeit im folgenden Korpusbeleg: „Zur Ehrlichkeit gehört auch die banale Feststellung, dass eben nicht eine Million Dänen, Franzosen oder Russen kommen. Die Flüchtlinge kommen aus Staaten, die vom Islam geprägt sind.“ (FAZ 13.09.2015, „Es gilt das Grundgesetz“).

16 Vgl. dazu Filatkina (2018b: 35) bezüglich der formelhaften Wendung Wir schaffen das: „However, the crucial factor in the emergence of this formulaic pattern is not the frequency of use as such but its origin in the refugee discourse and the acute and controversially discussed importance of this discourse for German political and everyday life“. Ähnliches gilt laut Filatkina für *Make America great again*, *fake news* und *war on terror*.

(taz), Süddeutsche Zeitung (SZ), Spiegel, Zeit, Spiegel Online (SPON), Zeit Online (ZON) und Frankfurter Rundschau (FR). Die Texte wurden manuell aus den elektronischen Datenbanken¹⁷ bzw. aus der Datenbank LexisNexis¹⁸ anhand des Suchstrings **flucht* OR *flücht* OR *migra** erhoben, wobei der thematische Bezug zur jüngsten Flüchtlingsdebatte ein zentrales Kriterium für die Aufnahme der Zeitungstexte in das Korpus darstellt. Der Untersuchungszeitraum umfasst die Zeit zwischen der Aussage der Bundeskanzlerin Angela Merkel *Wir schaffen das* auf der Bundespressekonferenz am 31.08.2015 und 01.02.2017 (Terroranschlag in Berlin am 19.12.2016 und die darauffolgende Berichterstattung sowie der Jahrestag der Kölner Silvesternacht). Nachdem die oben erwähnten Vertrauensindikatoren annotiert wurden und die Toposanalyse durchgeführt wurde, wurde das Korpus auf rund 2000 Texte reduziert, weil die Vertrauensindikatoren nicht in allen 6000 Texten ausfindig gemacht werden konnten und die Toposanalyse nicht bei allen mit Indikatoren annotierten Textstellen durchführbar war. Diese Textmenge stellt die Grundlage für die Analyse dar.

4 Analyse

Die Korpusanalyse hat ergeben, dass innerhalb des Indikators *Zukunftserwartungen* zwei Formen von angstbesetzten Zukunftserwartungen vorkommen: zum einen Ängste vor dem Verlust des Gewohnten (die Angst vor kulturellen Veränderungen, vor Überfremdung, vor Konkurrenz um Arbeitsplätze sowie die sicherheitsbezogenen Ängste wie etwa die Terrorangst oder die Angst vor dem Anstieg der Kriminalität durch Flüchtlinge) und zum anderen die Angst vor der finanziellen Belastung Deutschlands angesichts der hohen Kosten der Flüchtlingsaufnahme- und integration.

Diese linguistisch ermittelte Aufteilung stimmt teilweise mit den Formen der Migrationsangst überein, die in der sozialwissenschaftlichen Migrationsforschung erwähnt werden (vgl. Foroutan 2016 oder Bade 2016). Laut Foroutan (2016) sind im Migrationskontext soziale und nationale Ängste voneinander zu unterscheiden. Während nationale Ängste auf dem Bekenntnis zu nationaler Identität und gleichzeitiger Abwehr von Minderheiten beruhen (vgl. Foroutan 2016: 97), umfassen soziale Ängste die Angst vor sozialem Abstieg und vor jeder

¹⁷ Es handelt sich um folgende Datenbanken: Das FAZ-Bibliothekportal: <https://www.faz-bibliothek.de/faz-portal> sowie das Volltext-Archiv der Süddeutschen Zeitung <https://archiv.szarchiv.de/Portal/restricted/HomeExtendedResultList.act> (12.05.2019).

¹⁸ <https://www.nexis.com/> (12.05.2019).

Art der sozialen Verunsicherung, die auf der Zunahme struktureller Ungleichheit fußt (vgl. Foroutan 2016: 100).

Nachfolgend werden drei formelhafte Wendungen unter Berücksichtigung des diskursiven Kontextes und ihrer Varianten¹⁹ exemplarisch analysiert. Es handelt sich um folgende formelhafte Wendungen: *Die Stimmung kippt*, *Deutschland verändert sich* und *die Grenze der Aufnahmefähigkeit*,²⁰ die zur Konstruktion von düsteren Zukunftsprognosen, der Kultur- und Konkurrenzängsten und der Angst vor (finanzieller) Belastung durch Flüchtlinge eingesetzt werden.

4.1 Düstere Zukunftsprognosen

Zunächst wird auf die sprachliche Konstruktion von angstbesetzten Folgen der Flüchtlingsaufnahme durch die formelhafte Wendung *die Stimmung kippt* eingegangen. Sie ist im Unterschied etwa zu *Wir schaffen das* nicht im aktuellen Flüchtlingsdiskurs entstanden. Außerdem ist sie nicht nur für diesen Diskurs typisch. Im Flüchtlingsdiskurs findet sie sich auch in Karikaturen²¹ sowie in den Zeitungsoberschriften:

- (3) Der Nürnberger Oberbürgermeister Ulrich Maly (SPD) äußerte, die Kommunen lebten im Widerspruch zwischen dem deutschen Asylrecht ohne Obergrenzen und den begrenzten „Möglichkeiten vor Ort“. Darauf gebe es keine leichten Antworten. Die Stimmung an der SPD-Basis beschrieb er – ebenso wie der Oberbürgermeister Gelsenkirchens, Frank Baranowski – als geteilt: Es gebe immer noch viele, die für die Willkommenskultur stünden. Es gebe aber auch Ängste. In der nicht-öffentlichen Diskussion äußerten Kommunalpolitiker die Sorge darüber, *was nach der ersten Hilfe komme*, wenn die Integration anfangen würde. Wenn etwa Schulklassen vergrößert würden, *könnte die Stimmung kippen*.
(FAZ 13.11.2015 „Gabriel: Tempo der Einwanderung reduzieren“)

¹⁹ Vgl. dazu Burger (2015: 22–25).

²⁰ Auch anderen formelhaften Wendungen wie etwa der in mehreren empirischen Untersuchungen analysierten Wendung *Wir schaffen das* (vgl. Fußnote 7) kann in bestimmten Kontexten eine angstkonstruierende Rolle zugewiesen werden. Im Rahmen dieser Analyse werden sie jedoch aus Platzgründen nicht behandelt.

²¹ Vgl. https://www.stuttman-karikaturen.de/karikaturen/2016/stimmung_kippt_kol_b.jpg (12.05.2019).

- (4) Der CDU-Fraktionsvorsitzende im niedersächsischen Landtag, Björn Thümmler, spricht davon, dass „*die Stimmung in der Bevölkerung vielerorts gekippt*“ sei. „Die Unterbringungskapazitäten im Land sind nahezu erschöpft“, sagt er. „Aus der *anfänglichen* Solidarität *droht* vielerorts Ablehnung zu werden.“ (DER SPIEGEL 02.10.2015, „An der Grenze“)

Innerhalb der Argumentation contra Flüchtlinge wird sie etwa von dem Bundesrichter Thomas Fischer, dem Präsidenten des ifo Instituts Hans-Werner Sinn, verschiedenen Lokalpolitiker*innen (vgl. Beleg (4)), die über die Belastung ihrer Gemeinden klagen, dem damaligen Vizekanzler Sigmar Gabriel sowie von den Flüchtlingshelfer*innen bei der Konstruktion der Angst vor dem Zuwachs fremdenfeindlicher Ausschreitungen oder Wirtschaftsforscher*innen, die vor den Konkurrenzkämpfen warnen oder von dem Vorstandsvorsitzenden der Jüdischen Gemeinde Salomon Korn verwendet.

Die diskursive Funktion der Angstkonstruktion erfüllt sie zumeist als sprachliches Realisierungsmittel des Topos der düsteren Zukunfts- und Gegenwartsdiagnose, dem folgendes Muster zugrunde liegt: *Weil die Flüchtlingsaufnahme mit schlimmen Konsequenzen verbunden ist, sind die Flüchtlinge nicht aufzunehmen.*²² Mit dieser formelhaften Wendung wird die Angst vor den Folgen der absteigenden Aufnahmebereitschaft wie etwa vor dem Anstieg der Fremdenfeindlichkeit o. Ä. zum Ausdruck gebracht. Deswegen kommt sie auch im Kontext der Kölner Nacht und im Zusammenhang mit der Thematisierung der Fremdenfeindlichkeit vor. Bei den Migrationsängsten, die mit diesem Topos konstruiert werden, handelt es sich ganz um die Angst vor künftiger Entwicklung der Flüchtlingsintegration, die aber oft mit der Konstruktion von Konkurrenzkämpfen und Belastungen vermischt wird wie etwa in Beleg (3) mit den Konkurrenzängsten und in Beleg (4) mit dem Belastungstopos (s. dazu unten).

In Beleg (3) werden Kommunalpolitiker*innen als angstschürende Diskursakteur*innen zitiert. Die Diskursakteurin/der Diskursakteur spricht von einer Zeit der Willkommenskultur und einer Zeit danach, in der die Schwierigkeiten der Integration beginnen und die angesichts der Sorge um die Knappheit der Ressourcen (vgl. *wenn etwa Schulklassen vergrößert werden*) zur negativen Stimmung in der Bevölkerung führen könnte. Auch das Modalverb *könnte* trägt zur Konstruktion der düsteren Zukunftsprognose bei, indem es auf ungewisse Zukunft verweist. In diesem Kontext werden sowohl die bevorstehenden Integrationsprobleme als auch die Verteilung von Ressourcen als negative Folgen problematisiert. Genauer gesagt lässt sich die Angst vor der Konkurrenz mit den

²² Vgl. zu diesem Topos in Krisendiskursen Römer (2017).

Flüchtlingen, die durch *könnte die Stimmung kippen* konstruiert wird, nicht getrennt von den düsteren Zukunftsszenarien im vorherigen Satz betrachten. Diese formelhafte Wendung kommt häufig im Zusammenhang mit den expliziten sprachlichen Mitteln der Angstkonstruktion vor wie beispielsweise mit den Lexemen aus dem lexikalischen Feld *Angst* (vgl. *Sorge* in (3) sowie mit dem Verb *drohen* (vgl. Beleg (4)). Zudem fungiert der Tempuswechsel vom Präsens zum Perfekt (*dass die Stimmung (...) gekippt sei*) in Beleg (4) als sprachliches Realisierungsmittel des Topos der düsteren Gegenwartsdiagnose, mit dem die negativen Folgen sich bereits in der Gegenwart abzeichnen (vgl. Römer 2017: 164). Die formelhafte Wendung in Beleg (4) ist aber für die Angstkonstruktion nicht zentral. Erst durch zwei nachfolgende Sätze, in denen der Belastungstopos (*Die Unterbringungskapazitäten im Land sind nahezu erschöpft*) und die Konstruktion einer Zeit der Solidarität und einer darauffolgenden Zeit der Ablehnung erfolgt, wird sie inhaltlich näher bestimmt. Die Angstkonstruktion innerhalb des Topos der düsteren Zukunfts- bzw. Gegenwartsdiagnose ist daher eher von den anderen sprachlichen Mitteln abhängig, und zwar insbesondere von den Zeitangaben (vgl. *anfänglich* bzw. *Solidarität* versus *Ablehnung* in Beispiel (4)).

Ähnlich wird der Topos der düsteren Zukunftsprognose innerhalb einer weiteren Variante des Topos (vgl. Belege (5) und (6)) maßgeblich durch *Die Stimmung kippt* sprachlich realisiert, indem die Angst vor dem Zuwachs der Fremdenfeindlichkeit konstruiert wird:

- (5) Ja, ich sehe den Flüchtlingsgipfel als Erfolg: Der Konsens reicht von Rame- low bis Seehofer, mittendrin die Kanzlerin. Damit ist ein wichtiges Signal ausgesandt, dass alle Parteien in Regierungsverantwortung in der Krise zusammenstehen. *Wenn* das nicht mehr so ist, *dann kippt die Stimmung in der Bevölkerung*. Und es ist auch ein Signal an Europa. Stellen Sie sich vor, die AfD käme in die Größenordnung von Front National oder Ukip, da wäre doch Panik bei uns. (Winfried Kretschmann in: taz 17.10.2015, „Mir brennt hier wirklich jeden Tag der Kittel“)
- (6) Aber er [Sigmar Gabriel] mahnt auch Realismus an: Die Integration werde nicht problemlos ablaufen, Reibereien im Alltag seien absehbar. Da ihn die Sorge umtreibt, *die Stimmung im Lande könne irgendwann kippen*, sagt er noch: „Wir müssen das Land zusammenhalten.“ (FAZ 20.01.2016, „Das Geschwätz von gestern“)

Darüber hinaus steht die negative Zukunftsprognose im Zusammenhang mit der Erwartungshaltung an die Regierung. In den Augen des Diskursakteurs muss

die Regierung die Handlungsfähigkeit zeigen, indem sie bestimmte Maßnahmen ergreift, um die negative Zukunftsprognose zu verhindern (Topos der Handlungsfähigkeit). Der Diskursakteur (vgl. Beleg (5)) konstruiert anhand der formelhaften Wendung die Angst vor den Folgen einer uneinheitlichen Flüchtlingspolitik und entwirft gleichzeitig ein Szenario, in dem die rechten Parteien die Oberhand gewinnen. Die formelhafte Wendung ist in den Konditionalsatz eingebettet, sodass die Ursache des Stimmungsumschwungs explizit genannt wird. Diese düstere Zukunftsprognose wird durch die nachfolgenden Sätze verstärkt, in denen die Angst vor dem Erfolg rechtspopulistischer Parteien konstruiert wird.

Die Aussage von Sigmar Gabriel in Beleg (6) steht im Zusammenhang mit der Kölner Nacht und enthält eine Erwartungshaltung (vgl. „Wir müssen das Land zusammenhalten“), die sich auf die Maßnahmen gegen die negativen Folgen der Flüchtlingsaufnahme bezieht. Die formelhafte Wendung taucht als indirektes Zitat auf und wird zur Konstruktion von negativen Szenarien eingesetzt, die irgend-wann in der Zukunft auftreten können. Die Expansion um *irgendwann* verstärkt die Ungewissheit bezüglich der Frage, wann die düstere Prognose eintreten könnte. Die Aneinanderreihung von düsteren Zukunftsszenarien in zwei aufeinander folgenden parataktischen Sätzen („Die Integration werde nicht problemlos ablaufen, Reibereien im Alltag sind absehbar“) ist zwar für die sprachliche Konstruktion des Topos der düsteren Zukunftsprognose zentral, aber durch *Die Stimmung kippt* wird implizit ein zusätzlicher Aspekt ins Spiel gebracht, und zwar die Angst vor dem Zuwachs der Fremdenfeindlichkeit, die direkt mit der Erwartungshaltung *Wir müssen das Land zusammenhalten* verbunden ist.

In Beispiel (7) folgt der Topos der düsteren Zukunftsprognose auf den Belastungstopos:

- (7) Wenn die Erstaufnahmeeinrichtungen weiter überlastet sind, wenn die Flüchtlinge und Asylbewerber im Winter kein Dach über dem Kopf haben, wenn Gemeinden sich im Stich gelassen sehen, *dann kann die Stimmung in Deutschland schnell kippen*: weg vom freundlichen Willkommen hin zu Überdruß, Aggression und Ausschreitungen. Die ohnehin erschreckend rasch gewachsene Zahl von Übergriffen, weit mehr als 300 in diesem Jahr, könnte schneller steigen. (FAZ 06.09.2015, „Die Geschichten vom guten Flüchtling“)

Die formelhafte Wendung verbindet die beiden Topoi und wird dadurch inhaltlich näher bestimmt. Die befürchteten Folgen beziehen sich auf die Angst vor

dem Zuwachs der fremdenfeindlichen Stimmung in der Bevölkerung und werden hauptsächlich durch Kontraste auf lexikalischer Ebene (*Willkommen* versus *Überdruß, Aggression, Ausschreitungen*) konstruiert.

In einigen Korpusbelegen wird durch *die Stimmung kippt* eine distanzkritische Stellung zu den angstbesetzten Zukunftsprognosen genommen (vgl. Beleg (8)):

- (8) Aber *die Stimmung kippt nicht von allein, sie wird gekippt*. Wer – außer den inzwischen tatsächlich oftmals sehr erschöpften HelferInnen – hat denn tatsächlich durch die Ankunft Geflüchteter eine Veränderung in seinem Leben erfahren? Okay, die eine oder andere Turnhalle steht vorübergehend nicht mehr für Schul- und Vereinssport zur Verfügung. Aber sonst? Es ist ja kein Zufall, dass *die Rechten* in aller Regel mit konstruierten oder schlicht erfundenen Horrorgeschichten operieren müssen, um *die Ablehnung zu erzeugen*, die sie wollen. Und Focus Online, Horst Seehofer und mitunter der Bundesinnenminister köcheln mit. (taz 25.11.2015, „Wir schaffen das! Oder nicht?“)

Die Medien und/oder rechte Politiker*innen werden als angstschürende Instanzen kritisiert, indem ihnen die Instrumentalisierung von Ängsten vorgeworfen wird. Inwieweit die Diskursakteurin/der Diskursakteur dabei auf den Angstabbau abzielen, ist stark kontextabhängig. In Beleg (8) wird die formelhafte Wendung durch *nicht von allein* sowie durch die Passivform verändert, um die düsteren Zukunftsprognosen als das Produkt bestimmter Diskursakteur*innen zu konstruieren bzw. sie als *schlicht erfundene Horrorgeschichten* abzuwerten.

4.2 Kultur- und Konkurrenzängste

In diesem Kapitel steht die formelhafte Wendung *Deutschland verändert sich* im Vordergrund, die hauptsächlich (aber nicht ausschließlich) zur Konstruktion von Ängsten vor dem Verlust des Gewohnten eingesetzt wird. Sie fungiert vor allem als sprachliches Realisierungsmittel des Topos der kulturellen Veränderungen (*Weil Flüchtlinge eine andere Mentalität haben und Deutschland in kultureller/religiöser Hinsicht zu verändern drohen, sollten sie nicht aufgenommen werden*). sowie des Konkurrenztopos (*Weil die Gefahr besteht, dass Flüchtlinge und Einheimische um Arbeitsplätze, Wohnraum usw. konkurrieren, sollten die Flüchtlinge nicht aufgenommen werden*).

Die formelhafte Wendung *Deutschland verändert sich* wird innerhalb der Diskurspositionen²³ contra Flüchtlinge meistens von den Politiker*innen und Expert*innen gebraucht und finden sich daher in den Aussagen des Innenministers Thomas de Maizière, des CSU-Politikers Markus Söder, des Direktors des Max-Planck Instituts zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften Steven Vertovec, der Politikwissenschaftlerin und Direktorin des John Stuart Mill Instituts für Freiheitsforschung in Heidelberg Ulrike Ackermann, des Innenministers Saarlunds Klaus Bouillon (CDU) oder der CDU-Bundestagsabgeordneten Erika Steinbach sowie in einem Kommentar von Boris Palmer und Jens Sphan in der FAZ vom 02.09.2015:²⁴

- (9) Die Zuwanderung Hunderttausender Menschen aus anderen Kulturkreisen und Religionen wird *die kulturelle Statik unseres Landes verändern*. Es werden in diesem Jahr mehr Menschen einwandern als Kinder hier geboren werden. *Deutschland verändert sich*. (Markus Söder in: FAZ 10.09.2015, „Das Asylrecht muss eingeschränkt werden“)
- (10) Ich zähle zu denen, die davon überzeugt sind, dass die Integration der nach Deutschland strömenden Flüchtlingsmassen eine naive Wunschvorstellung darstellt und *die unbegrenzte Zuwanderung von Menschen muslimischer Religionsangehörigkeit Deutschland nachhaltig zu verändern droht*. (Leserbriefschreiber in: FAZ 02.12.2015, „Die rechtstreuere Mitte ohne politische Heimat“)

In Beispiel (9) fungiert *Deutschland verändert sich* als Realisierungsmittel des Topos der kulturellen Veränderungen. Indem die Komponente *Deutschland* durch *die kulturelle Statik unseres Landes* ersetzt wird, werden die kulturellen Unterschiede zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen betont. Außerdem trägt die Wiederholung von *kulturell* im Zusammenhang mit der stereotypen Zuschreibung *Menschen aus anderen Kulturkreisen* zur Verstärkung von Überfremdungssängsten bei. Das Überfremdungsszenario bezieht sich auf die

²³ Darunter wird die (ideologische) Einstellung der Diskursakteurin/ des Diskursakteurs verstanden.

²⁴ Zur Verwendung der formelhaften Wendung in einem nicht angstschürenden Kontext vgl. die Aussage der Grünen-Politikerin Katrin Göring-Eckard in einer Rede auf dem Parteitag der Grünen am 20.11.2015: „Und die Fraktionsvorsitzende Katrin Göring-Eckardt, die auf der griechischen Insel Lesbos ein Flüchtlingsboot in Empfang nahm, sagt: ‚Unser Land wird sich ändern, und zwar drastisch. Und ich freue mich drauf!‘“ (SPON 21.11.2015, „... denn sie wissen nicht, was sie wollen“).

nahe Zukunft, indem der Diskursakteur eine bald eintretende demografische Veränderung bzw. einen Völkeraustausch voraussagt. In der Aussage von Markus Söder wird das Lexem *verändern* wiederholt, sodass die befürchtete kulturelle Veränderung bereits sichtbar ist. Auch der Leserbriefschreiber in Beleg (10) verstärkt durch *die unbegrenzte Zuwanderung von Menschen muslimischer Religionsangehörigkeit* die angstkonstruierende Funktion von *etwas verändert Deutschland*. Das Überfremdungsszenario wird außerdem durch Stereotype sowie durch die Lexeme *nachhaltig* und *drohen* konstruiert.

Wie ersichtlich, wird die diskursive Funktion von *Deutschland verändert sich* erst durch das Zusammenspiel mit anderen sprachlichen Mitteln deutlich wie etwa durch Gruppenbezeichnungen *Menschen muslimischer Religionsangehörigkeit* oder *Menschen aus anderen Kulturkreisen und Religionen*.

Während mit dem Topos der kulturellen Veränderungen die Kulturangst bzw. „Angst vor einer Gefährdung der eigenen Wertvorstellungen und Lebensformen oder dessen, was man dafür hält, durch als fremd empfundene Wertvorstellungen und Lebensformen oder das, was man dafür hält“ (Bade 2016: 580) konstruiert wird, stehen im Vordergrund des Konkurrenztopos die Ängste um die Verteilung von Ressourcen oder sogenannte Konkurrenzängste, die verschiedene Formen sozialer Verunsicherung (wie unter anderem Angst vor sozialem Abstieg, Konkurrenz um Arbeitsplätze, billige Wohnungen, Kitaplätze usw.) umfassen:

- (11) Um die Migranten zu integrieren, *wird sich diese Gesellschaft verändern müssen*. Wir werden Verteilungskämpfe erleben, um billigen Wohnraum zum Beispiel, um schlecht bezahlte Jobs oder kostenlose Gesundheitsvorsorge (DIE ZEIT 17.09.2015, „Starke Truppe“)
- (12) *Die vielen Flüchtlinge werden die Stadt in vieler Hinsicht verändern*. Noch mehr Menschen werden sich um die ohnehin raren günstigen Wohnungen reißen, auch die Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, gerade dem für einfache Tätigkeiten, wird wohl zunehmen. (taz 02.01.2016, „Ein Plan für die Neu-Berliner“)

Die angstkonstruierende Funktion von *Deutschland verändert sich* innerhalb dieses Topos ist in Beispielen (11) und (12) im Vergleich zu den Belegen (9) und (10) nicht so stark ausgeprägt, weil die Konkurrenzangst hauptsächlich durch andere sprachliche Mittel bzw. vorwiegend auf lexikalischer Ebene (wie etwa durch Lexeme *Verteilungskämpfe*, *Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt*) konstruiert wird. Daher haben die Varianten von *Deutschland verändert sich* in Belegen (11)

und (12) die Funktion die sprachliche Konstruktion des Topos zu signalisieren oder zu stützen.

4.3 Belastungsszenarien

Die Angst vor finanziellen Risiken und der Überforderung der Gesellschaft durch die Flüchtlingsaufnahme steht im Vordergrund der Zukunftserwartungen, deren sprachliche Konstruktion nachfolgend anhand der formelhaften Wendung *die Grenze der Aufnahmefähigkeit* skizziert wird.

Mit dieser formelhaften Wendung konstruieren die Diskursakteur*innen hauptsächlich im Rahmen des Belastungstopos²⁵ die Sorge, dass Deutschland sich wegen fehlender Aufnahmekapazitäten, finanzieller Mittel u. Ä. mit der Aufnahme von Flüchtlingen überfordert. Sie kommt zunehmend im Kontext der Debatte um Obergrenzen (ab Herbst 2015) vor, wird aber von Thomas de Maizière schon Anfang September 2015 gebraucht. Auch der CDU-Politiker Stefan Grünert spricht Anfang September 2015 davon, dass die Bundesländer angesichts der Entscheidung der Kanzlerin die Flüchtlinge aus Ungarn aufzunehmen an den *Grenzen ihrer Kapazitäten* gelangt seien (vgl. FAZ 07.09.2015). Ähnliche Formulierung (*Grenzen der Aufnahmekapazität*) findet sich in den Aussagen von Thomas Oppermann (SPD), während der damalige Bürgermeister Hamburgs und SPD-Politiker Olaf Scholz gleichzeitig die *Grenzen der Belastbarkeit* erwähnt und für die Trennung von schutzbedürftigen und nicht schutzbedürftigen Flüchtlingen plädiert. Ähnlich äußern sich Anfang September 2015 auch Udo di Fabio und der hessische Ministerpräsident Volker Bouffier. Auch der Bundespräsident Joachim Gauck spricht davon, dass unsere Aufnahmekapazität begrenzt sei²⁶. In einem Spiegel-Interview prognostiziert Sigmar Gabriel Anfang Oktober 2015, dass die Zahl der aufzunehmenden Menschen auf eine Million steigen wird („Wir nähern uns in Deutschland mit rasanter Geschwindigkeit den Grenzen unserer Möglichkeiten“ SPON 02.10.2015) und formuliert eine ähnliche Aussage im ZDF-Sommerinterview Ende August 2016. Die Aussage Gabriels wird mehrfach kritisch aufgegriffen (vgl. dazu Beispiel (18)). Im Unterschied zu den Politikern fokussiert sich der Leiter der Heinrich-Böll-Stiftung Ralf Fücks auf „die Grenzen der kulturellen Integrationsfähigkeit der Flüchtlinge“ (SPON

²⁵ Diesem Topos liegt folgendes Muster zugrunde: Weil die Aufnahme von Flüchtlingen hohe finanzielle Risiken mit sich bringt, sind die Flüchtlinge nicht aufzunehmen.

²⁶ Vgl. dazu: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/gauck-rede-bundespraesident-spricht-ueber-fluechtlingskrise-a-1054984.html> (12.05.2019).

28.10.2015) und bringt sie in Verbindung mit der Aufnahmebereitschaft. Im Zusammenhang mit der Debatte um die Obergrenzen ist von den *Grenzen unseres Integrationspotentials* (Reiner Haseloff, CDU) die Rede. Dennoch überwiegt die angstkonstruierende Funktion der formelhaften Wendung hinsichtlich der Aufnahmekapazitäten und finanziellen Belastungen²⁷. Im Zusammenhang mit der Debatte um die Familienzusammenführung und den subsidiären Schutz spricht der innenpolitische Sprecher der Unionsfraktion im Bundestag Stephan Mayer von den *Grenzen der Möglichkeiten unseres Landes* und konstruiert damit den Belastungstopos: „Wir haben den Nachzug für subsidiär Schutzberechtigte nicht aus Hartherzigkeit eingeschränkt, sondern aus Einsicht in die Grenzen der Möglichkeiten unseres Landes“, sagte Mayer dieser Zeitung. (FAZ 27.08.2016. „Lieber Bürgerkrieg als Deutschland“).

Die Belastung bezieht sich hauptsächlich auf die Überforderung des Landes im Allgemeinen wie etwa auf die Unterbringungskapazitäten. In vielen Fällen sind es einzelne Städte und Gemeinden, die angesichts der bevorstehenden Flüchtlingsaufnahme *an die Grenzen ihrer Kapazitäten* (FAZ 20.02.2016) kommen. So ist etwa im Kontext des im Auftrag gegebenen Gutachtens von Udo di Fabio (Januar 2016) auch von den *Grenzen der Funktionsfähigkeit* Bayerns die Rede. Gemeint sind dabei fast ausnahmslos quantitative Aspekte wie etwa die Zahl der aufzunehmenden Menschen, während Überforderung angesichts der schwierigen Integration (vgl. dazu oben die Aussagen von Reiner Haseloff und Ralf Fücks) seltener konstruiert wird:

- (13) Thomas de Maizière: Das politische Asyl kennt natürlich aus guten Gründen keine Obergrenze. Aber im Normalfall gibt es Obergrenzen der Aufnahmefähigkeit eines Landes. Viele Experten sagen, dass für ein Land unserer Größenordnung eine Nettozuwanderung von 400 000 bis 500 000 Menschen schon ziemlich viel ist. (DIE ZEIT 03.09.2015, „Alles muss sehr schnell gehen“)
- (14) Mit Familiennachzug werden aus einer Million Flüchtlingen drei oder vier und in den nächsten Jahren vielleicht sechs oder acht? Wo soll das enden? Welcher Politiker sagt uns, wohin die Reise geht in Deutschland, wie unser Land in zehn Jahren aussieht? Das Asylrecht kennt keine Obergrenze, wird wiederholt gesagt, aber die Aufnahmefähigkeit eines Landes hat eine sol-

²⁷ Vgl. etwa die Aussage der Bayrischen Sozialministerin Emilia Müller: „Die bayerischen Bürger seien ‚nicht an der Grenze unseres guten Willens angekommen, sondern an der Grenze unserer logistischen Möglichkeiten‘“ (SZ 18.01.2016, „Bayerisches Betreuungsgeld“).

che. (Leserbriefschreiber in: SZ 28.01.2016, „Schützen und verteilen aber integrieren“)

- (15) Würde tatsächlich schon Integration betrieben, stünde schnell fest, dass Deutschland die Grenzen seiner Aufnahmefähigkeit längst überschritten hat. Besonders augenfällig ist das bei den Deutschkursen: Rechnet man die Zahl der Flüchtlinge und die nötigen Stunden hoch, die unterrichtet werden müssten, erreicht man eine Lehrerzahl, die jedes Maß sprengt - selbst wenn noch so viel Geld in die Integrationsmaßnahmen gepumpt wird. Ähnliches gilt für Integrationskurse, Kita-Ausbau und Ausbildungsplätze. (FAZ 03.02.2016, „Eine völlig unklare Aufgabe“)

In Beleg (13) wird die angstkonstruierende Funktion durch das Schlüsselwort *Obergrenze* verstärkt (vgl. ähnlich auch in (14)). In Beispiel (15) überschneidet sich der Belastungstopos, der durch die lexikalische Veränderung von *Aufnahmefähigkeit* zur *Belastungsfähigkeit* sprachlich realisiert wird, mit dem Topos der düsteren Gegenwartsdiagnose. Durch die Verbindung der formelhaften Wendung mit den Verben *erreichen* oder *überschreiten* wird die Konstruktion finanzieller Belastung hervorgehoben.

Ähnlich wie *die Stimmung kippt* und *Deutschland verändert sich* wird auch *die Grenze der Aufnahmefähigkeit* in kritisch-distanzierenden Diskurspositionen verwendet:

- (16) Und was ist mit denen, die meinen in der Flüchtlingskrise stoße die deutsche *Aufnahmebereitschaft und Aufnahmefähigkeit auf die Grenzen der „Realität“*, wo doch der VW-Irrsinn belegt, dass kriminelle Energie und Dummheit keine natürlichen Grenzen kennt: Es sind Menschen, die Grenzen ziehen und sie überschreiten, nicht eine bequeme „Realität“. (taz 24.09.2015, „Die Volksrepublik“)
- (17) Genau diese Stimmung nimmt die SPD-Spitze auf. Sie weiß, dass zu ihren Wählern auch Arbeiter oder arme Menschen gehören, die sich vor sozialer Konkurrenz durch die Flüchtlinge fürchten. Seit gut einer Woche betonen deshalb Spitzengenossen auffällig oft, *dass Deutschland sich den Grenzen seiner Möglichkeiten nähere*. (taz 13.10.2015, „Das liebenswerte Merkhofer“)
- (18) Hätte der SPD-Chef offen über die Finanzierung des von ihm geforderten Zusammenhalts gesprochen, dann hätte das noch einen Vorteil gehabt: Die vagen Andeutungen über die *Grenzen der Integrationskraft* hätte er sich

sparen können. Denn auch sie sind kein Naturgesetz, sondern ein Ergebnis von Politik. (FR 09.09.2016, „Der Preis der Integration“)

In den zitierten Belegen wird das Sprechen über die Grenzen der Integrationskraft, der Aufnahmekapazitäten oder der Aufnahmefähigkeit mehr oder weniger kritisch betrachtet, indem bestimmten sozialen Gruppen (vgl. Beleg (16)) bzw. Politiker*innen (vgl. Beispiele (17) und (18)) Ängste vor Überforderung des Landes durch die Flüchtlingsaufnahme zugeschrieben werden. In allen drei Beispielen positionieren sich die Diskursakteur*innen kritisch-distanzierend zu dem Belastungstopos, der einerseits durch die formelhafte Wendung sprachlich konstruiert wird, andererseits aber (insbesondere in (16) und (18)) negiert wird. Inwieweit die Diskursakteur*innen auf den Angstabbau abzielen, ist stark kontextabhängig. So steht die kritische Diskursposition insbesondere in (16) aber auch in (18) dem Angstabbau sehr nahe, während sie in (17) nicht so stark ausgeprägt ist.

5 Fazit und Ausblick

Dieser Beitrag setzte sich zum Ziel, die impliziten sprachlichen Mittel der Angstkonstruktion am Beispiel der formelhaften Wendungen aus diskurslinguistischer Sicht zu ermitteln und ihre diskursiven Funktionen zu erschließen. Dabei wurden drei formelhafte Wendungen in den Blick genommen und als sprachliche Realisierungsformen von Argumentationsmustern im aktuellen Flüchtlingsdiskurs betrachtet.

Abschließend lassen sich drei ineinandergreifende Aspekte unterscheiden: Die Funktion in Bezug auf die Frage, welche Migrationsängste konstruiert werden, die diskursive Funktion im Hinblick auf die Art und Weise der Angstkonstruktion und die Funktion der formelhaften Wendung als sprachliches Realisierungsmittel der Argumentationsmuster.

Im Hinblick auf die Art und Weise der Angstkonstruktion kann man festhalten, dass die angstkonstruierende Funktion von formelhaften Wendungen im Korpus zwei Aspekte umfasst, die als angstschürende und kritisch-distanzierende Funktion bezeichnet werden können. Während die angstschürende Funktion mehr oder weniger intendierte Instrumentalisierung von Ängsten umfasst, kommt die andere Funktion im distanz-kritischen bzw. neutral-vermittelnden Gebrauch zum Vorschein. Diese Unterscheidung ergibt sich aus der Frage *Wer spricht?* Dabei spielt der Indikator *Diskursakteur*innen* eine zentrale Rolle bzw. die Unterscheidung zwischen der Frage, ob eine Aussage einer Fremdinstanz in

den Mund gelegt wird oder ob es sich tatsächlich um die Aussage dieser Fremdinstanz handelt. Grundsätzlich geht es um die Frage, ob die Angstkonstruktion als solche auf einer Metaebene konstruiert wird oder nicht. Genauer gesagt werden unter kritisch-distanzierender Funktion solche Korpusbelege verstanden, in denen die Diskursakteur*innen nicht selber Ängste konstruieren, sondern bestimmten sozialen Gruppen oder anderen Diskursakteur*innen die Instrumentalisierung von Ängsten zuschreiben oder sich davon distanzieren, indem sie das Schüren von Ängsten und Misstrauen mehr oder weniger kritisch betrachten. Die distanzierende bzw. relativierende Funktion lässt sich nach dem Modell von Radeiski (2011) nicht hundertprozentig der diskursiven Rolle Angstbewältigung zuordnen, weil es nicht immer um den Angstabbau geht. Demgegenüber ist die angstschürende diskursive Funktion als Angsterzeugung im Sinne von Radeiski (2011) zu verstehen. Darüber hinaus finden sich auch solche formelhaften Wendungen, die eindeutig eine angstbewältigende oder angstabbauende Funktion im Diskurs haben. Sie wurden aber nicht näher behandelt, weil dieser Aspekt den Rahmen des vorliegenden Beitrags sprengen würde. Da aber das Ziel der Diskurssemantik darin besteht, die konkurrierenden Wirklichkeitsauffassungen mit diskurslinguistischen Mitteln zu erschließen, sollte neben der für die Analyse zentralen angstschürenden oder angsterzeugenden auch die Funktion von formelhaften Wendungen bei der Distanzierung und kritischen Betrachtung der Instrumentalisierung von Ängsten nicht unerwähnt bleiben.

Die formelhaften Wendungen wurden ausschließlich als sprachliche Realisierungsmittel von Argumentationsmustern betrachtet, sodass ihnen in diesem Kontext unterschiedliche Funktionen zukommen, und zwar je nachdem, inwieweit sie im jeweiligen Kontext als zentrales sprachliches Realisierungsmittel eines Topos fungieren. So ist etwa die formelhafte Wendung *Die Stimmung kippt* in Beleg (4) nicht als zentrales sprachliches Realisierungsmittel bei der Konstruktion des Topos der düsteren Zukunftsprognose anzusehen, weil die düstere Zukunftsprognose hauptsächlich durch andere sprachliche Mittel wie etwa durch Zeitangaben und Kontraste auf lexikalischer Ebene inhaltlich näher bestimmt wird, während *die Stimmung kippt* die sprachliche Realisierung des Topos stützt bzw. signalisiert. Das lässt sich auch für *Deutschland verändert sich* bei der Konstruktion des Konkurrenztopos behaupten. Demgegenüber kann *Deutschland verändert sich* als zentrale Realisierungsform des Topos der kulturellen Veränderungen angesehen werden. Genauso werden hauptsächlich durch *die Grenzen der Aufnahmekapazität* (vorwiegend finanzielle) Belastungen vor dem Hintergrund des Belastungstopos konstruiert. Römer (2018: 151) nennt als eine der zentralen Funktionen von Phrasemen in Diskursen „die phraseolo-

gische Stützung oder Realisierung von Argumentationen und die damit einhergehende Erzeugung von Plausibilitätseffekten, um bestimmte Ziele zu erreichen“. Auch die vorliegende Analyse zeigt, dass die untersuchten formelhaften Wendungen sowohl zur Stützung als auch zur Realisierung von Topoi im Flüchtlingsdiskurs eingesetzt werden. Es soll aber betont werden, dass diese Funktionen stark kontextabhängig sind.

Die Korpusanalyse hat gezeigt, dass anhand von formelhaften Wendungen je nach Kontext und Diskursakteur*in unterschiedliche Arten von Migrationsängsten konstruiert werden. Insbesondere bei Deutschland verändert sich ist in den Aussagen von Leserbriefschreiber*innen und manchen konservativen Politiker*innen auch die Konstruktion der Überfremdungsangst erkennbar. In inhaltlicher Hinsicht wird aber neben den Migrationsängsten, mit denen gegen die Aufnahme von Flüchtlingen argumentiert wird auch die Angst vor dem Rechtsruck bzw. dem Anstieg der Fremdenfeindlichkeit konstruiert (vgl. Belege (5) und (6)). Darüber hinaus finden sich auch distanzierend-kritische Aussagen zu den Migrationsängsten, mit denen die Ergebnisse in Kreuzler & Wengeler (2018) zumindest durch die vorliegende hermeneutische Analyse bestätigt werden konnten.

Literatur

- Altheide, David L. (2002): *Creating Fear: News and the Construction of Crisis*. New York: De Gruyter.
- Bade, Klaus (2016): Von Unworten zu Untaten: Kulturängste, Populismus und politische Feindbilder in der deutschen Migrations- und Asyldebatte zwischen ‚Gastarbeiterfrage‘ und ‚Flüchtlingskrise‘. *IMIS-Beiträge*, 48/2016, 35–171. <http://kjbade.de/wp-content/uploads/2016/02/imis48.pdf> (19.05.2019).
- Bandelow, Borwin (2004): *Das Angstbuch. Woher Ängste kommen und wie man sie bekämpfen kann*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bauman, Zygmunt (2016): *Die Angst vor den anderen. Ein Essay über Migration und Panikmache*. Berlin: Suhrkamp.
- Becker, Maria (2015): *Der Asyldebatte in Deutschland. Eine medienlinguistische Untersuchung von Presstexten, Onlineforen und Polit-Talkshows*. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Belošević, Milena (i. V.): *Vertrauensgenerierung und Vertrauenserosion in der Flüchtlingsdebatte. 2015-2017. Eine diskurslinguistische Untersuchung der Argumentationsmuster*. Dissertation. Universität Trier.
- Bergenholtz, Henning (1980): *Das Wortfeld „Angst“: Eine lexikographische Untersuchung mit Vorschlägen für ein großes interdisziplinäres Wörterbuch der deutschen Sprache*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Bergmann, Jörg (2002): Paradoxien der Angstkommunikation – Über Veralten und Modernität der Angst. In: Mohammad E. Ardjomandi, Angelika Berghaus & Werner Knauss (Hrsg.), *Jahrbuch für Gruppenanalyse und ihre Anwendungen. Band 8: Der Andere in der Gruppe – Angst und Neugier*, 1–15. Heidelberg: Mattes.
- Böke, Karin (1997): Die Invasion aus den „Armenhäusern Europas“. Metaphern im Einwanderungsdiskurs. In: Matthias Jung, Martin Wengeler & Karin Böke (Hrsg.), *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*, 164–193. Opladen: Westdeutscher.
- Burger, Harald (2015): *Phraseologie: Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. 5. Aufl. Berlin: Schmidt.
- Busse, Dietrich (1987): *Historische Semantik. Analyse eines Programms*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Busse, Dietrich & Wolfgang Teubert (1994): Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik. In: Dietrich Busse, Fritz Hermanns & Wolfgang Teubert (Hrsg.), *Begriffsgeschichte und Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, 10–28. Opladen: Westdeutscher.
- Fábián, Annamária (2019): „Wir schaffen das!“. In: Annamária Fábián & Igor Trost (Hrsg.), *Sprachgebrauch in der Politik. Grammatische, lexikalische, pragmatische, kulturelle und dialektologische Perspektiven*, 77–102. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Filatkina, Natalia (2018a): *Historische formelhafte Sprache. Theoretische Grundlagen und methodische Herausforderungen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Filatkina, Natalia (2018b): Expanding the Lexicon through Formulaic Patterns: The Emergence of Formulaicity in Language History and Modern Language Use. In: Sabine Arndt-Lappe, Angelika Braun, Claudine Moulin & Esme Winter-Froemel (Hrsg.), *Expanding the Lexicon. Linguistic Innovation, Morphological Productivity and Ludicity*, 15–42. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Filatkina, Natalia (2017): *Sprachliche Konstruktion von Zukunftsangst und Misstrauen in deutschen Medien der Gegenwart*. Unveröffentlichtes Manuskript zum Habilitationsvortrag an der Universität Trier.
- Filatkina, Natalia (2016): Darumb kam eine seer grosse furcht vnd schrecken in das Volck. angst vs. vorhte – Martin Luther als Wendepunkt? In: Nina Bartsch & Simone Schultz-Balluff (Hrsg.), *Perspektiv Wechsel oder Wiederentdeckung der Philologie. Band 2: Grenzgänge und Grenzüberschreitungen. Zusammenspiele von Sprache und Literatur in Mittelalter und Früher Neuzeit*, 67–89. Berlin: Erich Schmidt.
- Filatkina, Natalia (2015): Diskurshistorische Analysen des Begriffs ‚Zukunftsangst‘ anhand des SPIEGEL-ONLINE-Archivs. *Sprachwissenschaft* 40, 79–126.
- Foroutan, Naika (2016): Nationale Bedürfnisse und soziale Ängste. In: María do Mar Castro Varela & Paul Mecheril (Hrsg.), *Die Dämonisierung der Anderen. Rassismuskritik der Gegenwart*, 97–107. Bielefeld: transcript.
- Furedi, Frank (2007): The only thing we have to fear is the ‘culture of fear’ itself. <http://frankfuredi.com/pdf/fearessay-20070404.pdf> (12.05.2019).
- Gardt, Andreas (2018): Wort und Welt. Konstruktivismus und Realismus in der Sprachtheorie. In: Ekkehard Felder & Andreas Gardt (Hrsg.), *Wirklichkeit oder Konstruktion? Sprachtheoretische und interdisziplinäre Aspekte einer brisanten Alternative*, 1–44. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Gardt, Andreas (2013): Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden. In: Ekkehard Felder (Hrsg.), *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*, 29–56. Berlin/Boston: De Gruyter.

- Georgi, Christopher (2018): Zur sprachlichen Thematisierung der Angst in Folge von Terrorismus – Eine datengeleitete Studie. In: Fabian Klinker, Joachim Scharloth & Joanna Szczek (Hrsg.), *Sprachliche Gewalt. Formen und Effekte von Pejorisation, verbaler Aggression und Hassrede*, 109–131. Stuttgart: Metzler.
- Goebel, Simon (2017): *Politische Talkshows über Flucht. Wirklichkeitskonstruktionen und Diskurse. Eine kritische Analyse*. Bielefeld: transcript.
- Gür-Şeker, Derya (2018): Pegida as Angstneurotiker: A Linguistic Analysis of Concepts of Fear in Right-wing Populist Discourses in German Online Media. In: Elena Furlanetto & Dietmar Meinel (Hrsg.), *A Poetics of Neurosis. Narratives of Normalcy and Disorder in Cultural and Literary Texts*, 115–136. Bielefeld: transcript.
- Hermanns, Fritz (1995): Begriffsgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Überlegungen zu Sinn und Form und Gegenstand historischer Semantik. In: Andreas Gardt, Klaus J. Mattheier & Oskar Reichmann (Hrsg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen. Gegenstände, Methoden, Theorien*, 69–101. Tübingen: Niemeyer.
- Jung, Matthias, Martin Wengeler & Karin Böke (Hrsg.) (1997): *Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über „Ausländer“ in Medien, Politik und Alltag*. Opladen: Westdeutscher.
- Kalwa, Nina (2013): *Das Konzept „Islam“: Eine diskurslinguistische Untersuchung*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Koch, Lars (Hrsg.) (2013): *Angst. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart: Metzler.
- Koch, Lars (2010): Das DFG-Netzwerk „Spielformen der Angst“.
http://angst.werkleitz.de/fileadmin/Angst_Media/AiG/Beitraege_DEUTSCH/Vorstellung_DFG_Netzwerk_Koch_web_100618gq_finalBild.pdf (12.05.2019).
- Kreußler, Fabian & Martin Wengeler (2018): Flüchtlinge, Geflüchtete oder Vertriebene? Zum Wortschatz in öffentlichen Migrationsdiskursen seit den 1950er Jahren. In: Joachim Klose & Walter Schmitz (Hrsg.), *Wer ist Deutschland? Aspekte der Migration in Kultur, Gesellschaft und Politik*, 301–333. Dresden: Thelem.
- Kuck, Kristin (2018a): *Krisenszenarien: Metaphern in wirtschafts- und sozialpolitischen Diskursen*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kuck, Kristin (2018b): Angst und Mut im Wahlkampf der FDP. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 14/1, 36–49.
- Lüger, Heinz-Helmut (2018): Zwischen Akzeptanzstützung und Pseudo-Argumentation. Phraseme im politischen Sprachgebrauch. In: Anna Gondek, Alina Jurasz & Joanna Szczek (Hrsg.), *Einblicke und Rückblicke. Beiträge zur deutschen Phraseologie und Parömiologie aus intra- und interlingualer Sicht*, 75–92. Baltmannsweiler: Schneider.
- Pfeiffer, Christian (2016): *Frequenz und Funktionen phraseologischer Wendungen in meinungsbetonten Presstexten (1911–2011)*. Hohengehren: Schneider.
- Rada, Roberta, V. (2018): Phraseme im deutschsprachigen Mediendiskurs über die Migration – am Beispiel von *Wir schaffen das*. In: Anna Gondek, Alina Jurasz & Joanna Szczek (Hrsg.), *Einblicke und Rückblicke. Beiträge zur deutschen Phraseologie und Parömiologie aus intra- und interlingualer Sicht*, 147–161. Baltmannsweiler: Schneider.
- Radeiski, Bettina (2011): *Seuchen, Ängste und Diskurse. Massenkommunikation als diskursives Rollenspiel*. Berlin: De Gruyter.
- Römer, David (2018): Diskursphraseme- Modellierung und Beispiel. In: Sören Stumpf & Natalia Filatkina (Hrsg.), *Formelhafte Sprache in Text und Diskurs*, 147–160. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Römer, David (2017): *Wirtschaftskrisen. Eine Diskursgeschichte*. Berlin/Boston: De Gruyter.

- Römer, David & Martin Wengeler (2013): „Wirtschaftskrisen“ begründen / mit „Wirtschaftskrisen“ legitimieren. Ein diskurshistorischer Vergleich. In: Martin Wengeler & Alexander Ziem (Hrsg.), *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*, 269–288. Bremen: Hempen.
- Schmidt, Annelie (2018): „Sicherheit“ im öffentlichen Sprachgebrauch: Eine diskurslinguistische Analyse. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Seifert, Matthias & Ulrich Brinkmann (2000): „Trau, schau, wem?“: Anmerkungen zum Mißtrauen gegenüber Fremden. In: Jennifer Wasmuth (Hrsg.), *Zwischen Fremd- und Feindbildern: interdisziplinäre Beiträge zu Rassismus und Fremdenfeindlichkeit*, 198–218. Münster: Lit.
- Spieß, Constanze (2016): „Zäune“ oder „bauliche Maßnahmen“ für eine „Festung Europas.“ Das Sprechen über Fluchtbewegungen und Migrant*innen im öffentlich-politischen Diskurs. *OBST. Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 89, 57–84.
- Spieß, Constanze (2018): „Deutschland muss Deutschland bleiben“ – Sprachliche Selbst- und Fremdpositionierungsaktivitäten im Kontext politischer Äußerungen über Migration am Beispiel des Ausdrucks *Leitkultur*. *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 1/2018, 35–55. <https://www.degruyter.com/downloadpdf/j/kwg.2018.3.issue-1/kwg-2018-0003/kwg-2018-0003.pdf> (12.05.2019).
- Spitzmüller, Jürgen & Ingo Warnke (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Stein, Stephan & Sören Stumpf (2019): *Muster in Sprache und Kommunikation. Eine Einführung in Konzepte sprachlicher Vorgeformtheit*. Berlin: Erich Schmidt.
- Stumpf, Sören & Natalia Filatkina (Hrsg.) (2018a): *Formelhafte Sprache in Text und Diskurs*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Stumpf, Sören & Natalia Filatkina (2018b): Einleitung: Formelhafte Sprache in Text und Diskurs. In: Sören Stumpf & Natalia Filatkina (Hrsg.), *Formelhafte Sprache in Text und Diskurs*, 1–12. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Stumpf, Sören (2017): Ist das Zentrum-Peripherie-Modell in der heutigen Phraseologieforschung noch haltbar? *Sprachwissenschaft* 42 (1), 59–96.
- Stumpf, Sören & Christian D. Kreuz (2016): Phraseologie und Diskurslinguistik – Schnittstellen, Fallbeispiele und Forschungsperspektiven. *Zeitschrift für Angewandte Linguistik* 65, 1–37.
- Stumpf, Sören & Christian D. Kreuz (2018): Phrasem-Bild-Beziehungen im Diskurs. Theoretische Überlegungen und methodische Ansätze zur multimodalen und diskurssemantischen Phrasem-Analyse. In: Sören Stumpf & Natalia Filatkina (Hrsg.), *Formelhafte Sprache in Text und Diskurs*, 115–146. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Wengeler, Martin (2019): „Im Moment haben die Vertreter der Angstrhetorik die Lufthoheit“. Diskurslinguistische Untersuchungen zur Konstruktion von Zukunftsangst und Vertrauen in deutschen Printmedien. In: Vedad Smailagić (Hrsg.), *Die Leistung der Philologie bei der Deutung der Kultur(en)*, 95–113. Tübingen: Stauffenburg.
- Wengeler, Martin & Alexander Ziem (Hrsg.) (2013): *Sprachliche Konstruktionen von Krisen. Interdisziplinäre Perspektiven auf ein fortwährend aktuelles Phänomen*. Bremen: Hempen.
- Wengeler, Martin (2007): Topos und Diskurs – Möglichkeiten und Grenzen der topologischen Analyse gesellschaftlicher Debatten. In: Ingo Warnke (Hrsg.), *Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände*, 165–187. Berlin: De Gruyter.

- Wengeler, Martin (2006): Linguistik als Kulturwissenschaft. Eine Einführung in diesen Band. In: Martin Wengeler (Hrsg.), *Linguistik als Kulturwissenschaft*, 1–23. Hildesheim/New York: Olms.
- Wengeler, Martin (2005): „Das Szenario des kollektiven Wissens einer Diskursgemeinschaft entwerfen“. Historische Diskurssemantik als „kritische Linguistik“. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 1 (3), 262–282.
- Wengeler, Martin (2003): *Topos und Diskurs. Begründung einer argumentationsanalytischen Methode und ihre Anwendung auf den Migrationsdiskurs (1960–1985)*. Tübingen: Niemeyer.
- Wirrer, Jan (1998): Phraseologismen in der Argumentation. In: Jan Wirrer (Hrsg.), *Phraseologismen in Text und Kontext. Phrasemata I*, 121–149. Bielefeld: Aisthesis.
- Wodak, Ruth (2016): *Politik mit der Angst. Zur Wirkung rechtspopulistischer Diskurse*. Wien, Hamburg: Edition Konturen.

Angelika Braun und Louise Probst

Fear as an Affective Trait

Abstract: Dieser Beitrag beschäftigt sich mit dem Phänomen *Angst* als akut empfundener Emotion und nicht als allgemeiner Stimmungslage. Obwohl *Angst* als eine der sog. Basisemotionen recht gut erforscht ist und eine Reihe von Untersuchungen zur phonetischen Kodierung von *Angst* sowie zu der Fähigkeit von Hörern vorliegen, diese zu erkennen, gibt es nach wie vor offene Fragen. Zwei davon werden in diesem Beitrag behandelt. Zum einen geht es um unterschiedliche Grade von *Angst*: Werden sie durch identische Merkmale, wenngleich in unterschiedlich starker Ausprägung, kodiert, oder durch kategorial unterschiedliche Merkmale? Zum anderen wird die interkulturelle Dimension der Emotionskodierung und -wahrnehmung thematisiert. Es wird untersucht, inwieweit Hörer in der Lage sind, angstbehaftete Äußerungen aus unvertrauten Sprachen und Kulturen allein anhand stimmlicher Merkmale zu dekodieren. Als Materialien dienen hierbei amerikanisch-englische, deutsche und japanische Stimuli, die einer TV-Serie entnommen wurden. Abschließend geht es um den Stellenwert visueller Informationen als Ergänzung auditiver Hinweisreize. Die konkrete Frage lautet hier, ob die visuelle Information eine korrekte Wahrnehmung von *Angst* erleichtert.

This contribution addresses the issue of *fear* not so much as a general sentiment or mood but as a momentarily experienced emotion. Although – being one of the so-called basic emotions – *fear* is rather well-researched, and there is a large number of studies covering the phonetic cues to fear and listener ability to recognize this emotion based on vocal cues alone, some questions still remain open. Two of them will be covered in the present contribution: One is the issue of different intensities of *fear* – will they be coded by differing degrees of identical cues or possibly by different cues altogether? The other concerns the inter-cultural dimension of encoding and decoding emotions. Are listeners able to decode fearful utterances across languages and cultures? This aspect is studied based on American English, German, and Japanese samples taken from the same TV series. Finally, the role of visual information complementing the audio is studied.

1 Introduction

Anxiety or *fear* can be looked at from many different angles. Specifically, they may be regarded as quasi-permanent mindsets or *states* which form part of the personality or as temporary affect bursts involving various physiological and cognitive processes, i. e. *traits* (Pekrun 2000). While the former is in the center of attention of the project as it stands, this contribution aims to add a different perspective.

Intuitively, we all have an idea of what “emotion“ entails, but when it comes to defining the term, things become more complicated. Kleinginna and Kleinginna (1981) collected close to one hundred definitions of “emotion“, reflecting different approaches to the concept. Generally speaking, three main approaches can be distinguished: basic emotions, dimensional approaches, and emotions as response patterns. These are not necessarily to be considered mutually exclusive; they just cover different aspects of categorizing emotions.

1.1 Basic Emotions

The basic emotions approach goes back to Charles Darwin (1872). Paul Ekman is one of the researchers who currently advocate the concept of basic emotions (1992a, 1992b). It relies on the visual presentation of photographs to viewers from different cultural backgrounds. A minimum of five emotions are thus identified, one of them *fear*. The others are *anger*, *sadness*, *joy*, and *disgust*. However, basic emotions were established from visual cues alone (Ekman 1992a, 1992b). They are assumed to be “biologically hardwired“ and universal (Kitayama & Markus 1994, 6). In the context of the present study, acoustic cues are the ones to be taken into account. It remains to be demonstrated that the concept of basic emotions extends to the auditory domain.

1.2 Dimensional Approaches

To some researchers, the basic emotion approach has been too simplistic since it is categorical. Therefore, dimensional models were constructed, characterizing emotions on continuous scales in a multi-dimensional space. These attempts go back to Wundt (1902), who proposed the dimensions pleasantness – unpleasantness, arousal – depression, and tension – relaxation. More recent representatives are Schlosberg (1954), Osgood (1966), and Russell (1980). However, the dimensions assumed are similar but not identical. For instance,

Schlosberg (1954) lists pleasantness – unpleasantness, attention – rejection, and sleep – tension (activation). Russell (1980), on the other hand, suggests that “affective states are, in fact, best represented as a circle in a two-dimensional bipolar space“ (p. 1161–1162) with the dimensions pleasure – displeasure and degree of arousal. Kienast (2002) and Paeschke (2003) propose a different model still: according to them, any (degree of) emotion can be placed in a three-dimensional space comprising valence (is the stimulus pleasant or unpleasant), arousal (high or low activation), and potency (weak/passive or strong/active) (Kienast 2002: 16). Irrespective of the exact model which one subscribes to, the dimensional approaches stress the point that emotions are multifaceted and that there may be no constant one-to-one relationship between the production and acoustics of emotionalized speech.

1.3 Appraisal Theories

In the context of the present study, the concept of regarding emotions as a physical reaction to events which are potentially posing a threat to the individual and whose significance must be assessed in order to react appropriately has to be discussed. This type of approach was published in the 1980s and 1990s by various researchers (Zentner & Scherer 2000). Probably the most elaborate concept of emotions as an appraisal is tied to the name of Klaus Scherer, who is among the most experienced scholars in the field of vocal emotion research (Scherer 1985, 1986, 1987, 1989, 1990, 2000, 2003, Banse & Scherer 1996, Scherer & Bergmann 1984, Scherer & Wallbott 1990, 2001 Scherer et al. 1991, Scherer et al. 2001).

Without rejecting the dimensional approach to emotions, Scherer introduces the concept of *stimulus evaluation checks* (SECs) some of which are split up into a number of subchecks as part of the reaction to sudden events (Scherer 1986). They are the novelty check, the intrinsic pleasantness check, the goal/need significance check, the coping potential check, and the norm/self-compatibility check. The outcomes of these checks are assumed to have somatic consequences for the speech production process.

The *novelty check* decides whether an event is novel or was to be expected. In the former case, the reaction will involve changes in the speech production process.

The *intrinsic pleasantness check* determines whether a stimulus is pleasant and therefore to be approached or unpleasant and thus to be avoided. The outcome of this check will result in very different reactions of the organism.

The *goal/need significance check*, including its various subchecks, determines the degree to which the organism gets involved. The higher the significance of a stimulus, the higher the ergotropic arousal which in turn has an impact on the speech production process.

The *coping potential check* involves an assessment of the organism's potential to respond to the stimulus in question. A higher coping potential leads to high ergotropic arousal, low chances of coping with the challenge will result in trophotropic dominance.

The *norm/self-compatibility check* is assumed to occur late ontogenetically and phylogenetically. Therefore, Scherer does not assign specific responses of the vocal mechanism to this check but rather postulates an interaction with the reaction to other checks (Scherer 1986: 156).

The reactions to these checks are somatic and they help to explain the physiological processes within the vocal tract, which in turn evoke certain acoustic characteristics of speech. Due to the rapid succession of the SECs, the processes going on in the speech organs may be the result of a combination of SECs (and their subchecks) as opposed to separate reactions to each single one.

Vocalization, like all motor action, is achieved by the action of the striated musculature. It is assumed that each outcome of a SEC will have a specific effect on the somatic nervous system (SNS), producing a distinctive change in general muscle tension or local muscle action (which in turn will be modified by the effect of the following SEC outcome) (Scherer 1986: 148; 156).

Based on these observations, Scherer narrows down the concept to speech production and attempts to predict physiological processes within the speech organs as a reaction to the stimuli. These processes cue a certain and well-defined vocal behavior, which according to Scherer is universal by definition.

The results of the SECs for *fear* are hypothesized to be as follows: Fear involves a high degree of *novelty*, and a low *pleasantness* rating. Its *relevance* is high while it does not meet the expectations within the *goal-plan sequence*. It clearly obstructs reaching one's goals, and it demands very urgent reaction. At the same time, the *control* over the event is low, as are the *coping power* and – to a lesser degree – the potential for internal *adjustment*. The *norm/self compatibility* check is assumed not to be applicable to this emotion (Scherer 1986: 147).

According to this approach, cultural differences in emotional phenomena can be explained by differences in the perception and appraisal of events. Culturally different interpretations of an event may result in different emotions being felt.

No matter which of these approaches one subscribes to, the phonetic perspective is on how a speaker implements various emotions and if and how a

listener correctly interprets those emotions based on vocal cues alone, i. e. without facial expression or gestures being available¹. Further questions are whether those cues remain the same across varying degrees of an emotion, and whether they will work across languages and cultures. According to Ellsworth (1994: 30), “[s]everal dimensions of emotional appraisal are consistent across cultures.” Still, the stimulus evaluation may also reveal cultural differences.

1.4 Methodological Issues

There have been a number of studies trying to confirm empirically what was predicted by the theoretical considerations outlined above. However, any empirical research on emotion faces some fundamental methodological issues for which no generally agreed solution has been found until now:

1. It is very difficult, if not impossible to find recordings of naturally occurring emotions which are of a technical quality permitting acoustic analysis. An alternative is to evoke emotions in the laboratory, e.g. by having subjects play games or by presenting them with emotionalized movies. However, it seems ethically questionable to evoke “negative“ emotions like sadness and fear in this way. If that is done, the resulting emotions are likely not to be very strong; in fact they may be too weak to render valid results. Therefore, most empirical studies have relied on actors’ renditions of simulated emotions instead.²

In studies which use naturally occurring emotions, the question is whether there is a sufficient degree of emotion to be coded in terms of discrete vocal cues (Scherer 1986: 144). In studies which use actors simulating emotions, the question is whether they are in fact sufficiently natural. As is often observed in impersonation, salient cues may be overemphasized whereas subtle ones may be neglected (Scherer 1986: 144). Thus, the full range of cues serving to signal emotions may not be exploited by the actors and will then not show up in these production studies³. A compromise between evoked

¹ This is the situation which listeners are confronted with when trying to decode emotions while talking over the telephone.

² A rare exception is the study by Williams & Stevens (1972), which includes an analysis of the live radio coverage of the Hindenburg disaster on May 6, 1937.

³ It has also been argued that the dividing line between real-life and acted emotions may not be as sharp as it appears since emotions form part of human interaction which automatically involves some enactment (Banse & Scherer 1996: 618). The authors use this as an argument in favor of using actors as speakers.

and laboratory speech consists in what can be called authentic speech, i. e. speech produced by actors not with the intention of portraying an emotion for research purposes but with the intention of sounding natural. The continuum between natural speech and laboratory speech can be summarized as follows: Naturally occurring emotions – emotions evoked by movies or games – emotions produced by actors with the intention of rendering natural emotions (authentic speech) – emotions produced by actors with the intention of portraying emotions for scientific analysis (laboratory speech).

2. Another problem is that – whether when working with actors' simulations including evoking emotions in the laboratory or with naturally occurring material – there are varying intensities of emotional states. For instance, there is a vast difference between being a little sad because the dress one wanted to buy was not available in the right size on the one hand and the heartbroken state of someone whose spouse has just walked out on them on the other. Little, if any, attention has been given to this aspect in the past. Again, to the present authors' knowledge, Scherer and colleagues are the only ones to have addressed this issue in any detail (cf. e.g. Scherer 1986, Banse & Scherer 1996). In these authors' view, varying degrees of emotion will help explain some discrepancies and contradictions in previous findings on the encoding stage as well as variation in listener ability to identify certain emotions. Their predictions on the effect of different degrees of emotion are derived from various studies with varying research designs (Banse & Scherer 1996: 617). Then they proceed to test a small number of acoustic phonetic parameters against their predictions and find many but by no means all of their hypotheses confirmed.
3. Even if one were to get hold of authentic recordings, the problem of mixed emotions would arise. For analytic purposes, it is desirable to study emotions in isolation, but in reality, there will probably be mixed emotions most of the time, i. e. fear mixed with sadness, sadness mixed with anger, etc.
4. When it comes to intercultural studies, another aspect has to be considered: As was indicated earlier on (cf. 1.3 above), there seems to be some kind of cultural filter which is applied to the emotion which one actually feels, i. e. so-called feeling rules and display rules (Matsumotu 1990: 1993). These establish limitations on the degree of emotionality which may be externalized or even perceived. So the sensation of an emotion as well as the degree to which it is shown may vary according to cultural rules. It may e.g. be considered improper to make them known to other people, let alone foreigners. A widely known example of this type of behavior is the reaction by the locals to the Fukushima disaster in Japan – people were smiling when

interviewed about it. Western viewers had to be educated about the interpretation: it was not that the Japanese were happy, they had just been trained not to show their anxiety and fears.

5. There is still a striking paucity of intercultural studies on emotions which involve both the production and the perception sides of all languages involved. Most of the time, the perception of emotions encoded in one language is studied in listeners belonging to a different speech community. Exceptions are Abelin 2004; van Bezooijen et al. 1983; Braun & Heilmann 2012, Shimoda et al. 1978, and Tickle 2000. Even though they all find differences between different languages/cultures, the numbers are still too small to draw firm conclusions.

The present research tries to address two of these issues, attempting to shed light on different degrees of emotions and intercultural aspects. The research questions asked are as follows:

1. Are different degrees of emotions in general and fear in particular encoded in a linear way, i. e., essentially using the same mechanisms, but to a different extent?
2. Are there any intercultural differences in the encoding and decoding of fear?
3. If so, do the differences in the encoding and the decoding of fear increase with linguistic and/or cultural distance?
4. Will the presence of visual information aid the decoding process?

2 Experiment 1 – Degrees of Emotion

There are a few studies, notably Banse & Scherer (1996) which aim at covering different facets of emotionality and do so by asking actors to portray members of the same emotion family (e.g. hot and cold anger, panic and anxiety, elation and happiness). The approach taken here is somewhat different: speakers are expressly asked to portray varying degrees of one and the same emotion. The difference between these approaches is not trivial: We have chosen this approach in order to avoid varying interpretations of concepts like anxiety and elation as well as the danger of eliciting mixed emotions. Furthermore, the present authors do not share the view held by Scherer (e.g. 1986: 157) who regards

cold anger as a lesser degree of hot anger. We consider both to be variants of anger, which can each be expressed in different degrees.⁴

2.1 Materials and Methods

The aim of this study was to include the production and perception of three degrees of the basic emotions *hot anger*, *cold anger*, *joy*, *sadness*, *disgust*, and *fear*. In view of the complexity of the encoding task, it was decided to work with professional actors. The six professional speakers selected (native speakers of German; 3 female, 3 male) each had many years of experience in radio, television, and stage work. For the purpose of this study, five nonsense sentences were constructed which consists of words forming part of the German lexicon and adhere to German syntax but are nonsensical like e.g. *Die Maserung der Wand geht ins Wasser* ‘The pattern on the wall disperses into the water’. Speakers were asked to portray these sentences in six different emotions and in a neutral speaking style. Specifically, their task was to express three degrees of each emotion: low, medium and extreme. No further instructions were given to the speakers, and none of them signaled any trouble or questions concerning the task.

Recordings were made in a professional studio of one of the largest German radio stations (*Westdeutscher Rundfunk*) using a condenser microphone Neumann U 87 and a DHD-RM4200 preamplifier. The sampling rate was set to 48 kHz with a 16 bit quantization. Speakers were encouraged to repeat the stimuli until they were satisfied with the results, and they actually made use of this option.

This procedure led to a total of 90 items for *fear* (6 speakers x 3 degrees of emotionality x 5 utterances), and 30 more which were considered *neutral* and served as a reference. This contribution will focus on the production and perception of *fear*.

2.2 Analysis

Several acoustical parameters were analyzed in order to establish how speakers portray an emotion. They include measurements of fundamental frequency and

⁴ For similar reasons, we have reservations against translating *cold anger* as *Ärger* and much prefer *kalte Wut*.

speaking tempo, but also an assessment of voice quality. With respect to fundamental frequency (f_0), the mean, standard deviation and range ($\max f_0 - \min f_0$) were measured. In order to avoid errors due to the automatic pitch extraction, all measurements were manually checked. Since male and female voices were to be compared, all results were converted to semitones.

Speaking tempo was analyzed in terms of articulation rate (AR in terms of syllables per second excluding pauses), because this measure best represents the actual velocity of articulator movement. The number of pauses was analyzed separately⁵.

Voice quality was analyzed auditorily according to the classification by Laver (1980). Only laryngeal voice qualities were included in the analysis, i. e. creaky voice, creak, breathy voice, whispery voice, whisper, tense voice, harsh voice, falsetto as well as combinations of the above which are physiologically possible.

A perception experiment was carried out to study the perceptual relevance of the acoustic findings. In order to avoid listener exhaustion, only the low and extreme degrees of emotionality were used. 61 students, all native speakers of German, served as listeners. They were 18-30 years of age, 40 being female and 21 male. Their task was to listen closely and mark the perceived emotion as a forced choice decision on an answering sheet listing five emotions (*joy, fear, sadness, anger, and disgust*) as well as *neutral*.

Results will be presented in two steps: First, the relation between the three degrees of emotionality will be discussed. In a second step, the emotional renditions will be compared to the *neutral* utterances serving as a reference.

2.3 Results

2.3.1 Fundamental Frequency (f_0)

As is shown in Figure 1, the difference in mean f_0 between low and medium degrees of *fear* is not very sizable. However, the extreme degree of *fear* sticks out, showing a considerably higher f_0 than the other two degrees. Thus, the relationship among the various degrees of emotionality is incremental, but by no means linear. This corresponds perfectly well to the expectations as e.g.

⁵ A pause is defined here as any perceivable period of silence (none of the speakers used filled pauses) exceeding 100ms.

expressed by Banse & Scherer (1996). Fear definitely and reliably causes F0 to rise, and the higher the degree of fear, the stronger the increase.

With respect to the relation to *neutral*, most speakers signal a low and even medium degree of fear by a slightly lower than *neutral* mean f0, whereas the values for the extreme degree of *fear* are always well above those for *neutral*. Thus mean F0 will not serve as a cue which can readily be exploited by listeners to recognize a low degree of this emotion.

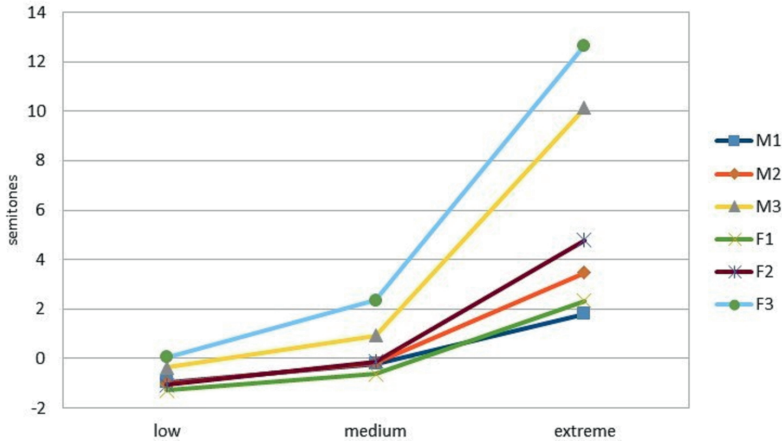


Fig. 1: Mean f0 for the various degrees of *fear*

The standard deviation (SD) of the fundamental frequency corresponds to the impression of melodiousness in a voice. All speakers exhibit a decrease in SD for the low and medium degrees of *fear*, making it more monotonous. Five out of six speakers mark the extreme degree by a larger f0 variability. Once again, only the highest degree of fear presents a reliable cue for listeners to exploit in the identification of this emotion.

The f0 range shows a slight increase from low to medium degree. For the low degree the f0 range is comparable to that of the *neutral* stimuli for most speakers. With the exception of two speakers, the extreme degree of *fear* is marked by a substantially wider range (up to 5.2 semitones wider than *neutral*). Figure 2 shows the differences of f0 range for the various degrees of *fear* in relation to *neutral*.

Two speakers show a behavior differing sharply from that of the other four. They either exhibit little change in their F0 range or even narrow it further

across the three conditions. For these two speakers, listeners cannot rely on this parameter for the recognition of this emotion.

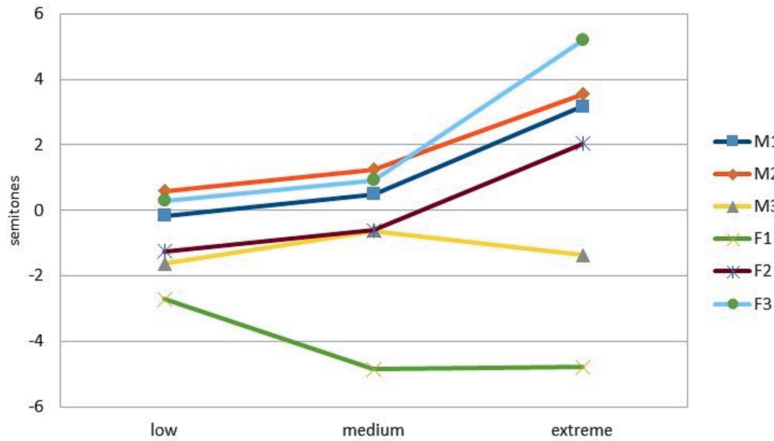


Fig. 2: F0 range for the various degrees of *fear*

2.3.2 Speaking tempo

Fear is the only emotion contained in our study which shows an increase in rate of articulation with the degree of emotionality, if one averages over speakers. However, this does not hold if individual speakers are considered. There is considerable individual variation, the only constant being that five out of six subjects show a faster than neutral rate of articulation in the portrayal of an extreme degree of *fear*. The group of speakers is split in half for the lower degrees, three of them articulating faster and three lower than neutral. Certainly, the individual data do not support the notion of a linear increase with degree of emotionality. However, differences from *neutral* are not very large in absolute terms (about .5 syllables/second), and the actual speaking tempo shows overlap with not only the *neutral* stimuli but also with low degrees of *joy* and *sadness*.

Articulation rate in itself thus does not seem to be used as a marker for this emotion by our speakers in any consistent way except for extreme degrees of *fear* for which it does increase. This raises the question whether pausing may have played a role in the portrayal of *fear*. A look at the data shows that the

number of pauses increases compared to *neutral* but remains essentially unchanged with degree of *fear* (cf. Table 1).

Tab. 1: Number of pauses for the various degrees of fear

speaker	Degrees of fear			total
	low	medium	extreme	
F1				0
F2			2	2
F3		1	1	2
M1	1	1		2
M2	3	1	4	8
M3	2	3		5
total	6	6	7	19

On an individual level, and considering the portrayal of various degrees of *fear*, a pattern does emerge. Speakers tend to either speed up or use pauses to mark a certain degree of *fear*. For instance, speaker M3 uses pauses, but not speech rate to portray low and medium degrees of *fear*, whereas he uses the latter for an extreme degree. Speaker F1, on the other hand, does not pause at all, but uses speech rate to mark medium and high degrees of fear. Thus in our material there are indications to the effect that something like a trade-off exists between these two parameters for the emotion of *fear*.

2.3.3 Voice quality

In order to establish voice quality, the material was analyzed auditorily, and the presence of qualities differing from modal voice was noted. There may be more than one voice quality other than modal voice present in a single utterance. For instance, a speaker may start out with modal voice, then switching to tense voice and finally to whispery voice. Therefore, the number of observed voice qualities exceeds the number of utterances.

Whereas all speakers stick to modal voice in their *neutral* reference utterances, they use a wide range of voice qualities for the representation of *fear*: modal voice, breathy voice, tense voice, whispery voice and whisper.⁶

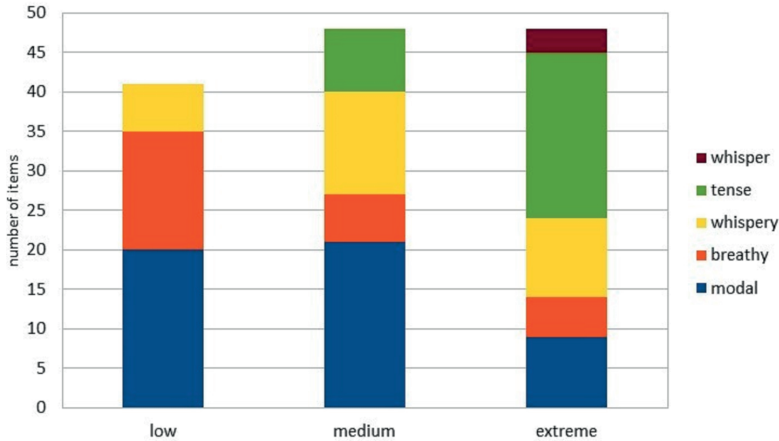


Fig. 3: Voice quality for the various degrees of *fear*

The number of different voice qualities per item increases when speakers move from the low emotional degree to the medium or extreme level of emotionality. The low degree of *fear* is displayed mostly by modal voice and breathy voice, one of these two often prevailing throughout the whole utterance. In the medium degree, combinations of voice qualities become more frequent. Whispery and – to some extent – also tense voice occur. It is interesting to note that there is a gender effect on whispery voice in the sense that it is only used by male speakers. The extreme degree of *fear* is mostly externalized by tense voice (either throughout the utterance or for most parts of it), often accompanied by whispery voice, occasionally ending in (voiceless) whisper. No speaker utters the extreme degree using modal voice only. In some cases breathy voice is added to modal and tense voice, while speakers rarely combine modal voice or tense voice with whispery voice.

⁶ For the difference between *whispery voice* and *whisper* cf. Laver (1980: 121).

2.3.4. Perception

Perception rates differ for the five emotions and neutral speaking style, and also for the varying degrees of emotionality. *Fear* is correctly identified in 40% of the items (for comparison: *neutral* is correctly identified 84% of the time). However, sorting the items for degree of emotionality shows that the extreme degree of *fear* is much more often recognized correctly than the low degree, as is evident from Figure 4.

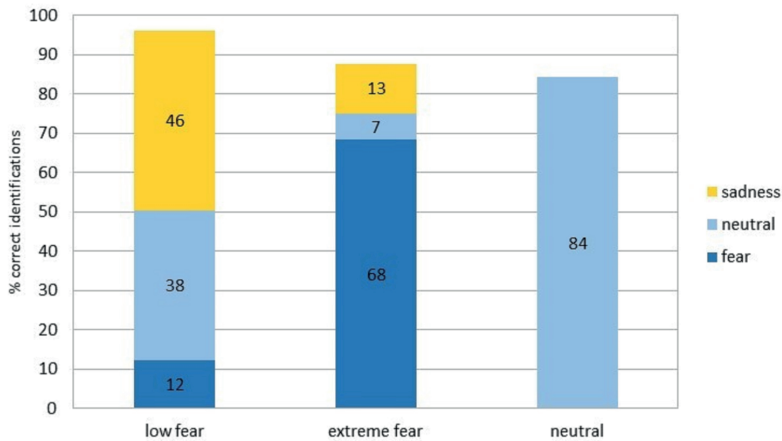


Fig. 4: Perception rates for low and extreme degrees of *fear*

The confusion patterns also merit attention: The low degree of fear was not even recognized as such at chance level. By far the most frequent response was *sadness*, followed by *neutral*. This is remarkable because *sadness* and *fear* are located at opposite ends of the activation dimension and thus should not be prone to be confused. For the extreme degree of *fear* the picture is different. The recognition rate is quite high, but the confusion pattern remains the same (predominantly *sad* and *neutral*).

These results demonstrate that listeners cannot be expected to correctly identify low levels of emotionality at a level above chance. This may in part explain different recognition rates in previous studies. It also reflects the difference between the three intensities of *fear* on the production side. Specifically, the production data for the low degree of *fear* were often very close to *neutral*, but also to those for *sadness*. This applies in particular to the F0 measures

(mean, SD, and range). In view of this similarity, it does not come as a surprise that low degree *fear* was more often mistaken for *sadness* and *neutral* than correctly identified.

2.4 Discussion

It can be concluded from the present study that speakers handle the portrayal of *fear* in part conventionally and in part individually, making use of changes in fundamental frequency, speaking tempo and voice quality. As a general observation, *fear* is represented by a higher pitch (increased mean f_0), and less modulation for the low and medium degrees and more for the extreme degree, and generally a wider f_0 range than *neutral*. These findings are in line with those reported by Scherer (1986), Banse & Scherer (1996) and Paeschke (2003) as far as mean f_0 and f_0 range are concerned. These studies also report greater variability (greater SD) for *fear*, but this expectation is not met by our data.

Speaking tempo seems to be a highly individual parameter, but all speakers make use of it to distinguish emotional speech from *neutral*. For the portrayal of *fear*, the general observation of increased tempo confirms the assumptions based on the results of previous studies (Banse & Scherer 1996, Kienast 2002, Paeschke 2003). Pauses tend to be a suitable method in portraying emotions, however they also appear to be strongly dependent on individual speaker preferences. Speakers seem to link these two parameters: the less they increase their articulation rate, the more they make use of pauses. This trade-off between the mechanisms of speech tempo regulation suggests different strategies of encoding.

There is hardly any previous research on voice quality in emotional speech. Kienast (2002: 89) reports the presence of whisper and breathy voice for fearful speech. In the present study, speakers prefer to assign breathy voice to the low degree of *fear*, whispery voice to the medium degree and tense voice to mark the extreme degree, the latter being a setting not studied by Kienast. Our results indicate that voice quality is applied variably to different degrees of emotion and cannot be expected to be tied to any single emotion in a uniform way. As Kienast (2002: 126) already notes, there is no single phonatory setting solely characteristic to fearful speech. The expectation by Klasmeyer & Sendlmeier (2000) that falsetto might play this role, does not hold.

An important question in the context of this study is whether vocal cues remain the same or change with the varying degrees of emotion, in other words, whether the portrayals are linear or categorical. It emerges from the measurements that the encoding of the various degrees of emotion is exponential rather

than linear. The acoustic representations are incremental concerning mean f_0 , pauses and – more or less – articulation rate, where individual externalizations differ. The encoding of *fear* with respect to voice quality is neither linear nor exponential but can be termed categorical, meaning that there is a change in preferred voice quality.

Running counter to the concept of basic emotions as being universal and therefore generally easy to recognize, *fear* is getting the lowest recognition rates of all emotions tested in this study. The low degree seems substantially more difficult to perceive than the extreme, and listener performance in detecting it is at less than chance level. This does not come as a surprise considering that findings on recognition rates for *fear* differ greatly between previous studies. While Tickle (2000) finds rates of 40% (Japanese speakers and listeners) and 49% (English speakers and listeners), Kienast reports 85% correct recognition for her German subjects. Braun & Heilmann found correct recognition of fear in 60% (Japanese speakers and listeners) to 91% (German speakers and listeners) of all cases. Banse & Scherer (1996) report 42% correct identification for anxiety and 36% for panic. Some of these results suggest a cultural difference in recognition rates. This question will be addressed in Experiment 2.

3 Experiment 2 – Intercultural aspects

An important issue in emotion research concerns the notion of universality vs. cultural determination of emotions. The concept of basic emotions presupposes universality, but it heavily relies on the visual domain. Mesquita and Frijda (1992) present a review of earlier studies and find evidence for and against universality both with respect to photographs and speech. Specifically, Japanese viewers/listeners are cited as exhibiting an encoding and decoding behavior which is quite different from that of American subjects. For instance, recognition rates were lower for Japanese listeners than for Americans. We therefore carried out an experiment involving American, German, and Japanese subjects.

3.1 Materials and Methods

In an attempt to use authentic speech rather than recordings made by actors for the purpose of studying emotions, excerpts from the leading male and female characters in the TV series *Ally McBeal* were used as stimuli. The American original as well as the German and Japanese dubbings were studied. We chose these

languages because we intended to study one language which is linguistically and culturally close to the American English original as well as a one that is distant from it. The results reported here form part of a study covering four basic emotions (*anger, sadness, fear, and joy*) as well as neutral stimuli. We had aimed at studying stimuli from the leading male and female characters, but fearful utterances were found for the female character only. Four short scenes of about 5-8 sec. duration were selected for analysis based on the assessment of the German dubbed version by three female researchers. Special care was taken to choose utterances whose wording did not convey a particular emotion. The stimuli were analyzed auditorily and acoustically. In order to study the perception side in addition to the production data, three listener groups (American, German, and Japanese) were asked to assign different emotions to the stimuli.

3.2 Results

3.2.1 Encoding

The production parameters studied included those covered by Experiment 1, complemented by perceived loudness, fluency, and breathing patterns.

Table 2 summarizes the results. They are depicted with reference to the results for *neutral* stimuli. At first glance, there are no big between-speaker differences. All three speakers show a greatly increased mean F0 as compared to *neutral* utterances, amounting to about 45 Hz, a slight increase in perceived loudness as well as disfluencies and dyspnea. These findings are prototypical for the emotion of *fear* and are predicted by Scherer's model (Banse & Scherer 1996: 617).

Tab. 2: Summary of production results with reference to neutral stimuli. [Legend: "(<)" = slight decrease; "=" = no change; "(>)" = slight increase; ">" = moderate increase; ">>" = sharp increase; ">>>" = dramatic increase; features written in parentheses occurred only occasionally].

Feature	Language		
	American English	German	Japanese
Mean F0 (Hz)	>>	>>	>>
F0 SD (Hz)	(>)	>>	=
F0 range (Hz)	>	>>>	>
Voice quality	(breathy voice)	creaky voice breathy voice (whispery voice)	breathy voice (whispery voice)
Loudness	(>)	(>)	(>)
Tempo	>	(<)	>
Fluency	disfluencies	disfluencies	(disfluencies)
Breathing pattern	dyspnea	dyspnea	dyspnea

On the other hand, differences between the speakers emerge with respect to voice modulation as expressed by F0 standard deviation, voice quality, and speaking tempo. Whereas the American and Japanese speakers show hardly any deviation from *neutral*, a strong increase in F0 modulation and range is observed for the German speaker. She once again differs from the other two with regard to speaking tempo: while the American and the Japanese speakers speed up when displaying *fear*, the German speaker shows a tendency to slow down. Moreover, the German speaker is the only one to show creaky voice, i. e. a voice quality which is usually not encountered in fearful utterances (cf. also Experiment 1). The Japanese speaker, on the other hand, shows fewer disfluencies than the other two. This is the only parameter which suggests an intercultural difference between Japanese on the one hand and English and German on the other.⁷ As for the rest, the Japanese speaker sticks out much less than the German speaker does.

To sum up, the German speaker in particular deviates from the other two in several respects, which might make it difficult for Japanese and American listeners to recognize the intended emotion.

⁷ It has to be kept in mind, though, that we analyzed what can be considered a standard set of parameters, and that the perceptually relevant feature which distinguishes Japanese encoding of fear has yet to be discovered.

3.2.2 Decoding

What do the said differences between the German speaker and the other to mean for the perception side of things? Table 3 shows the results.

Tab. 3: Recognition rates for fear by the different listener groups

Speakers	Listeners			
	American Engl.	German	Japanese	mean
American English	82%	79%	49%	72%
German	41%	91%	44%	56%
Japanese	62%	58%	60%	61%
Mean	64%	74%	52%	66%

The table shows that each listener group performed best with stimuli in their own language, the margin being larger for the American listeners than for the other two groups. This confirms previous findings, e. g. by van Bezooijen et al. (1983). Generally speaking, German listeners perform best. On the other hand, German stimuli are recognized worst – 56% as opposed to 62% for the Japanese and 72% for the American speakers. This may be due to the fact that the German speaker used an encoding strategy which was somewhat different from the other two (cf. 3.2.1 above).

As far as the intercultural perspective is concerned, the German and the Japanese listeners behave exactly as expected: They achieve the best results with stimuli in their own language and do worst with those in the structurally distant language. The latter does not apply to the American listener group, though. They do much worse with the German stimuli than with the Japanese, mistaking them for sadness much more frequently (57%). We can only speculate about the reasons for this behavior: these results may be attributable to the differences in encoding or possibly German sounded even more foreign than Japanese to the American listeners, none of whom had ever been exposed to German.

If one takes a look at confusion matrices, i. e. at the emotions with which *fear* was most often confused, the result is quite straightforward and also very similar to that of Experiment 1: *fear* is by far most often mistaken for *sadness* (cf. Table 4). The reverse is also true – *sadness* is most frequently confused with *fear*. This is surprising since *fear* and *sadness* are at opposite ends of the activation dimension, and Banse & Scherer (1996: 616) generally predict opposite

acoustic manifestations. This, however, is not confirmed by our data (Braun & Heilmann 2012). Specifically, we found correspondences between *sadness* and *fear* on the production side with respect to voice quality, dyspnea, and fluency.

Tab. 4: Confusion matrices for intended *fear* and *sadness* according to listener language

Listeners perceived	All listeners	AE listeners	G listeners	J listeners
Fear	66%	64%	74%	52%
Sadness	20%	25%	11%	30%
Neutral	7%	5%	8%	9%

Still another reason for the poor performance and the confusion may be that the only channel available to the listeners was the audio. We therefore checked whether performance increased with video only or with both audio and video information present. Table 5 shows the results. Somewhat surprisingly, listener performance does not increase substantially if both audio and video information are available.⁸

Tab. 5: Recognition rates for *fear*: audio, video, and audio-video combined

Channel	Listener language			
	American English	German	Japanese	mean
audio	64%	74%	52%	63%
video	56%	53%	34%	48%
audio-video	64%	85%	54%	68%
mean	61%	71%	47%	

The largest gain from the added video information is exhibited by the German listeners who show an improvement in recognition rate by 11 percentage points compared to audio alone. The fact that the video signal alone was always recognized much worse than the audio alone comes as a surprise given that most emotion theory is based on observations in the visual domain.

⁸ This result is even more surprising given the fact that the AV testing was done about a week after the audio testing, so that listeners already knew both the video and the audio. If anything, recognition rates should have gone up due to that circumstance.

3.3 Discussion

On the production side, there is no specifically “Japanese encoding“ of *fear*. The Japanese and the American speakers make use of very similar mechanisms to signal this emotion. If there is one of the speakers who differs from the other two, it is the German one. This comes unexpected given previous results on the restrictions on showing *fear* in the Japanese culture. For instance, Tickle (2000) found that her Japanese listeners did worse with Japanese stimuli than with English ones at identifying *fear* and attributes this finding to the fact that Japanese speakers are hesitant to externalize *fear* in the first place. We did not find evidence to support this notion. It is possible, though, that the Japanese speaker modelled her speech behavior after the American original and expressed fear more freely than usual.

In decoding, the Japanese listeners generally did worse than Germans and Americans. It thus seems as if there may be a cultural effect in the sense that Japanese listeners have considerably more problems to decode *fear* than e.g. Germans do, probably they are not used to *fear* being uttered feely. This may also be one reason why Japanese listeners mistake *fear* for *sadness* more frequently than the other two.

Even though it sounds implausible from a dimensional perspective, we are not the only ones to have found this confusion pattern. Abelin & Allwood (2000), Scherer et al. (2001), and Tickle (2000) report the same pattern, the latter even both ways, i. e. *sadness* was also mistaken for *fear*. This reciprocal confusion also occurred in our study.

In our data, the role of the video was not as prominent as expected. Recognition rates were lower than for the audio and audio-video mode alone, and the latter was only mildly superior to the audio alone. This casts some doubt on putting an emphasis on the visual channel in emotion theory and strongly suggests including the auditory information to a larger extent.

4 General Discussion

Experiment 1 is the only one that we are aware of which aimed at studying three intensities or degrees of emotions. The only comparable study is that by Banse & Scherer (1996), but those authors used two different emotional labels as opposed to different degrees of one and the same emotion, e.g. *anxiety* and *panic* for the emotion family of *fear*. What makes results more difficult to compare is that they do not list their findings with reference to neutral recordings but to the

overall mean across all emotion recordings. Their predictions are made with reference to a neutral state of mind, though. Banse & Scherer basically assume a sharp increase in all parameters studied here for high intensity *fear* (*panic*) and a moderate increase for low intensity *fear* (*anxiety*). Not all of these predictions are met by their own study. For instance, mean F0 for *anxiety* was found to be lower than predicted.

In our Experiment 1, the three degrees of emotion were distinguishable and marked by different speech production features. The acoustic differences between them were rather not linear but exponential for mean F0 and its standard deviation, i. e. the differences between low level *fear* and medium *fear* were much less pronounced than those between medium *fear* and extreme *fear*. In the case of speaking tempo, the signaling is more complex, i. e. we observe an interplay between tempo and pausing which seems to be individual.

Our results with respect to mean F0 are in agreement with Banse & Scherer's (1996) findings but not with their predictions: low degree *fear* generally exhibited lower values than *neutral*. This may indicate that the prediction needs to be revised including the implications for emotion theory. We found speaking tempo for low intensity *fear* quite close to *neutral* and medium degrees of *fear* to be lower than *neutral*, whereas Banse & Scherer predict an increase. It seems as if there is a lot of variability in everything but a high degree of emotion, an aspect to which much more attention should be devoted.

As far as voice quality is concerned, the changes are categorical, and the results of our two experiments coincide⁹. Scherer has pointed to the importance of voice quality analysis early on (1986: 145) but we are not aware of extensive studies including a qualitative analysis except for Braun & Heilmann (2012). The reason for this is obvious – the analysis is tedious, requires extensive training, and the results do not lend themselves to statistical analyses. Still, the results reached so far strongly suggest to include a more detailed analysis of voice quality parameters. The acoustic analysis of assumed correlates to selected voice quality features like e. g. the difference in intensity between the first and second harmonic may be too crude to capture the fine detail of emotion expression.

On the perceptual strand, low degree of *fear* fails to be recognized by listeners above chance level even though the actors were satisfied to have produced the emotion in question. Thus statements like “listener-judges are able to recognize reliably different emotions on the basis of vocal cues alone“ (Banse &

⁹ We think it fair to assume that the samples from Ally McBeal represent a medium intensity of fear.

Scherer 1996: 615) clearly require some qualification. This finding may also help to explain why previous researchers found differences in acoustic cues for fear and also why the recognition rates vary to the extent that they do (cf. 2.4 above). A further study would have to look into the impact of added video information on low degrees of verbal emotion. It would probably be much larger than it was in our study.

Furthermore, the perceptual *fear-sadness* conjunction is striking. This means that *fear* is often mistaken for sadness and *vice versa*. This conjunction applies to both the stimuli created by professional actors in Experiment 1 and the authentic speech from the TV series in Experiment 2, which means that it cannot easily be attributed to a flawed elicitation procedure. Furthermore, this confusion pattern applies to all listener groups alike, i. e. it does not follow a cultural pattern. Other authors have observed similar confusions in their perception experiments (cf. 3.3 above).

This result is surprising because dimensional models of emotion will generally place *fear* and *sadness* at opposite ends of the arousal dimension (cf. Russell 1980). However, there is evidence for the similarities between these two emotions in the production data. Mean F0 and related parameters as well as voice quality were found to be very similar in both experiments. This casts some doubt on the placement of both these emotions on the arousal dimension which is part of basically all dimensional models of emotion (cf. Russell 1980) both from a production as well as a perception perspective.

The present study supports the argument for culture specificity of emotions. We implemented a research paradigm suggested by those authors (Scherer et al. 2001: 88), i. e. working with both “encoders and decoders from several different countries [...] to test whether decoders from the countries involved would recognize emotion portrayals by encoders from their own countries most accurately.” In Experiment 2, we actually found this to be the case. All three listener groups were best at recognizing *fear* that was encoded in their own language and performed much worse with linguistically and culturally more distant samples.

In past research on emotion and culture, it has been taken for granted that cultural distance coincided with linguistic distance. What remains to be studied in this context is whether a cultural effect can be distinguished from a language effect. This would involve studying culturally close but typologically different languages such as Norwegian and Finnish and vice versa, e.g. Chinese and Japanese. Through experiments separating the two, effects created by the linguistic structure, e.g. the prosody of a language, could be separated from effects which are really created by cultural mechanisms.

References

- Abelin, Åsa (2004): Cross-Cultural Multimodal Interpretation of Emotional Expressions. An Experimental Study on Spanish and Swedish. *Proceedings of the ISCA supported International Conference on Speech Prosody*, Nara, 647–650.
- Abelin, Åsa & Jens Allwood (2000): Cross linguistic interpretation of emotional prosody. *Proceedings of the ISCA Workshop on Speech and Emotion*, Newcastle, Northern Ireland, 110–113.
- Banse, Rainer & Klaus R. Scherer (1996): Acoustic Profiles in Vocal Emotion Expression. *Journal of Personality and Social Psychology* 70 (3), 614–636.
- Bezooijen, Renée van, Stanley A. Otto & Thomas A. Heenan (1983): Recognition of Vocal Expressions of Emotion: A Three-Nation Study to Identify Universal Characteristics. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 14, 387–406.
- Braun, Angelika & Christa M. Heilmann (2012): *SynchronEmotion*. Frankfurt am Main: Lang.
- Darwin, Charles (1872): *The Expression of Emotions in Man and Animals*. Chicago: University of Chicago Press. [Reprinted 1965].
- Ekman, Paul (1992a): An Argument for Basic Emotions. *Cognition and Emotion* 6, 169–200.
- Ekman, Paul (1992b): Are There Basic Emotions? *Psychological Review* 99 (3), 550–553.
- Ellsworth Phoebe C. (1994): Sense, Culture, and Sensibility. In: Shinobu Kitayama & Hazel Rose Markus (Hrsg.), *Emotion and Culture. Empirical studies of mutual influence*, 23–50. Washington/D.C.: American Psychological Association.
- Kienast, Miriam (2002): *Phonetische Veränderungen in emotionaler Sprechweise*. Aachen: Shaker.
- Kitayama, Shinobu & Hazel Rose Markus (1994): Introduction to Cultural Psychology and Emotion Research. In: Shinobu Kitayama & Hazel Rose Markus (Hrsg.), *Emotion and Culture. Empirical studies of mutual influence*, 1–19. Washington/D.C.: American Psychological Association.
- Klasmeyer, Gudrun & Walter F. Sendlmeier (2000): Voice and Emotional States. In: Raymond D. Kent & Martin J. Ball (Hrsg.), *Voice quality measurement*, 339–357. San Diego: Singular Publishing Group.
- Kleinginna, Paul R. Jr. & Anne M. Kleinginna (1981): A Categorized List of Emotion Definitions, with Suggestions for a Consensual Definition. *Motivation and Emotion* 5 (4), 345–379.
- Laver, John (1980): *The phonetic description of voice quality*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Matsumoto, David (1990): Cultural Similarities and Differences in Display Rules. *Motivation and Emotion* 14 (3), 195–214.
- Matsumoto, David (1993): Ethnic Differences in Affect Intensity, Emotion Judgments, Display Rule Attitudes, and Self-Reported Emotional Expression in an American Sample. *Motivation and Emotion* 17 (2), 107–123.
- Mesquita Batja & Nico H. Frijda (1992): Cultural variations in emotions: A review. *Psychological Bulletin* 112 (2), 179–204.
- Osgood, Charles E. (1966): Dimensionality of the semantic space for communication via facial expressions. *Scandinavian Journal of Psychology* 7 (1), 1–30.
- Paeschke, Astrid (2003): *Prosodische Analyse emotionaler Sprechweise*. Berlin: Logos. Reihe Mündliche Kommunikation. Bd. 1.

- Pekrun, Reinhard (2000): Persönlichkeit und Emotion. In: Jürgen H. Otto, Harald A. Euler & Heinz Mandel (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*, 334–348. München: Beltz.
- Russell, James A. (1980): A Circumplex Model of Affect. *Journal of Personality and Social Psychology* 39 (6), 1161–1178.
- Scherer, Klaus R. (1985): Vocal Affect Signaling: A Comparative Approach. In: Jay S. Rosenblatt, Colin Beer, Marie-Claire Busnel & Peter J. B. Slater (Hrsg.), *Advances in the Study of Behaviour* 15, 189–244. New York: Academic Press.
- Scherer, Klaus R. (1986): Vocal affect expression: A review and a model for future research. *Psychological Bulletin* 99 (2), 143–165.
- Scherer, Klaus R. (1988): Criteria for emotion-antecedent appraisal: A review. In: Vernon Hamilton, Gordon H. Bower & Nico H. Frijda (Hrsg.), *Cognitive Perspectives on Emotion and Motivation*, 89–126. Dordrecht: Nijhoff.
- Scherer, Klaus R. (1989): Vocal correlates of emotional arousal and affective disturbance. In: Hugh Wagner & Antony Manstead (Hrsg.), *Handbook of social psychophysiology*, 165–197. Oxford: John Wiley.
- Scherer, Klaus R. (1990): Theorien und aktuelle Probleme der Emotionspsychologie. In: Klaus R. Scherer (Hrsg.), *Psychologie der Emotion*, 1–38. Göttingen: Hogrefe.
- Scherer, Klaus R. (2000): *Emotion effects on voice and speech: Paradigms and approaches to evaluation*. Presented at the ISCA Workshop on Speech and Emotion, Newcastle, Northern Ireland.
- Scherer, Klaus R. (2003): Vocal communication of emotion: A review of research paradigms. *Speech Communication* 40, 227–256.
- Scherer, Klaus R. & Günther Bergmann (1984): Vocal Communication. *The German Journal of Psychology* 8 (1), 57–90.
- Scherer, Klaus R. & Harald G. Wallbott (1990): Ausdruck von Emotionen. In: Klaus R. Scherer (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie*. Band C/IV/3, 345–422. Göttingen: Hogrefe.
- Scherer, Klaus R., Rainer Banse, Harald G. Wallbott & Thomas Goldbeck (1991): Vocal cues in emotion encoding and decoding. *Motivation and Emotion* 15, 123–148.
- Scherer, Klaus R., Rainer Banse & Harald G. Wallbott (2001): Emotion Inferences from Vocal Expression Correlate Across Languages and Cultures. *Journal of Cross-Cultural Psychology* 32 (1), 76–92.
- Schmidt-Atzert, Lothar (2000): Struktur der Emotionen. In: Jürgen H. Otto, Harald A. Euler & Heinz Mandel (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*, 30–44. München: Beltz.
- Schlosberg, Harold (1954): Three Dimensions of Emotion. *The Psychological Review* 61 (2), 81–88.
- Shimoda, K., Michael Argyle & Pio Ricci-Bitti (1978): The intercultural recognition of emotional expressions by three national racial groups: English, Italian and Japanese. *European Journal of Social Psychology* 8 (2), 169–179.
- Tickle, Alison (2000): English and Japanese speakers' emotion vocalisation and recognition: a comparison highlighting vowel quality. *Proceedings of the ISCA Workshop on Speech and Emotion*, 104–109. Newcastle/Northern Ireland.
- Williams, Carl E. & Kenneth N. Stevens (1972): Emotions and Speech: Some Acoustical Correlates. *Journal of the Acoustical Society of America* 52 (4), 1238–1250.
- Wundt, Wilhelm⁵(1902): *Grundzüge der physiologischen Psychologie*. Bd. 2. Leipzig: Engelmann.
- Zentner, Marcel R. & Klaus R. Scherer (2000): Partikuläre und integrative Ansätze. In: Jürgen H. Otto, Harald A. Euler & Heinz Mandel (Hrsg.), *Emotionspsychologie. Ein Handbuch*, 151–164. München: Beltz.

Autorenverzeichnis

Dr. Milena BELOSEVIC

Universität Trier Fachbereich II
Germanistik/Germanistische Linguistik
belosevic@uni-trier.de

JProf. Dr. Franziska BERGMANN

Universität Trier Fachbereich II
Germanistik/Neuere deutsche Literaturwissenschaft
bergmannf@uni-trier.de

Dr. Anja BERNINGER

Universität Stuttgart
Philosophisch-Historische Fakultät
Institut für Philosophie
anja.berninger@philo.uni-stuttgart.de

Univ.-Prof. Dr. Angelika BRAUN

Universität Trier Fachbereich II
Phonetik
brauna@uni-trier.de

Univ.-Prof. Dr. Natalia FILATKINA

Universität Hamburg
Fakultät für Geisteswissenschaften
Fachbereich Sprache, Literatur und Medien I
Institut für Germanistik
natalia.filatkina@uni-hamburg.de

Christopher GEORGI

Universität Paderborn
Fakultät für Kulturwissenschaften
Institut für Germanistik und Vergleichende Literaturwissenschaft
Germanistische und Allgemeine Sprachwissenschaft
christopher.georgi@upb.de

PD Dr. Nikolas IMMER

Universität Trier Fachbereich II
Germanistik/Neuere deutsche Literaturwissenschaft
immer@uni-trier.de

Leonie KLEIN

Universität Trier
Germanistik
s2llklein@uni-trier.de

Ass.-Prof. Dr. Maren LICKHARDT

Universität Innsbruck
Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät
Institut für Germanistik
maren.lickhardt@uibk.ac.at

Dr. Franziska NAETHER

Universität Leipzig/Sächsische Akademie der Wissenschaften
Fakultät für Geschichte, Kunst- und Orientwissenschaften
Ägyptologisches Institut
naether@uni-leipzig.de

Louise PROBST

Goethe-Universität Frankfurt am Main
Fachbereich Neuere Philologien
Institut für Linguistik
probst@em-uni-frankfurt.de

Dr. Phil. Anita SAUCKEL

University of Iceland
Faculty of History and Philosophy
The Árni Magnússon Institute for Icelandic Studies
sauckel@hi.is

Univ.-Prof. Dr. Juliane SCHRÖTER

Université de Genève
Faculté des Lettres
Departement für Deutsche Sprache und Literatur
Juliane.Schroeter@unige.ch

PD Dr. Rita VOLTMER

Universität Trier, Fachbereich II
Geschichtliche Landeskunde
voltmer@uni-trier.de

Index

- Akkulturation 52, 58, 61–62, 66–67, 74, 77, 79
- Angst 1–11, 13–16, 18, 20–25, 31–32, 35–38, 43, 45–46, 49–56, 58–64, 66–67, 70–72, 74–80, 89–90, 93, 101, 103–104, 107, 118, 132–134, 137–143, 145–146, 149–153, 156–160, 162–176, 179–201, 203–207, 210–213, 219–233, 235–251, 253, 255–256, 259–263, 265–284, 286–287, 291–292, 294–296, 298–306, 308–309, 312–314, 319
- Angstbewältigung 24, 85, 223, 272, 280, 286, 295, 313
- Angstkonstruktion 1, 5–6, 9–11, 13–14, 15, 16, 20, 22–24, 219–221, 224, 227–228, 242, 250, 255, 265, 267, 272, 276–277, 286–287, 291–293, 295–298, 300, 303–304, 312–313
- Angstkultur 1, 23, 51, 219, 222–224, 250, 255–256
- Angstlust 22, 72, 90, 95, 97, 100, 103
- Angstverharmlosung 24, 272, 286–287
- Annales-Schule 49, 54–55, 57, 60, 74
- Argumentationsmuster 24, 291, 293, 298, 312–313
- camera perspective 107, 109, 114, 117
- Emotion, Codierungen von Emotionen 8
- Corona 3, 6, 24, 240–241, 254, 260–261, 263, 265–271, 273–279, 281–287
- das Schüren von Ängsten 272, 274, 283, 286, 313
- Potential, destruktiv 21, 31, 33, 44
- Diskurssemantik 293–294, 297, 313
- Disney-Version 149, 154, 156–161, 163–165, 172–173, 175–177
- Emotionsforschung 1, 7–9, 22, 54, 129, 295
- Emotionsgeschichte 51, 76, 79
- explorativ 230
- fear 13, 25, 31, 50, 59–60, 63, 68, 72–73, 76, 89, 107–112, 114, 118–122, 124–125, 149–150, 163, 181, 219, 265, 291, 294, 319–320, 322–341
- fear as an affective trait 319
- Flüchtlingsdiskurs 276, 291–293, 296–298, 300, 302, 312, 314
- formelhafte Wendung 24, 291, 293, 298–300, 302, 304–307, 312–313
- frequency 189, 300, 326–328, 333
- Furcht 4, 7–8, 15, 20–21, 31–46, 52–56, 58–59, 64, 70–73, 75, 79–80, 90, 95, 97, 129, 133, 141, 146, 149, 151, 160–164, 169–170, 173–175, 190, 194–195, 203, 205, 231–233, 235, 246, 248, 260–263, 267, 276, 292, 305, 308, 311
- geteilte Anliegen 38–40, 42, 45
- Grimm 22–23, 91–92, 95, 149, 151–177
- Heterotopie 92–93, 102–103
- Furcht, ich-bezogen 31, 35, 38
- Identifikation mit Kollektiven 44
- intercultural 334, 336–337, 319, 324–325
- interdisziplinär 1–2, 182, 267, 294
- interlingual 1, 24
- Isländersaga 22, 129–133, 135, 142, 145
- Delumeau, Jean 49–50, 55–58, 60, 64, 66, 79–80
- Konfliktkonstruktion 156
- korpuslinguistisch 179, 181, 186, 189, 201, 209, 296
- Korpuspragmatik 221
- kulturanalytische Linguistik 179, 183
- kulturwissenschaftlich 1–2, 21, 293–295
- linguistisch 1–2, 5–6, 9–11, 20, 179, 180–185, 205, 213, 267–268, 301
- literaturwissenschaftlich 1, 6–7, 9–10, 21, 23, 93, 129
- Märchen 22–23, 91–92, 95, 149, 151–156, 159–161, 163–165, 167–171, 173–176
- media networks 107
- Konstruktion, medial 2, 225
- Konstruktion, sprachlich 1–2, 149, 151, 176, 220, 266–267, 295–297, 300, 302, 305, 309
- Mentalitätsgeschichte 55–56, 60–61
- Migrationsängste 24, 291, 293–294, 296–297, 300, 303, 312, 314

- Pause 278, 280, 327, 330, 333–334
- phonetic 319, 322, 324
- Ratgeber 23, 141, 179–190, 192–201,
203–205, 208–213, 260–263, 282
- Ratschlag 135, 138–139, 143, 179, 181,
198, 204–210
- Raum 5, 18, 21–22, 38, 45, 54, 64, 66, 71,
89–93, 95–104
- Religionsgeschichte 21, 54, 65, 79
- Sagaliteratur 129–130, 137
- Schicksal 4, 42, 96, 130–132, 137, 141,
145, 160, 165, 171, 201
- Spielarten kollektiver Furcht 21, 31–33,
45
- Muster, sprachlich 179, 219, 221, 227,
300
- standard situation 109, 115
- surveillance system 107, 123–124
- suspense 22, 107–109, 111–112, 114
- Tabu 89, 92–93, 103, 170, 186, 194, 198,
270, 277, 279, 281
- Tempo 302, 327, 329, 333, 336, 340
- Verbot 21–22, 70, 89–93, 95–100, 102–
103, 165–166, 168, 170–171, 175,
260, 283–285
- Verfilmung 151–152, 154
- Wortbildungsmuster 16, 265, 269, 271,
274, 293
- Zeitdiagnose 1, 9, 20–21
- Zeitgeschichte 1–2
- Zukunftsangst 4, 10, 12–14, 22, 129, 137,
142–143, 145–146, 224–226, 229,
232–233, 238, 244–245, 247, 260–
261, 277, 295